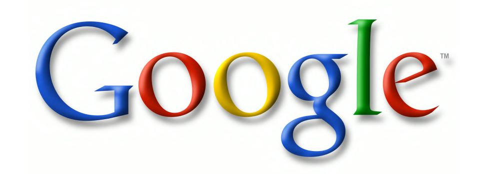
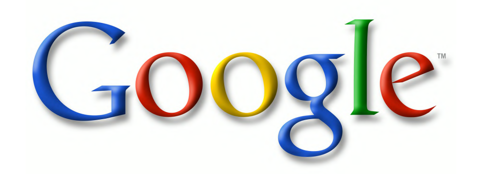




MGL

Gutzkow



Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Erster Band.

Gedichte.
Nero.
Hamlet in Wittenberg.
Xenien und Epigramme.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Vorrede.

Das geistige Leben unsres Jahrhunderts ist ein Prozeß. Partheien stehen sich mit leidenschaftlichen Mienen gegenüber und machen ihre Ansprüche, ihre Behauptungen, ihre Vorschläge mit Beweisen geltend, die Einer gegen den Andern erst selbst wieder zu vertheidigen hat. Zu Gericht sitzt das Volk oder das Jahrhundert oder das Publikum, wie man nun jene entscheidende Stimme nennen will, die so lange Kränze oder Dornen austheilt, bis eine noch entscheidendere Stimme wieder über diesen Richter urtheilen wird, die Zeit.

Die Schriftsteller und Dichter sind die Advokaten dieses Prozesses geworden. Sie machen die Ansichten ihrer Parthei geltend, sie liefern Klagschriften, Repliken, Dupliken: der Gegner stellt ihnen gleiche Ausarbeitungen in gleichem Interesse gegenüber. Wer verfolgte nicht schon den Lauf eines Prozesses? Die Advokaten erschöpfen sich in schimmernden Vertheidigungen des Für und Wider, sie stellen das, was im Stillen am Gegner ihnen Bewunderung einflößt, laut als verächtlich dar, sie übergehen mit Stillschweigen, was in der

Schrift des Feindes ihnen als das schlagendste Moment des Streites hätte erscheinen müssen, sie werfen mit geringschätzenden Worten dem Gegner Einseitigkeit, Unkenntniß des Rechtes, Verworrenheit der Begriffe vor, bis erst der Richter dazwischentritt und dem Gefechte, das halb ein natürliches, halb ein künstliches ist, ein Ende macht.

Der Richter in der Literatur sollte das Publikum seyn, aber das Publikum ist selbstbetheiligte Parthei. Der Richter in der Literatur sollte die Kritik seyn, aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit den Encyklopädisten in Frankreich, seit den Essayisten in England, seit Lessing in Deutschland ist die Kritik nicht mehr die Dienerin der Literatur, sondern ihre Herrscherin. Die Kritik ist selbst Literatur geworden. Die Kritik hat den Roman, hat das Gedicht verschlungen. Die Kritik ist der Zankapfel geworden, der aus der Literatur, aus dem stillen Gottesdienste der Musen einen Prozeß mit Partheien und Instanzen machte.

Es hat noch in unsrer neuen Literatur einige fertige, unabhängige, reife Talente gegeben, welche erhabenen oder stillgesenkten Hauptes durch die Partheien hindurchschritten und ihre Gebilde früh abgerundet und nach allen Seiten hin fertig aufstellen konnten. Andren ist es nicht so geworden. Sie standen schwankend, ob sie die Hand zur That oder die Feder zum Schreiben ansetzen sollten. Sie handelten wie auf dem Papiere und schrieben wie kriegerische Partheigänger. Sie öffneten ihr Herz, um das Gewühl des Tages hindurchziehen zu lassen, sie warfen sich in den Strom, um auf die Gefahr hin zu ertrinken, schwimmen zu lernen. Gedanken,

so rasch, wie sie gedacht werden, kann man jetzt durch die Presse gelesen machen. Die Uebergänge von Rath zu That sind nicht mehr so schnell, wie die vom Wort zum allgemein verbreiteten Buchstaben. Die wilde, gährende, unklare Zeit wählt sich blindlings Menschen aus, die sie zu ihren Organen macht. Schriftsteller und Dichter werden geschaffen durch den Zufall und ist der Zufall Gottes, so verläugnet sich auch hier nicht die Offenbarung einer höhern Fügung.

Die Julirevolution war an das Weltgebäude ein Anstoß, der eine kurze Weile alle bestehenden Verhältnisse schwanken, alle sichern Formen der Sitte sogar und des Nachdenkens zittern machte. Furcht und überspannte Hoffnung erwarteten mehr, als wirklich eintrat, und einer bald wieder sich herstellenden gleichmäßigen Ordnung der Dinge ging auf kurze Zeit in der That ein Chaos voran. In diesem Chaos wurde der Saame literarischer Entwickelungen, die erst jetzt zu erstarken anfangen, ausgeworfen und von der Hitze des siedenden Bodens schnell zum Keimen getrieben. Es rührte und regte sich aller Orten. Formen gestalteten sich und verschwanden. Kaum fertige Gebilde wurden zertrümmert, um den Stoff zu neuen zu geben. Erst jetzt möchte die Zeit eingetreten seyn, die Geschichte dieser jüngsten Vergangenheit von einem beruhigteren Standpunkte zu überschauen.

Mit dem geringen Antheil seines eignen Lebens an dieser Vergangenheit versuchte diese Ueberschau der Unterzeichnete. Er erschrack, als er die Zeugen seines Fleißes, seiner Hingebung an das allgemeine Wohl, seines hier und dort nicht ohne Belohnung gebliebenen größeren oder geringeren Talen-

tes so zerstreut, so ungeordnet, so ungesichtet umfahren sah. Hervorgegangen aus Bedürfnissen des Kampfes um Licht und Freiheit trugen seine Schriften die Spuren aller jener Zufälligkeiten, jener Störungen, jener Mühen, die mit diesem Kampfe verbunden waren und noch immer verbunden sind. Nicht Egoismus möge man es nennen, sondern die jedem Geiste zustehende Gerechtigkeit gegen sich selbst, wenn er sich beunruhigt fühlte, ein ihm und manchem Freunde werthgewordenes geistiges Schaffen vielleicht einst in jener Unordnung zu hinterlassen, in der man bis jetzt meine früheren Schriften erblickt hat.

Ein Prozeß, sagt' ich, ist unser geistiges Leben. Und schon ist die erste Instanz gewonnen. Das Urtheil ist besonnener, die Gesinnung duldender, die Stimmung versöhnlicher geworden. Wo gefehlt wurde, ist der Fehlende dem Spruch des Richters durch Geständniß zuvorgekommen und manches übereilte Verdammungsurtheil hat die gegnerische Parthei zurückgenommen. Wird man mir verdenken, daß ich im Gefühl, meinem Volke in redlichem Willen Herz und Geist gewidmet zu haben, die Hand anlege und diejenigen meiner Schriften, die mir selber werth sind, noch einmal der ruhigeren Prüfung des inzwischen über sich klarer gewordenen Zeitgeistes in einer Gesammtausgabe vorlege?

Ich bin dabei gegen mich selbst mit der größten Strenge verfahren. Ich behandelte diese zerstreuten Schriften wie die Werke eines Andern. Ich habe keine Unklarheit mehr für Licht ausgeben mögen, keine Unordnung für Plan, keine partheiische Lieblosigkeit für Charakter; ich habe getilgt, nicht

was Andern, sondern was mir selbst mißfiel. Ich durfte dies thun, da ich auf der andern Seite eben so viel von reiferer Einsicht, älterer und kälterer Erfahrung hinzufügte. Die Ausgaben sind durchweg nicht nur verbessert, sondern auch im Umfange vermehrt.

Meine dramatischen Werke sind bei J. J. Weber in Leipzig erschienen, sie durften in dieser Sammlung fehlen. Fort ließ ich auch Alles, was von meinen Schriften da oder dort alte Verfolgungen wieder hervorrufen könnte; Verfolgungen, die, unsrer Nation zur Ehre, jetzt nicht mehr im Brauch sind und sogar im Scheine von den Regierungen vermieden werden. Das Vertrauen zu den Geistern hat sich wieder erstarkt. Preußen wird die Zeit der Rochow und Tzschoppe, die z. B. auch fast jedes meiner Bücher, noch ehe es nur erschienen war, schon verboten hatten, Preußen wird diese Zeit nicht so bald wieder erleben. Grade das Vertrauen, mich in meinen Schriften harmlos dorthin jetzt verbreiten zu dürfen, wo sie früher, zu ihrem großen Nachtheil, kaum verkauft, geschweige angezeigt und besprochen werden durften, war mit eine der Veranlassungen, diese Gesammtausgabe zu unternehmen, aus der ich freiwillig fortgelassen habe, was alten Hader wieder erneuen könnte.

Ich lege dies Unternehmen vertrauensvoll an das Herz meines Volkes! Mögen diese Schriften versuchen, den Verstand und das Gemüth anzusprechen, nicht in der Voraussetzung, belehren, entscheiden zu wollen, sondern in der, zu wecken und anzuregen! Neben die großen Vorbilder des Geschmackes gestellt zu werden, fühlen sie sich nicht berechtigt;

aber dennoch sind sie der Beachtung würdig, weil ein Theil des Geistes, der uns Alle bewegt, ein Hauch der Zeit, die uns Alle umfängt, auch in sie übergegangen ist und nach Form und Ausdruck für die Zukunft in ihnen gerungen hat. Ein Spiegel der Zeit sind diese Schriften, die Geschichte eines Lebenslaufes, der mühsam hinanklomm den dornigen Pfad eines der Freiheit und der Schönheit gewidmeten Daseyns und der, zur Stunde angekommen im Alter des reifenden Mannes, nie aufhören wird, Hand und Zunge, Feder und Wort der Aufgabe seines Jahrhunderts zu widmen.

Frankfurt a. M. im März 1845.

Karl Gutzkow.

Inhalt.

Verbesserung.

Seite 46 Z. 5. v. unten lies: Wen statt wenn.

Gedichte.

Was wir schaffen, kann nicht sagen
Alles, was wir in uns tragen.
Jeder hat noch stille Wege
Und ein einsames Gehege.

Mit der Sonne letzten Funken
Oft ermüdet hingesunken,
Sang ich, mir die Seele labend
Diesen stillen Feierabend.

Hohe Kunst, sich die Gedanken
An Spalieren aufzuranken,
Edles Wort in Reim zu fassen,
Muß ich kund'gen Meistern lassen.

Ueberirdisch.

Oft ist mir's, wie die Schiffer sagen
An den Antillenküsten,
Daß sie des Meeres Unterlagen
Auch ohne Senkblei wüßten.

Ich seh' die Welt im Bild zerstreuter
Berghügel unten wallen,
Darauf baumhohe Farrenkräuter
Und zwischendurch Korallen.

Ich aber schwebe oben drüber,
Nicht mehr auf Wasserklüften,
Ich fliege himmlisch leicht hinüber,
Ein Vogel in den Lüften!

Glück.

Nimmer ist es zu erjagen,
Was du suchst, das wahre Glück!
Willst du drum die Blume fragen,
Hebt zum Sterne sie den Blick —
Und der Stern, er wird dir sagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück!

Draußen.

Sonnige Ebenen,
Wallende Felder,
Luftige Höhen,
Schattige Wälder,
Oeffnet die Arme,
Weicht nicht zurück!
Ach, wohl trag' ich
Zu Euch nicht das Glück!

Singende Vögel!
Summende Bienen!
Grüße aus Wanderers
Lachenden Mienen!
Frommer Kapellen
Glockengeläut!
Flieht ihr mich morgen?
Bleibt ihr nur heut?

Kühlt mich, ihr Lüfte,
Labe mich, Quelle!
Flieh' nicht zum Walde
Rehlein so schnelle!
Ist es ein Zauber,
Ort und Zeit
Lehren so lieblich
Vergessenheit?

Liebesschuld.

O Mond, was soll das taugen?
Scheinst mir so voll und hell
In meine feuchten Augen,
Was willst Du mir, Gesell?
Willst Du die Brust erweiten,
Zum Herzen sagen: brich!
Mahnst Du an alte Zeiten
Der alten Liebe mich?
Willst Du mich strafend fodern
An Gräber, still versteckt,
Wo Himmelswonnen modern,
Die keine Thräne weckt?

Thronrede des Frühlings.

So seh' ich wieder Euch beisammen,
Ihr, meines Reiches Stände!
Ihr bringt die alten Liebesflammen,
Ich schüttle Euch die Hände!

Ihr Bäume, Vögel, Blumen, Lüfte,
Vasallen meiner Krone,
Vom Heroldsamt ihr Veilchendüfte,
Willkommen meinem Throne!

Verändert hat sich nichts im Lande,
Es blieb im alten Gleise:

Das Storchenbein im alten Stande,
Wie auch des Kukkuks Weise.

Im Walde hör' ich wohl ein Rauschen,
Ein Murmeln und ein Flüstern,
Der Zwergbaum möchte gerne tauschen
Mit himmelhohen Rüstern.

Die Vögel machen ein Geleier,
Der Specht zieht blank vom Degen,
Der Kukkuk will schon wieder Eier
In fremde Nester legen.

Doch denk' ich alles Mißvergnügen
Und Rebellion im Haine
Mit Sturm und Blitzen zu besiegen,
Hilft's nicht, mit Sonnenscheine.

Dafür verheiß' ich anzuknüpfen,
Um unsre Macht zu mehren,
Mit manches Busens süßem Hüpfen,
Mit manchen Liebeszähren!

Im Uebrigen in Huld und Minnen
Soll es beim Alten bleiben,
Die Flüsse sollen thalwärts rinnen,
Die Blüthen Früchte treiben.

Landmarschall Sonne, nimm den Hammer,
Das Eis zerklopf' und glühe!
Eröffnet ist die Ständekammer —
Nun weh' es, wog' es, blühe!

Ungestandene Liebe.

Es ist vergebens! Nimmer soll
Mir dieser Demant glühen
Und diese Blume, düftevoll,
Nur Andern soll sie blühen!

So gnadenreich und hehr Dein Bild!
Ein Stern im Blick, dem feuchten!
Nur Andern soll er hold und mild
Auf ihren Wegen leuchten?

Nur Andern! Ach, es sagt sich nicht,
Was ich um Dich empfunden,
Wie es in vollen Strömen bricht
Noch jetzt aus stillen Wunden!

Es sagt sich nicht, wie ich Dich fand
Und bleibend mochte fliehen,
Wie oft ich schweigend vor Dir stand
Und mochte redend knieen!

Es ist vergebens! Traumerguß —
Das Säuseln einer Linde!
Und was sie träumet — ach es muß
Verwehen in die Winde!

Der Kranz.

Du süßer Schalk, ich sollte Dir verhelfen
Zu einem Kranz,
Du wolltest stolz, wie Königin der Elfen,
Damit zum Tanz.

Da hab' ich ach! ein volles Beet von Rosen
Nun kahl gepflückt,
Und unter Jubel ist und unter Kosen
Der Kranz geglückt.

Er sollte Dir die schönen Locken schmücken,
War's nicht Dein Plan?
Nun siehst Du ihn mit wehmuthsvollen Blicken
So traurig an?

Es sollte diesen Blumenkranz bestreiten
Nur Kronengold?
Nun lässest Du in Deinen Schooß ihn gleiten
So demuthhold!

Des Mädchens Loos.

Es segeln oft, wenn still das Meer geworden,
Die Schiffer pfeilgeschwind an sich vorbei,
Der Eine zeigt, sein Ziel der Südpol sei,
Den Andern jagt die Welle nach dem Norden.

Du Mann des Ungefährs! Von deinem Worte bebt
Melodisch das Gesaite meiner Seele,
Wie trunken ich von deinem Munde stehle,
Was alles groß und edel in der Brust dir lebt!

O fremder Mann, gleich einem Frühlingsstrahle
Thaust du von meiner Brust die spröde Hülle;
Und so gelöset steigt in Wonnenfülle
Empor die Zauberwelt der stillen Ideale.

Wie heißt du? Und wo ist dein Dach? Du gehst? Es drängen
Dich andre Bande? Nie kehrst du zurück?
So bleibt an mir — nur noch dein Abschiedsblick,
Ein Sommerfaden, an der Trauerweide hängen!

Der Nachbar.

Dicht über meinem Kämmerlein
Schlägt ein verliebter Ritter
Tief in die stille Nacht hinein
Die Saiten einer Zitter.

Ich hör' ihm zu. Zu seiner Lust,
Zum Grundton, ihm geliehen,
Erfind' ich aus der kranken Brust
Den Text und Melodieen.

Ich geb' ihm Worte, Lied und Schmerz,
Er giebt mir seine Kehle.
Die Note giebt ein fremdes Herz,
Den Text giebt meine Seele.

Doch plötzlich wird die Hand ihm müd',
Die Töne sind verklungen,
Ich habe mich in Nachbars Lied
Verirrt und wie versungen.

O ruh' nicht! Nachbar, fortgespielt!
Willst du mich so verhöhnen?
Du hast die Schmerzen aufgewühlt,
Du mußt sie auch versöhnen.

Ein gutes Weib.

Sie spricht: „Ich habe Deinen Sinn,
Doch nicht Dein ganzes Herz,
Du blickst zu jenen Bergen hin
Noch oft wie heimathwärts.

Du denkst, wenn sich in Liebe Dir
Mein ganzes Seyn ergiebt,
An Eine, die Du lang vor mir
In Schmerzen hast geliebt!

O denke nur! Du siehst mich froh.
Die Thräne längst zerrann.
Der ist mir lieber nur, der so
Die Liebe lieben kann."

Jugend des Greises.

Viel geliebt und viel geduldet,
Viele Schmerzen, wenig Lust,
Viel gewagt und viel verschuldet
Und ein Herz noch in der Brust?

Alle Himmel durchgeflogen,
Eine Hölle oft im Arm,
Gift aus jedem Kuß gesogen —
Und das Herz noch liebewarm?

Brust noch Herz — und Herz noch Liebe?
Alles wie in alter Zeit!
Doch wer glaubt die Frühlingstriebe
Einem Haupte, das beschneit!

Sonett.

O könnt' ich jene Töne wiedergeben
Und jene purpurrothen Farben malen
Von Abendglocken und von Abendstrahlen
Aus meiner Jugend erstem Liebeleben!

O könnt' ich wieder durch die Gärten schweben —
Die Abendnebel dampfen aus den Thalen,
Und einen Bund, beglückt von süßen Qualen,
Umspinnen Elfen, die im Mondschein weben.

Ich höre manchmal wie aus weiter Ferne
Ein Glöcklein wieder mit bekanntem Schalle,
Und mährchenhafter glüh'n die Abendsterne —

Doch sag' ich wild, von innrer Kraft gedrungen:
Ich will Euch wieder, ihr Erinnerungen!
So zucken sie und sie verstummen alle.

Ein Herbstblatt, das nicht fallen will.

Ausgeweht hat milder West,
Herbst bringt trübe Wetter,
Schüttle, Baum, den welken Rest
Deiner letzten Blätter!

Offen ist einmal das Grab,
Alles geht zur Neige,
Streif' auch du dies Blättchen ab
Vom erstorb'nen Zweige!

Geh' hin, was sterben soll!
Aus des Winters Decken
Wird's der Frühling blüthenvoll
Um so früher wecken!

Die ungerufenen Thränen.

Das war im Herbst ein scharfer Ritt!
Das gute Roß hielt auf der Haide
Fast mit dem Sturmwind gleichen Schritt.
Das Roß und ich wir glühten Beide.

Die Sporen ab, die Riemen los!
Und ihr auch, lasset, müde Glieder
Auf diesen Sessel, weich wie Moos,
Behaglich auszuruh'n, euch nieder!

Die Flamme zittert im Kamin;
Der müde Tag wird immer blasser.
Was ist das? Von der Herbstluft zieh'n
Mir in das Auge helle Wasser?

Die Wasser quillen hin und her,
Der Blick ist feucht von wilden Thränen?
Was wollt ihr Thränen denn so schwer?
Im Herzen heut' ist nichts zu sehnen.

Das Auge weint, ich will es nicht,
Die Thräne rinnt, das Herz zufrieden.
Ich denk' an Stunden, wo es bricht —
Und keine Thräne ihm beschieden!

Der dritte Stern.

Und wessen klag' ich mich denn an?
Was hab' ich grausam so verschuldet?
Was pflanzte Dornen meiner Bahn?
Wo hat ein Herz um mich geduldet?

Ich glaubte nicht, was ihr verehrt?
Der Zweifel ließ sich nicht besiegen.
Ich liebte? Ja, vom Wahn bethört!
Ich ließ den Wahn am Wege liegen.

Ich glaubte Eurem Gotte nicht?
Ich wollt' ihn selber mir erringen.
Ich war nicht treu? Nein, mit zum Licht
Verstand sie sich nicht aufzuschwingen.

Ich winkt' ihr: Liebe, folge mir,
Wie kannst du nur dort unten säumen?
Sie rief mir zu: Ich bleibe hier,
Will für dich beten, von dir träumen!

Sie blieb! Mich nahm ein andrer Stern,
Umrauscht von andern Lebenstönen!
Einst werden Schuld und Reue fern
Auf einem dritten sich versöhnen.

Die Sprache der Natur.

Je mehr wir lernen, glauben, wissen,
Umhüllt mit tiefren Finsternissen
Die Gottheit sich vor unsrem Blick;
Wir können nicht des Windes Wehen,
Den Zug der Wolke mehr verstehen,
Sie weicht vor Irion zurück.

Wir zweifeln an dem Fund des Wahren,
Selbst wenn im Kelch des Offenbaren
Die Wahrheit wie ein Elfe lacht.
Wir sind schon so abstracte Ritter,
Daß selbst der Blitz im Ungewitter
Das Aug' uns nicht mehr zucken macht.

Ihr glücklichen, ihr großen Alten,
Ihr konntet Euch an Töne halten,
Für die bei uns kein Ohr mehr wach!
Ihr glaubtet mehr als Priestertruge,
Wenn Euch aus eines Vogels Fluge
Die Nähe Eurer Gottheit sprach!

Räthsel des Daseins.

O eitle Welt, o toller Traum
Von sieben magern Jahren!
Wie bald ist überm Erdenraum
Ein Leben hingefahren!

Wozu das, Gott? Was soll ich dir
In dieser Welt, der herben?
Was machst du eine Blüth' aus mir,
Läß'st welken mich und sterben!

Warum der Schmerz? Warum die Pein?
Warum der Leib, der siechet?
Was darf mein Geist ein Seraph sein?
Mein Leib ist Wurm und kriechet.

Wie endest Du einst?

Dämmerst so hin, trübes Leben,
Zwischen Freude und Schmerz!
Jene ahnend, diesen fühlend,
Wie endest du einst?
Glaubst Dich dem Sturmwind zuvor
Mit rauschenden Gedankenflügeln!
Und bleibst doch ewig zurück
Hinter der Schneck' und der schleichenden Sorge
Hinter der langsam rinnenden
Welle der Zeit,
Leben schaffend, Leben athmend,
Und dennoch
Tod nur genießend!

Vernichtung.

Ruhig wallt der Strom.
Feuchtträge hängen die Wolken
Vom grauen Himmel —
Nur die Dohle flattert über dem grünen
Schilfmoor und freut sich des Raubes.
Mir aber wallen fiebernd die Pulse
Und das Herz schlägt fragend
An die einsame Brust:
Willst Du Donner fodern
Von der Natur,
Willst Du Stürme?
Nicht Donner, nicht Stürme, Natur!
Laß mir die öde Fläche, den Tod!
Läg' ein Schleier auf Dir, o Welt
Und deckte mich zu
Still
Mit Dir!

Todesahnung.

„Es wird ein Zimmer nebst Schlafkabinet für einen einzelnen soliden Herrn gesucht.“ Intelligenz-Blatt.

In mancher lieben deutschen Stadt,
An manchem fremden Ort,
Sucht' ich mir eine Lagerstatt
Und hauste friedlich dort.

Schon mancher Giebel schützte mich;
Hier Fenster schmuck und fest;
Dort Scheiben, die unsäuberlich
Von einem Schwalbennest.

Doch mieth' ich irgendwo, so geht's
Mir immer bang und arg,
Ich seh' in einem Winkel stets
Auch einen schwarzen Sarg.

Ich denke nie, wie lebst du wohl
An diesem stillen Ort?
Ich denke nur: Wie liegst du hohl
Und blaß im Winkel dort!

Und seh' ich um mich, frag' ich mich:
Ist nichts zu eng gehegt,
Wenn man dich einstens kümmerlich
Im Sarg hinunterträgt?

Eins wird sich erfüllen.

Einmal eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth.
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor seinem Tod.

Und an edlen Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irrem Träumen
Oft ein Frühlingsreis hervor.

Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf.

Und so wird gelingen,
Eh' mein Stundensand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt.

Eins wird sich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen, überquillen —
Mag es dann geschieden sein!

II.

Dichten und Trachten.

Erdichten und erleben.

Zaubern kann die Phantasie
Hügel, Wolken, Wälder, Flüsse;
Aber zaubern kann sie nie
Davon einen der Genüsse.

O du kannst als Künstler fein
Dir wohl eine Eiche messen,
Niemals aber Dichter sein,
Wenn du drunter nicht gesessen.

Verkohlte Herzen.

Ja, wir sind dem Tod verwandt,
Reste ausgeglühter Schmerzen,
Sind im Leidenschaftenbrand
Früh verkohlte Feuerherzen.

Doch man kann, mit Geisterhand
Unsre Belsazars zu schrecken,
Auch die weißgetünchte Wand
Nur mit Kohlenrunen decken.

An die Fürsten.

So träumt ihr immer noch den Traum,
Der Amme Mährchenlied,
Daß ihr durch diesen Erdenraum
Mit Götterrechten zieht?

Den Traum, daß Euch die Spanne Land,
Soweit sie Treue schwört,
Gleichwie der Scepter Eurer Hand,
Als Spielzeug angehört?

Daß Ihr in Eures Landes Rund
Dürft schalten wild und mild,
Ein Pfleger sein dem treuen Hund,
Ein Jäger Eurem Wild?

Daß Euch gehorchen Luft und Wind,
Der Glaube und der Wahn,
Und viele Tausend Menschenkind
Leibeigen unterthan?

Und hört Ihr nicht von einem Traum,
Den jetzt die Menschheit träumt,
So weit den nächt'gen Erdenraum
Das Morgenroth besäumt?

Von jenem Traum, wo alle Welt
In Euch sich niederläßt,
In Euch, wie ihrem weiten Zelt,
In Euch, wie ihrem Nest?

Daß ihr zu Abend, Mittag, Nacht,
Am Morgen allbereit
Zu Gottes Herrlichkeit und Pracht
Des Volks Leibeig'ne seid?

Zwei Träume! Schäume, leicht verweht,
Und beide allzukühn;
Doch der, wo Eins gen Tausend steht,
Ist der nicht vorzuziehn?

Die Glocke.

„Mein Volk, du sollst nicht länger,
Wenn Unrecht dir geschehn,
Mit Furcht vor deinem Dränger
An meinem Pallast stehn!
Es sollen deine Klagen
Zu mir nicht Kanzler tragen,
Du sollst mich selber sehn!“

Und daß 'nen beſſ'ren Weiser
Er hätte für sein Ohr,
Hängt eine Glocke der Kaiser
An seines Schlosses Thor,
Zwei Mann mit Hellepaxten,
Die sollten stündlich warten,
Ob einer trät' hervor.

Und sollten Jeden locken,
Wer sein zu dürfen schien,
An jener hellen Glocken
Das Stränglein anzuziehn;
Dem Dürft'gen sei am Tage,
Bei Nacht, am Prunkgelage,
Vom Bett Gehör verlieh'n.

Nun kamen, Recht zu holen,
Zahllose rings herbei,
Der war vom Vogt bestohlen,
Der von der Klerisei,
Bei'm Klingeln und bei'm Läuten
Erschrak in allen Weiten
Gewaltthat, Tyrannei.

Doch einstmals war der Kaiser
Bei Nacht entschlummert kaum,
Da hört' er leis' und leiser
Ein Läuten, wie im Traum;
Er fuhr empor und dachte:
Du giebst bei Tag und Nachte
Dem Hülfsbedürft'gen Raum!

Er trat ans offne Fenster
Und rufte: Wer ist da?
Doch schienen es Gespenster,
Denn keine Seel' er sah.
Die Glocke aber leise
Tönt' in der alten Weise —
Ihm angst und weh geschah.

Von keiner Hand gezogen,
Als wenn's von Geistern wär',
Beschreibt sie ihren Bogen
Stets läutend hin und her;
Der Mond beschien die Wände,
Der Kaiser faltet die Hände,
Das Herz ward ihm so schwer.

„Ach, sprach er zu sich weinend
Das sind die Seufzer all,
Die, stille sich vereinend
Zu einem Geisterschall,
Sich in sich selbst verwinden,
Niemalen Tröstung finden,
Als vor dem Herrn des All!“

„Was hilft da all mein Richten,
Mein gnädig Kaiserwort?
Zahlloses giebt's zu schlichten
Der Leiden hier und dort,
Es schwimmt auf tausend Thränen
So vieler Schmerzen Sehnen
Nur in des Himmels Port!“

Der Genius.

„Nec admodum peritus erat artis suae S. Josephus."

Als Jesus noch im Kinderlatz
Auf Sankt Josephi Zimmerplatz
Gespielt mit Säg' und Hobelspähn',
Ließ er schon manches Wunder seh'n.

Man weiß, daß Joseph ganz und gar
In seiner Kunst ein Pfuscher war;
Mit Winkelmaaß und mit dem Loth
Hatt' stets er seine liebe Noth.

Aus Mitleid kam das Jesulein
Dann öfters zu dem Machwerk sein,
Und legte, wie ein Zimmermann,
Den Finger statt der Axt daran.

Und sieh! das Krumme streckte sich,
Was ungehobelt, leckte sich,
Zu Kleines wuchs, und was zu grad',
Dreht husch! sich wie ein Wagenrad.

Sankt Joseph blieb verwundert steh'n —
Und Jesus, als wär' nichts gescheh'n,
Geht wieder an den alten Ort,
Und spielt mit seinen Spähnchen fort.

Der Dichter und seine Lieder.

Meine Lieder schuf ich mir,
Meinem Grame zu entfliehen;
Sang sie niemals zum Klavier,
Nie nach Not' und Melodieen.

Ihr habt sie zum Sang gesetzt!
Im Salon, beim Schein der Kerzen
Kokettirt Ihr und ergötzt
Euch an meinen bittern Schmerzen!

Mir blieb Banges ewig bang,
Liebe warb umsonst um Lieben,
Und die Wunden, trotz Gesang,
Ewig sind sie wund geblieben.

Warum der Schmerz die Menschen flieht.

Was soll ich mich an And're schmiegen
Und meinem eignen Gram entfliehn?
Wie schwer, mit Jedem aufzufliegen!
Wie leicht, ihn zu mir niederziehn!

Allmacht.

Großer Gott, was mußt Du geben,
All die Wünsche nur zu stillen,
Die auf unsern Lippen beben,
Und die stumm dem Aug' entquillen!

Gebrauch der Gelegenheit.

In Alles hänge deine Lieder,
In Blumenglocken,
Blüthenflocken,
In einer Sennin bunten Mieder.

Am alten Thurm die Epheuranken,
Das Spatzenlärmen,
Mückenschwärmen,
Um Alles winde die Gedanken.

Ein Eisenring hängt an der Mauer,
D'ran eine Kette,
An dieser Stätte
Gedenk des Vaterlands mit Trauer.

Tag und Nacht.

Wo eben noch die blanken Häuser gafften,
Da — dort — zertreten Gras herum —
Und stolz auf edle Eigenschaften
Sich pfauengleich gebläht das Publikum —
Wo in den staubbedeckten Gassen
Noch eben erst der lahme Zeitgeist schlich,
Und sich die Ichheit trotz der fetten Massen
Doch immer höflich aus dem Wege wich —
Darauf gießt nun in Silberstreifen
Der gute Mond sein Zauberlicht
Und lässet durch die Prosa schweifen
Ein nachtigalldurchhauchtes Lenzgedicht.
Nun fallen majestät'sche Schatten
Auf jene Zwergenwirklichkeit —
Auf Haus und Hof, auf Schornstein, Dächerlatten,
Sind strahlende Karfunkel ausgestreut!
So lebt die Dichtung auch! Erzittert
Sie vor der Welt, wenn Prosa wacht;
Sie thront auf goldnem Stuhle unerschüttert,
So lange Mond und Stern und heil'ge Nacht.

Fern und nah.

Das Licht erlischt — nur Mondenschein
Fällt in die dunkle Klaus' herein —
Schon schlummert alle meine Habe,
Ein gutes Weib, ein holder Knabe.

Da zuckt es wie ein Flämmchen her,
Legt auf die Brust sich bang und schwer,
Reicht still mir wie beim Hexenmahle
Zum Trunke eine Zauberschaale.

Ich setze an. Und mich umkreis't
Mit Höllengluth ein wilder Geist —
Ein Blick auf Zauberbuch und Siegel
Giebt meinem Traume Drachenflügel.

Fort reißt es mich aus diesen Mühn
Hin, wo die Alpen rosig glüh'n,
Wo, während hier der Schlaf noch küsset,
Die Sonne schon den Montblanc grüßet!

Ha siehe! Von dem Alpendom
Bin ich im Nu im ew'gen Rom;
Der Platz, wo Shelleys Asche modert,
Ist wie von Naphtagluth durchlodert.

Auch hier nicht Ruh — nach Griechenland
Ich schwimme schon im Wüstensand;
Fürst Pückler mag als Emir reisen
Ich reis' in eines Derwischs Weisen.

Es lockt der Werbetrommel Schall
Nach Algier fort, nach Roncesvall!
Statt an Kritik sterb' ich doch lieber
In Java selbst am gelben Fieber. —

Und ich erwach' — und das Gedicht,
Das mir so weit, so ferne liegt?
Ich hatte wie von Geisterzügen
Geschrieben seltsam vor mir liegen

Die Worte: „Was du bist, das sei!
Der Traum rauscht mit dem Tag vorbei.
Was man besitzt, kommt Keinem theuer,
Was du entbehrst, schürt Dichterfeuer."

Unser Thun und Lassen.

Alles, was wir leben, leben
Im Beginn wir schon dem End',
Jeder Eckstein, den wir heben,
Füllt nur unser Monument.

Jenes gelbe Volk im Süden
Widmete sein ganzes Thun
Nur dem Bau von Pyramiden,
Um als Mumien auszuruh'n.

Trost am Egoismus der Welt.

Was zieht es Dich so schmerzlich nieder,
Wenn du gekämpft, gesiegt nicht hast?
Die Menschen gehen hin und wieder,
Bewegt von eigner Lust und Last.

Was grämt's Dich so in tiefster Seele?
Dein Sieg? Dein Fall? Ach, einerlei!
Ein Jeder spricht aus seiner Kehle
Und hört nur seine Melodei.

Der Landpfarrer.

Ich gönn' ihm gern das Allerbest'
In seiner heil'gen Sache,
Ich gönn' ihm gern das Storchennest
Auf seinem Giebeldache.
Nur eins mich fast wie Neid befällt,
Wer kann es ihm verwehren,
Daß er sich auf die Kanzel stellt,
Zum Predigen und Lehren!

Der Wuchs des Dichters.

Du sollst den Wuchs des Dichters nicht verklagen!
Der Ast am Obstbaum wächst die Kreuz und Quere.
Nur Bäume, die uns keine Früchte tragen,
Erheben schlank ihr Haupt, das blüthenleere.

Der Morgen einer Schmerzensnacht.

Lieb Vater, kommt die Mutter nicht?
Du siehst so traurig aus?
Heut giebt es unser Leibgericht,
Der Fritz, der weiß sein Sprüchel nicht,
Das Fränzel ihr ein Kränzel flicht;
Ist Mutter nicht zu Haus?

Kinderchen, seyd still, seyd still!
Mutterchen noch schlafen will!

Lieb Vater, geh' und weck' sie auf,
Wir waren gut und fromm!
Wir spielen: Häuserchen verkauf'!
Fritz baut ein Schloß, ein Dachel d'rauf,
Die Andern werfen's über'n Hauf:
Wenn nur die Mutter kommt!

Kinderchen mit rothen Wangen,
Mutter ist schon ausgegangen.

Da bringt sie uns was mit, juchhe;
Denn daß Ihr es nur wißt,
Versprochen hat sie uns ein Reh
Und Hirsch' und bunte Bänderle,
Und das bestellt sie alles eh',
Jetzt schon beim heil'gen Christ.

Spielzeug holt sie Euch von Gott,
Mutterchen liegt drinnen todt.

Beichtbedürfniß.

Von Allem, was du liebst und hegest,
  Wähl dir ein einzig Kleinod aus,
In das du all dein Sinnen legest,
  Dein Lächeln, deine Stirne kraus!
Nur sey's ein Mensch! Und nicht einmal
  Ein Mensch, der dein zu nennen wäre!
  Es sey nur eine stille Wahl,
  Von der, selbst wenn sie trifft, nicht höre!
Such dich an einen Geist zu halten,
  Den Alle kennen, eine Ehe,
  Die Niemand, nur der Himmel, sehe;
Am besten wählst du einen von den Alten!

Der Glaube.

Mein Urahn war ein frommer Held,
Der seinem Gott andächtig
So gerne hätte aufgestellt
Ein Münster hoch und prächtig.

Doch seine Hütte war nur klein,
Die Truhe schmal und finster,
Von Gulden ging nicht viel hinein
Und nie heraus ein Münster.

Da nahm er einen andern Plan,
Er fastete und sparte
Und kaufte Quadersteine an,
Nicht viel, doch felsenharte.

Die ließ er seinem Sohn zurück,
Der gleichfalls Gott zu ehren,
Allmählig suchte Stück für Stück
Das Erbtheil fromm zu mehren.

So sammelten die Ahnen fort
Vom sauren Schweiß der Hände,
Damit den Bau am heil'gen Ort
Urenkel einst vollende.

Da liegen nun die Quadern all,
Geschälte Eichenbäume,
Von Pfosten, Thüren ein Eisenwall,
Erfüllung alter Träume.

Des Urahns Wille ist vollbracht,
Bis auf die kleinste Schraube
Ist reif des Domes Wunderpracht —
Nun fehlt nur noch der Glaube.

Es fehlt die Seele, die in Gott
Wie in dem Mutterleibe,
Ein Kind, zum Leben oder Tod
Geduldig harrend, bleibe.

Es fehlt die heil'ge Musika,
Des Künstlers frommes Brüten,
Das Zauberwort: es stehe da,
Als wär' es Wald und Blüthen!

O ruht, ihr Trümmer, ruht, an keins
Mag sich Bemoosung kleben!
Doch heil'ge Fügung — All in Eins! —
Die kann ich Euch nicht geben!

Die Hölle.

Soll ich Euch meine Ahnung zeigen
Einst von der Hölle Land?
So löscht die Lichter, gebt mit Schweigen
Im Dunkeln Euch die Hand!

Die Hölle ist das Land der Wahrheit,
Das alldurchsicht'ge Licht,
Wo jede That in voller Klarheit
Aus jedem Herzen bricht.

Die Hölle ist die Qual des Lebens,
Noch einmal durchgelebt,
Doch so, daß Menschenwitz vergebens
Der Lüge Schleier webt.

Was je im Trug hier ward gesprochen,
Was je im Lug geschah,
Wird nicht gestraft dort, nicht gerochen,
Es liegt nur offen da.

Und offen liegt es jedem Auge!
Warst du dem Freund ein Feind —
Das ist der Hölle bittre Lauge,
Nicht Gott sieht's, nein, der Freund!

Und Euer Schwur, hat er betrogen,
Von Lieb' und Kuß verbrieft?
Die Nachtigall, hat sie gelogen,
Die Ihr zu Zeugen rieft?

Das ist die Höll': Euch hell zu sehen,
Des Schattens selbst beraubt,
Und vor den guten Seelen stehen,
Die liebend hier geglaubt!

Zu Flammen nicht, nicht zum Verflammen
Führt einst der Hölle Bahn!
Gott wird zur Wahrheit Euch verdammen —
Steckt jetzt die Lichter an!

Herbst am Kreuz.

Im März.

Ein Herrgott steht am Rheine
Bei Bonn in einer Stadt,
Durch dessen Stein-Gebeine
Sich Laub gewunden hat.

Nicht junges Laub vom Lenze,
Das sanft dem Auge läßt;
Nur Laub verdorrter Kränze,
Vom Herbste noch ein Rest.

Doch von dem Fuß der Säule
Sucht sich ein keimend Grün
Mit emsig frommer Eile
Zum Gott hinaufzuziehn.

Ich ahn' ein neu Belauben,
Wenn dieser Herbst besiegt,
Und einen Frühlingsglauben,
Der sich dem Kreuze schmiegt.

Der Fluch.

Durch Dich, o Gutenberg, rollt dem Gedanken
Ein tausendfaches Echo nach,
Drommeten gleich tönt aus der Zelle Schranken,
Was drin ein Weiser leise sprach!
Die Alten trugst Du aus den Klöstern,
Gabst sie der ganzen Welt zu Tröstern,
Das Schlummernd-Neue riefst Du wach!

Doch war's nicht Faust, der Dich belauschte,
Als Du am Letternkasten stand'st,
Durch glitzernd Gold die Kunst ertauschte,
Die halb Du hattest, halb erst fandst?
Und hinter Faustens span'schem Kragen
Sah man gewiß die Feder ragen,
Die auf Mephisto's Mütze tanzt!

Und dieser flüsterte: „Nichts wird geboren,
Es trüge denn des Todes Spur,
Vom Sonnenlicht hat sich zu Euch verloren
Ein morgenrother Streifen nur.
Wie sich die neue Freiheit auch verwerthe,
Sie bleibt bedroht von dem Damoklesschwerte
Am Pferdehaare der Censur!"

Tageshelden.

Laß sie ihren Götzen dienen,
Die sie sich aus Holz gemacht,
Laß die aufgeschminkten Mienen
Gleißen durch die Zeitungsnacht!

Laß sie ihre Helden wählen,
Mit Triumph sie holen ein
Und aus hunderttausend Kehlen
Lebe hoch! dazwischen schrei'n!

Werde Du darum kein Andrer,
Ob Du Jenen auch verblühst!
Glücklich, wenn an Dir ein Wandrer
Still vorübergeht und grüßt.

Trinklied.

„Was schaust du nur so finster drein
Und schmollest unsrer Lust?
Labt dich nicht auch der Götterwein,
Soll ihm ein Hoch gesungen sein
Nicht auch aus deiner Brust?
Auf und trinkt!
Trinkt und singt!
Vertrinkt den Erdenwust!“

„Entfesselt denn die Zunge dir
Nicht auch das volle Glas,
Daß es dir von der Erde hier
Durch Nebel-, Trug- und Lugrevier
Zum Himmel weis't den Paß?
Redet frei!
Trinkt, juchhei!
In vino veritas!“

In vino veritas? Verzeiht,
Was durch den Kopf mir fuhr!
Wenn Ihr so kühne Recken seid,
Im Worte dreist, zur That bereit,
Das macht die Traube nur?
Dann zur Stund'
Stopft den Spund!
Vom Weine keine Spur!

Doch wer sich auch in Nüchternheit
Zum Wahren aufwärts schwingt,
Wer auch mit trockner Kehle freit
Im Dienst der Windsbraut unsrer Zeit,
Der trinkt nur, wenn Ihr singt:
Ohne Wein
Frei auch sein!
Jetzt schenket ein und trinkt!

Nehmt es so hin!

Wie die Mathesis aus Hypotenusen
Den Inhalt der Katheten finden lehrt,
So hoff' ich, ahnet Ihr den warmen Busen,
Selbst wenn er Götter nur mit Marmor ehrt.

Mein Dichten gleicht dem Monde, den Gestirnen,
Sie sind das Abbild nur vom Sonnenlicht;
Ich konnte malen, wie auf Alpenfirnen
Die Sonne strahlt, die Sonne kann ich nicht.

Der jüngere Nachwuchs.

Glücklich seid Ihr, jüng're Streiter,
Daß Euch schwarze Warnungsplanken
Zeigen, wo einst Roß und Reuter
Vor Euch in den Abgrund sanken!

Glücklich: denn Ihr könnt es wissen,
Wo im dichterischen Schwärmen
Die erlaubten Saiten rissen,
Saiten aus Philisterdärmen.

Eine Welt liegt da in Trümmern —
Bauen dürft Ihr, statt zerstören,
Tempel schon und Kuppeln zimmern,
Die dem Himmel angehören.

Glätter wird die Stirn der Musen —
Ihr könnt schon mit Amor kosen,
Könnt den Jungfrau'n an den Busen
Wieder stecken Liederrosen.

Von dem Speer die Eisenspitze
Dürft Ihr stoßen in die Erde,
Daß er nach des Kampfes Hitze
Euch ein schattig Laubdach werde.

Ihr braucht's, wollt ihr fürder kämpfen,
Nicht den Leuten erst zu drucken,
Daß ihr nicht die Sterne dämpfen,
Nicht die Sonne wollt verschlucken!

Der Dichter der Zeit.

Ihr sagt da wohl, ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und haft' an Euch als Klette
Durch meine Stacheln nur —

Ich gäbe Mittagsschwüle,
Saharasonnenbrand,
Nie sanfte Abendkühle
Nie warmen Druck der Hand.

Ich gliche wohl dem Feuer
St. Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht geheuer,
Niemanden Führer wär' —

Ich könnte Tempel spinnen
Und drehen aus Asbest;
Doch keine Hütte, drinnen
Sich's ruhig schlafen läßt! —

Doch wo soll ich sie finden,
Die Liebe, die Ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unversöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um Eure Schultern hin;
Mit Blumen Euch umhegen,
Da auf der Flucht ich bin?

Wenn wo auf den bestäubten
Landstraßen Ruh' ich fand,
Liegt mir mein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.

Nehmt meinem Wort die Fessel,
Gebt ihm das Echo frei;
Dann find't sich wohl ein Sessel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei!

III.

Ort und Zeit.

Die deutschen Knaben.

Als sich vor Hunnenblicken
Die Gothen so entsatzten,
Daß sie die Byzantiner
Um Schutz im Lande baten;
Da mußten nächst den Waffen,
Sie auch die eignen Kinder
An ihre neuen Herren
Als Unterpfänder stellen.

So zogen mehr denn tausend
Der blonden Gothenknaben
Hinüber nach Kleinasien
Und hielten Schach der Freiheit
Den tiefgekränkten Vätern.
Man ließ die Väter darben,
Die Väter sind noch Helden,
Sie stehen auf; — sie siegen.

Und drüben nach Kleinasien,
Wo ihre Knaben wohnen,
Wird laut die Siegesbotschaft
Der Schlacht Adrianopel.
Da horchen auf die Knaben
Und lassen freud'ge Blicke
Zur Schmach der Byzantiner
Aus Kindesmienen glänzen.

Im orthodoxen Asien,
Wo Griechen nur und Römer
Das Recht, mit ihren Lauten
Die Luft zu füllen haben;
Da jubeln nun die Knaben
Mit unerschrockner Stimme,
Und rufen in die Lüfte
Die deutschen Heimathslaute.

Und singen deutsche Lieder,
Die alten Schlachtgesänge,
Die aus dem Mund der Väter
Sie unzählbar vernahmen,
Und schlagen an die kleinen
Zum Spiel geliehnen Schilde,
Laut rufend, daß sie kämen,
Der Väter Sieg zu theilen!

Die Römer, drob erschreckend,
Berufen ihre Räthe
Und jagen auf die Plätze
Von allen Städten Asiens
Die jungen Sigurdsöhne
Wie eine Jagd zusammen, —
Bis sie durch Pfeilesgarben,
Die blonden Knaben, starben.

Chinesische Romanze.

„China's Staat steht auf dem Standpunkt der Familie."
Hegel.

Kan-Tschu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, stark im Naschen,
Manchmal diebisch wie ein Rabe,
Aber höflich, stets gewaschen,
Selber seinen Zopf sich strählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der sein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihn, hilft kein Blick der Miene,
Flugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinsel schreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben,
Der kann ihn allein erschüttern.

Kan-Tschu flieht. Er flieht nach Westen,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeerästen,
Bis ihn weckt die Morgensonne,
Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von vorüberzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harnisch überschuppen.

Hinter der Chinesen-Gränze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch schönste Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tschu vom Kameele mördert
Unterm Feind erst mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Ficht und sticht er unerschrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die meisten Feinde hocken;
Säbelt, schießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald sieht man ihn überragen
Alle kaiserlichen Krieger.

Kan-Tschu steigt. Ein ganz Geschwader
Traut man seinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe,
Ringsum züngelnd, brennend, sengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchsten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All zersprengt in ihren Schaaren
Und die fernsten Steppen suchend,
Flieh'n Mongolen und Tartaren.

Kan-Tschu, der den Feind geschlagen,
Trägt den Marschallstab in Handen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf den Gassen grüne Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles eilt sich, daß man zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegesweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur Einer stumm und traurig,
Kan-Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig,
Ueberschleicht, ein bös' Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Dem Entlaufnen mit gewissen
Dingen müßte nun begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Rings umschwirrt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Richtig! sieht den Vater zornig,
Bückt sich — wehe! wird getroffen
Von dem Stocke hart und dornig.

Unter einer dichten Wolke
Schläge, die herniederregnet,
Krümmt sich da vor allem Volke
Der, den Gott so hoch gesegnet!
Seht den grimmen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wüthet, daß er Pinen
Bläulich hier in Lorbeern flechte.

Endlich ruht der Stock des Alten,
Kan-Tschu winkt in Kindeszähren,
Daß sie nun zum Kaiser wallten
Von dem Heerd so strenger Lehren,
Läßt sich auf die Sänfte richten,
Während dieses Reich der Mitte
Alle preisen, wo in Züchten
Throne Vaterrecht und Sitte.

Negerbild.

Mittag ist's. Im stillen Hafen
Vor Virginias Waarenhallen
Lagern sich zwei schwarze Sklaven
Auf und zwischen Tabaksballen.

Einer nutzt die Mußestunde,
Hingestreckt auf allen Vieren,
Mit dem zugespitzten Munde
Pestalozzisch zu lautiren.

Nimmt die Fibel in die Hände,
Will sich bilden, liest und stammelt,
Daß man, wählt der Neger Stände,
Einst auch seine Stimme sammelt.

Doch der Andre, ob er tauge,
Unbekümmert, was er wüßte,
Richtet finster nur das Auge
Nach der fernen Kaffernküste.

Zum neuen Jahr.

1841.

Zur Zeit des Ministeriums Thiers.

Trübgerunzelt, finst'rer Dinge
  Tritt Saturnus zum Vulkan,
„Meister, hast Du sie, die Ringe?
  Schüre daß die Bälge an!"

„Heda, Elfen, aus dem Bette!
  Auf, Gesellen, hämmert flink!
Denn es braucht die Zeitenkette
  Wieder einen neuen Ring!"

Und in wunderlichen Weisen
  Singt die Flamme, tanzt und tollt,
Auf dem Amboß zischt das Eisen,
  In dem Tiegel dampft das Gold.

Fromm und fleißig sich bemühend
  Hastet sich der Elfen Schaar:
Zwölfe schlägt es, und noch glühend
  Nimmt der Gott die Ringe dar.

Einer grob, wie ihn der Ringer
  In die Faust zum Stoße nimmt:
Dieser, wie er an dem Finger
  Einer Braut beim Altar glimmt.

Jener mahnt an Kampf und Leichen,
Mahnt an Tod und Völkerstreit.
Dieser, wie ein Friedenszeichen,
Einem Liebesbund geweiht.

Setzt die Gläser von der Lippe!
Horcht, Saturn entsteigt der Gruft,
Draußen schneidet seine Hippe
Klingend durch die Winterluft.

Horcht ihn in die Höhen dringen,
Wo die Zeit nicht ist, noch war!
Welchen von den beiden Ringen
Bringt er wohl dem neuen Jahr?

Erholungsreise.

So hab' ich einen kurzen Augenblick,
Mich aus dem Leben wieder selbst zurück!
Der Frühling will hervor; ich kann nicht weilen
Muß seine Blüthen einzuholen eilen.

Und wie ein Vogel, dem von seiner Haft
Ein blindes Ungefähr Erlösung schafft,
Und der nicht weiß, darf er dem Dinge trauen
Und auf die Freiheit seiner Flügel bauen —

So blick' ich in die freie Welt hinaus,
Ließ Weib und Kind daheim im kleinen Haus,
Und sinne finster nach, wie jenen Bergen,
Ich möcht' entfliehn, die meiner Freiheit Schergen.

Vom Frankenlande weht ein Lüftchen her,
Des Rheines Welle eilt behend in's Meer,
Ich halte meine Brust, ein wildes Streiten
Tobt drinnen von den Geistern alter Zeiten.

Doch wie die Welle so vorüber rauscht,
Wie Wolke sich mit Wolke oben tauscht,
So fühl' ich wohl, daß ich im Banne liege,
Und nicht mehr weit von meinem Neste fliege.

Es ist ein Zauber, der mich wie Magnet,
Je mehr ich geh', jemehr im Kreise dreht,
So daß ich wohl nach einer Urlaubswoche
An meines Käfigs Fenster wieder poche.

Die drei Farben.

Im April 1837.

Bei Höchst liegt an dem Maine
Ein Garten hart am Thor,
Aus dem im grünen Scheine
Der Frühling lacht hervor.

Und an des Gartens Thore
Hat gar ein freier Held
Die deutsche Tricolore
Tiefsinnig hingestellt.

Er hieb des Thors Handheben
Aus rothem Marmelstein,
Daß sie vom deutschen Leben
Ein Sinnbild sollten sein.

Und will man Deutschland führen
In Dunkelheit hinein,
So mußten wohl die Thüren
Von schwarzer Farbe sein.

Doch über alle Fernen
  Noch unsre Hoffnung geht,
Drum war mit goldnen Sternen
  Der schwarze Grund besä't.

Ich fragte, wem die Freiheit
  Am Orte soviel werth,
Daß er die heil'ge Dreiheit
  Des Volks so sinnig ehrt?

Dem Todtengräber! hieß es.
  Dies ist des Todes Haus!
Den Traum des goldnen Vließes
  Träum' auf dem Friedhof aus!

Contrast.

Schwarze Tannenwälder rauschten
Auf dem rothen Felsgestein,
Und es war mir, gleich als rauschten
Geister in das Thal herein.
Zeitenmüde Burgen schliefen
Auf den dunkeln Bergeshöh'n,
Und die Eichen, knarrend, riefen
Hülfe vor dem wilden Föhn.

Bei dem Toben und Gewitter
In der finstern Bergeskluft
War mir's, als wenn Eisenritter
Rasselten aus Todesgruft,
Als wenn von den Burgen Fahnen
Flatterten, und Hörnerschall
Tönte, um zum Kampf zu mahnen
Bund'sgenossen und Vasall:

War mir's, als wenn ein bemoos'ter
Münster ragt' aus Nacht und Wald,
Und vom Cisterzienserkloster
Her ein Glöcklein wimmernd schallt,

Hülfe rufend, denn zu Rosse,
Hochgeschwungen schon das Schwert,
Steh'n mit einem reis'gen Trosse
Räuber vor dem Gottesheerd.

Ja, es war mir, gleich als hüpften
Zwerge rings aus Busch und Strauch,
Jungfrau'n, die vorüberschlüpften,
Lächelndernst nach Geisterbrauch.
In die Zeiten, in die Sagen
Hatt' ich mich verloren tief,
Bis ein Thurn und Taxiswagen
Mich aus meinen Träumen rief.

Huß und Hieronymus.

Am Bodensee.

Hier war es, hier am schönen See,
Gefärbt von Rheinesfluth und Alpenschnee, —
Die Traube dort im Gartenhag —
Im See sich spiegelnd blauer Sonnentag!

Hier seh' ich . . . Ist das Meeresburg?
Da blitzt es durch die Sonnennebel durch!
Von Thurgau winkt der Alpen Kranz
Und dort liegt die Conzilienstadt Constanz!

Im Grase bin ich hingestreckt,
Von kräuterduft'gem Holderbusch bedeckt —
Hart an der Bucht durch Wellengold
Rauscht eben her der Dampfer Leopold.

Doch du im Schatten, finstre Stadt,
An deiner Stirn klebt ein Historienblatt
Von Blut und schwarzem Höllenruß —
Von Johann Huß und Hieronymus!

O Herr! Das durfte hier geschehn!
Das durften diese Alpenhäupter sehn!
Vierhundert Jahre schon ihr Roth —
Dies Grün! Dies Blau! Und hier ein solcher Tod!

Im nassen Auge schwankt das Bild,
Das aus der Ferne mir zusammenquillt —
Dies Dach! Am Leuchtthurm hart vorbei,
Beim Schifferkrahn! Da saß die Klerisei?

In diesem Raritätenhaus
Da stopften sie die Kirchenspaltung aus?
Da saß mit seinem falschen Eid
Der Kaiser, der versprochen frei Geleit?

Des Geist's Apostel, Johann Huß
Und sein Johannes, Hieronymus, —
Ich seh' die welsche Priesterschaar
Sie drückt Euch Teufelskronen in das Haar.

Sie reißt das Ehrenkleid Euch ab,
Bricht über Freiheitshelden ihren Stab,
Holt Holz vom Wald und Schilf vom See
Zum Ketzerstrafenden Autodafé.

Die Flamme zuckt: das Schilf ist naß
Und keuchend trägt sancta simplicitas
Noch trocknes Reisig in den Brand,
Der Fanatismus seinen Unverstand.

Die Beiden singen in der Gluth
Dem Herrn der Herrn ein Danklied wohlgemuth:
Doch Alles schwärzt sich! Höllenrauch!
Im Priesterfluch erstickt der fromme Hauch.

Ich seh's im Geiste! Hier verschwand
Ein weißes Seelenpaar im Feuerbrand! —
Und wie ich blick' ins Weite, husch!
Da flattert's hinter mir im grünen Busch —

Mein Auge schweift im leeren Raum —
Und wo ich so geträumt den Flammentraum,
Da seh' ich, in die Lüfte klar
Fliegt eben auf ein weißes Taubenpaar.

Bilder vom Comersee.

I.

Mondscheinfahrt.

Mit der Sonne ausgefahren
Mit dem Monde heimgerauscht!
Goldnetz hat in Nixenhaaren
Mit dem Silberpfeil getauscht.

Und das Silber dünkt mir lieber!
Nixen schillern, weiß wie Schnee,
Durch das Mondenlicht herüber
In dem bläulich hellen See.

Und in Nähe und in Ferne
Tauchen sie, bald dort, bald hier,
Blinzeln mit dem Heer der Sterne,
Summen mit dem Gondelier.

In Gewändern, geisterhellen,
Schwimmen sie den Villen zu,
Halten auf den Marmorschwellen
Mitternächtig leise Ruh'.

II.

Heimkehr.

Aechzend stöhnt die kleine Barke
An der Kette nun im Hafen —
Tonio giebt die Hand, die starke,
Geht mit seinen Brüdern schlafen.

Unter flüsternden Platanen,
Auf dem Rasen, ihrer viere,
Eingehüllt in Segelfahnen
Strecken sich die Gondeliere.

Morpheus bleibt mit seinem Mohne
Fern von solchen Zauberräumen.
Draußen muß auf dem Balkone
Eine Stunde noch ich träumen.

III.

Nachtbild.

Sieh die Furche, langgezogen!
Ist es einer Wolke Schimmer,
Die sich spiegelt in den Wogen,
Schattig in des Mondes Flimmer?

Wie ein Thier auf zwanzig Füßen
Sieht man durch den See — geschwinde!
Einen Kahn vorüberschießen —
Zwanzig Ruder sind die Winde!

Schmal und lang des Kahnes Weichen
Und die Spitzen scharf wie Pfeile —
Zwanzig Rudrer, stumm wie Leichen,
Rudern ihn mit Flügeleile.

In dem Nachen, leicht wie Federn,
Doch ein Magazin von Waaren,
Leinen, seiden, tuchen, ledern,
Schriften auch vielleicht, von raren.

Tonio, aufgewacht, vom Strande
Luget nach dem Geisternachen —
Contrebande! Contrebande!
Hör' ich seine Brüder lachen.

Lachen: Austria evviva!
Bis die Ruder leis' verhallen —
Von der Villa Sommariva
Schmetterten die Nachtigallen.

IV.

Neue Gesellschaft.

Hoch steht schon die Sonn' am Himmel —
Hab' ich wohl die Zeit verschlafen?
Schiffer harren schon im Hafen
Und von Bettlern ein Gewimmel.

Lungern vor dem Ecce Homo,
Vor Maria, tief verschleiert, —
Ha, ein kleines Glöcklein beiert,
Ha, das Dampfschiff kommt von Como!

Bettler greifen nach der Krücke,
Schiffer hoffen reiche Landung
Rudern in des Dampfers Brandung,
Und vom Dampfer fällt die Brücke.

Ladies, Zofen und Cassette
Schwanken im Hinunterklettern —
Deutsche fluchen, Russen wettern,
Und dem Lord fehlt die Lorgnette.

Und der Lady von der Leiter
Fällt ihr Album in die Wellen,
In die tiefen, in die schnellen,
Und der Dampfer schaufelt weiter.

V.

Eveline.

Offne Villen, offne Wände,
Offne Pforten für die Gäste —
Mylord öffnet seine Weste
Und der Kastellan die Hände.

Lady, trostlos, lobt die Friese
In der Villa des Markese,
Und Mylord, Signor Inglese,
Nimmt bestät'gend eine Prise.

Doch mit träumerischer Miene
Schleicht sich von den Kunstdebatten
In des Gartens duft'ge Schatten
Still ihr Kind, Miß Eveline.

Ach, wen quälte oft die Wahl nicht,
Sieht er Albions Romantik,
Die einst malten Holbein, Van Dyk,
Die man jetzt so schön in Stahl sticht!

Und die lieblichste von Allen, —
Schwarze Locken, lange Wimpern,
Hände, die die Harfe klimpern,
Seh' ich durch die Blumen wallen.

Stille steht sie bei den Hecken,
Bei den Cactus, Azaleen,
Bei den luft'gen Orchideen. —
Falter scheinen sie zu necken.

Und sie bricht — die Blätter rauschen —
Vom Orangenbaum sich Blüthen:
Marmor aus der Zeit der Mythen
Läßt mich bergend sie belauschen.

Hinter marmornen Medusen
Seh' ich's, küßt die junge Liebe
Einen dieser Blüthentriebe
Und verbirgt ihn in dem Busen.

Arthur! Arthur! seufzt sie leise,
Schauet nach den Alpenrücken —
Romwärts reis't sie; doch ihr Blicken
Macht nach Schottland heim die Reise.

Blüthenstaub von diesen Wänden
Will in's Land des alten Banquo
Mit dem nächsten Briefe franko
Sie an Mylord Arthur senden.

Eveline! Hold Gemüthe!
Wenn ich Mylord Arthur hieße,
Ach ich gäbe Paradiese
Hin für eine solche Blüthe!

VI.

Tonio!
Hoiho!
Rufe Marco, deinen Bruder,
Holt die Ruder!
Ecco!
Nun zum Lago hin di Lecco!

VII.

Iris.

Aus verborgnen Felsenspalten
Und noch unbekannten Quellen
Stürzt ein Gießbach, ohne Halten —
Weithin tobt des Sturzes Gellen!

Dies Geheime an dem Fiume
Ist in Mailand noch Debatte;
Milchweiß ist des Falles Blume
Und sie nennen ihn di latte.

Und die Blume in der Ferne
Funkelt wie ein Regenbogen,
Immer ist mit Friedenswonne
Hold der Wasserfall umzogen.

Siebenfarbig brechen immer
Sich die diamantnen Strahlen,
Selbst das Mondlicht will den Schimmer
Eines Regenbogens malen.

Mylord reitet und Mylady
Auf dem Esel, die Duenna
Schenkend kleine Maravedi
An die Buben von Varenna.

Oben aber, wo es schmettert
An der Spitze des Fiume,
Seh' ich kühn hinangeklettert
Eveline, Arthurs Blume.

Iris schwebt im Regenbogen,
Sternbesä't in lichten Garben!
Um ihr Götterbild gezogen
Schimmerten die sieben Farben.

VIII.

Abends.

Wieder bläuet sich der Schnee
Auf den Alpen in der Runde —
Wieder schauert überm See
Sternennacht und Dichterstunde.

Im Albergo schmort der Koch
Brenzelnd schon die Abendbrocken,
Von den Weilern läuten noch
Glaubenshell die Abendglocken.

Russe, Deutscher, Englishman,
Holen sich ein Jeder solo,
Appetitserregungen
Vom Spaziergang auf dem Molo.

Mylord einen Meeting hält
Mit den Kellnern von Statistik,
Fisch' und Vögeln, und bestellt
Sich au naturel ein Beafsteak.

Und Mylady — einen Shwal
Hat sie um die Schultern halb um —
Jetzt vermißt sie erst mit Quaal
Ihr versunk'nes Reisealbum.

Ach, sie hätte jetzt die Frucht
Unvergeßlicher Minuten
Gern im Album eingebucht —
Und die himmlischen Veduten.

Und ihr Blick, er sagt Ade
Ihren Nachtgefühlen ohne
Stillung, und sie träumt am Thee-
Kessel sanft auf dem Balkone.

Aber wo der Lichtglanz dort
Lockt die summende Phaläne,
Hinterm Vorhang rinnt dem Lord
Arthur eine süße Thräne.

Kritzeln ohne Hinderniß
Hör' ich's von der Wein-Veranda —
Ach, es schreibt die holde Miß
In die fernen Schottenlande.

Füllt ihr Tagebuch zur Nacht
Mit romantischen Ergüssen
Mit des Fiume Farbenpracht,
Mit Orangenblüthenküssen.

Heimisch in dem fremden Land
Sind die Sterne nur geblieben,
Droben such' ich eine Hand,
Die daheim auch mir geschrieben.

IX.

Abschied.

Endlich, endlich muß ich scheiden
Von dem Paradies der Feen,
Blumengrabe aller Leiden,
Von dem schönsten aller Seen.

Süße Freuden, basta, basta!
Lebe wohl, du Sommariva
Und du Villa, die die Pasta
Sich ersang durch Casta diva!

Nimmer welket ihr Cypressen,
An der Villa Pliniana!
See, dich nimmer zu vergessen,
Bleibst du mir Fata morgana!

X.

Como.

Und so brachte mich der Dampf
Nach des Abschieds schwerem Kampf
Hier nach Como in den Engel —
Für Bedienung sorgen Bengel.

Bengel, hast du keine Ohr'n?
Gieb ein Zimmer mir nach vorn!
Doch vergebens, immer schlimmer,
Russen haben alle Zimmer.

Russen hier und Russen dort,
Moskowitisch jeder Ort,
Russen in Neapels Buchten —
Ganz Italien riecht nach Juchten.

XI.

Auch eine italienische Nacht.

Heiseres Krächzen
Auf dem summenden Corso —
Almosenlechzen
Von verkrüppeltem Menschentorso —
Schiffer schreien:
Una barca commande?
Um dich und hinterdrein
Diebische Messagerien-Bande.
Käse — wie stinkt er!
Leiermann — wie singt er!
Schinken, höchst speckig!
Weiße poetische Frauenschleier, aber höchst dreckig!
Grenadiere im Regieladen
Kaufen sich Tabak und Schwefelfaden —
Und ein Tenoro
Am Angelo d'oro
Bellinisirt mit Macht,
Singt noch um Mitternacht:
Trema Byzanzio!
O! O!
Wer kann schlafen so!

XII.

Versöhnung.

In der Kirche San Fedele
In dem Duft der Weihrauchkerzen
Richtet auf die müde Seele!
Richtet auf die müden Herzen!

In der Kirche San Fedele
Spricht ein junger Priester Segen,
Wohllaut weiß er in die Kehle,
Liebe in den Blick zu legen.

In der Kirche San Fedele
Schlüpfen hin zum Priesterohre
Große Sünden, kleine Fehle
Und die Orgel summt vom Chore.

Bei der Stelle: Filium dedi
Hör' ich fremde Ketzerlaute,
Mylord ist es und Mylady,
Eveline folgt, die Traute.

Ach, man sieht auf Reisen immer
Oft sich, ohne sich zu kennen —
Kennt man sich, dann desto schlimmer,
Muß man gleich sich ewig trennen.

Mylord giebt sich höchst ironisch
Als Rationalist, als kalter.
Lady kennt architektonisch
An den Styl im Mittelalter.

Milder wird's und immer milder
Evelinen, und die Seele
Taucht sie in die Fensterbilder
Dieser Kirche San Fedele.

Blumenfülle, heiß und tropisch —
Sternenschimmer und Karfunkel —
Farbenpracht, kaleidoskopisch —
Und beseligend dies Dunkel.

In dem Schatten ganz ergötzlich
Einer Kreuzigung der Schächer
Will ich sie belauschen, plötzlich
Fällt zu Boden ihr der Fächer.

Und ich heb' ihn auf geschwinde,
Schnell zur That, wie Heinrich Percy,
Und so süß, wie Abendwinde
Flüstert sie ein leises Merci!

Und im Blick, dem hellen, vollen,
In den Augen, groß wie Sonnen,
In der Locken wirrem Rollen
Lagen aller Liebe Wonnen.

Lagen Villen mir und Schwäne
Lag der See im Kranz der Reben,
Und die schwanken Gondelkähne
Und der Nixen Mondscheinweben.

Lagen Iris an dem Falle,
Blüthen, schottlandwärts gedrungen,
Einmal noch zum Abschied alle
Comersee-Erinnerungen.

Nimmer wiedersehen soll ich
All' die Wonne! O mein Heiland!
Eine Stunde später roll' ich
Mit dem Omnibus nach Mailand.

Chamounix.

Leb' wohl, leb' wohl, du sonniges Genève,
Du grüner Lemanspiegel, lebe wohl!
Vorbei am bienenreichen Mont Salève
Führt uns der Bergweg, offen bald, bald hohl
Die Krümmungen entlang der wilden Arve.
Vom Montblanc weht der Gletscherwind, der scharfe.

Und wie die Thäler immer mehr sich engen,
Und immer höher schon die Berge stehn,
Kann man am Horizont in weiten Längen
Die ewig winterlichen Alpen seh'n —
Am Wege fröstein Halm und Hirt und Ziege, —
Wir nahen uns der Erdenschöpfung Wiege.

'S ist kalt! Hier wehen noch die ersten Schauer,
Als einst aus Wort und Licht die Welt erstand —
Die weißen Häupter seh'n mit Urweltstrauer
Hinaus in blaue Luft und grünes Land.
Sie müssen, daß daheim in grünen Hagen
Wir sicher ruh'n, der Erde Grundbau tragen.

Den Pfad hinan, umrauscht von Wasserfällen,
Vom Flattern wilder Vögel aufgeschreckt!
Ein Häuschen da — Ein Quell dort — Bienenzellen —
Ein Winseln — Bettlerhände ausgestreckt —
Und welche Hände! Welche Schreckensmienen!
Der Schöpfung Wiege hüten die Kretinen.

Doch freundlicher und minder herb entfaltet
Sich aufwärts endlich das Chamounixthal —
Zwei Alpenwände, mittendurch gespaltet
Für einen Wiesenteppich, wie zum Mahl
Dem Volk, das mit neugierigen Geberden
Den fremden Gast beschaut, den Rinderheerden.

Und das da Gletscher! Krallten Teufelsringer
Beim Kampfe mit des Lichtes Schöpferkraft
Einst in die Berge diese Eisesfinger?
Wie Perlen tröpfelt aus der Gletscher Haft
(Vielleicht sind's Dämonsthränen, wie bei Byron)
Mit Gold beschwert der kleine Bach Aveyron.

Der Sattel eines Maulthiers winkt zum Ritte,
Ich schwing mich auf und mühevoll und schwer,
Doch sicher bringt das Thier mich Schritt vor Schritte
Zur Alpenhütte auf dem Montenvert.
Da blick' ich — unter mir — die grüne Straße!
Der Führer ruft: voici la mer de glace!

O heilig Schweigen! Ew'ge Grabesruhe!
Ein eingefrorner, ein erstarrter Strom!
Für Eiscrystalle eine Felsentruhe,
Ein wie verlorner unterird'scher Dom!
Der Himmel grau, nur Raben krächzen Lieder —
Und starr und schweigend seh'n die Felsen nieder.

Ich steig' — es hilft des Alpenstockes Spitze —
Von feuchten Wänden steig' ich tief hinab —
Das ew'ge Eis — geborsten — Ritz' an Ritze —
Und jeder grüne Spalt ein ewig' Grab —
Kein Westwind weht von dieser Alp, der rauhen,
Nie werden diese Eiskolosse thauen.

Und werden sie's, dann ist's zur letzten Stunde,
Wenn diese Welt im Feuerbrand vergeht,
Wenn Flammen steigen aus der Erde Schlunde
Und Gluthhauch von dem Monde niederweht.
Es faßt ein Schwindel mich, in diesem Ringe
Zu schau'n die ersten und die letzten Dinge.

Ich mußte flieh'n — vom Montblanc stoben Schauer
Schneeflocken mir in's glühende Gesicht —
Ich floh den Ort des Schreckens und der Trauer —
Dies Grab! Und doch auch hier fehlt Hoffnung nicht:
Vom Rand des Eismeers brach ich aus dem Moose
Mir für den Wanderhut die Alpenrose.

Bei Basel.

Ach! Der geliebte Strom,
Rauscht er dort nicht
Von dem Riesensturze her?
Und die Alpennähe!
Und drüben im Sonnengold
Selig winkend
Die deutsche Traube!

Abschied von Untreue.

Am Rheinfall bei Schaffhausen,
Von Perlenschaum bestäubt,
Fühl' ich im Donnerbrausen
Mein Herzleid übertäubt.

Es spülen fort die Küsse,
Den oft entweihten Schwur
Die wilden Wogengüsse
Im Schauer der Natur.

Dem Aug', dem überwachen,
Hier wird ihm endlich Ruh'
Und meine Schmerzen lachen
Dem Donner freudig zu.

Nimm, wilder Rhein, die Schleife,
Die sie mir einstens wand,
Nimm die Verlobungsreife
An deine feuchte Hand!

Und steck' sie, Wogenringer,
In schnellem Freierlauf
Dem dreimal treuern Finger
Der kalten Nordsee auf!

Das Dampfschiff.

Majestätisch
Wallt der Rauch aus der glühenden Esse —
Mit Simsonsstärke
Stemmt sich der feurige Riese —
Und trägt uns kleine Zwerge
Ueber des Daseins
Unbedeutendheit,
Ueber den lächelnden Strom dahin!

Abschied von der Schweiz.

Die Berge flieh'n, die Wellen treiben,
Zur Eb'ne geht es nun hinab,
Nichts will noch in den Händen bleiben,
Nichts, als der schlanke Alpenstab!

Am Fuß der heimathlichen Schwelle
Stell' ich den Kameraden hin,
Und denke, könnt' er zauberschnelle
Sich doch mit grünem Laub umzieh'n!

Könnt' er die kräft'gen Wurzeln schlagen
Tief in den Erdenschooß hinein,
Mit breiten Blätterästen ragen
Zur Sonne und zum Sternenschein!

Ich säße dann in seinem Schatten
An Schweizerheimweh ewig jung,
Träumt' Alpenglüh'n und Alpenmatten,
Umsäuselt von Erinnerung.

So gab der Herr in Mosis Hände,
Als er nach Canaan hinab
Durch Meere zog und Felsenwände,
Solch einen Wander-Wunderstab.

N e r o.

Tragoedie.

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das dir gleich sey,
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Goethe.

Vorwort.

Was die nachfolgende Dichtung bedeuten will, sagen die beiden vorletzten Verse des Prologs. Sie soll schildern den von der Griechenzeit bis auf unsre Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten.

Die vorliegende neue Bearbeitung dieses 1835 zuerst erschienenen Gedichtes hatte sich besonders die Aufgabe gestellt, in das Ganze vollere Klarheit zu bringen. Zum Theil haben auch neue Ereignisse zu Dem, was vor zehn Jahren dunkel war, schon den Commentar geliefert.

Personen.

Kaiser Nero.
Poppäa, seine Geliebte.
Hofrath Seneca.
Dessen Gemahlin.
Julius Vindex, ein Jüngling, römischer Burschenschäftler.
Cornelius Tacitus, ein einsamer Geschichtschreiber.
Tigellinus, ein Mohr.
Locusta, eine Giftmischerin.
Sabinus Cassius, ein Tribun. Verläugnete seine Grundsätze.
Der alte Scevin, ein Verschwörer wider Willen.
Milichus, sein Sclave, von Geburt ein Deutscher, Namens Michel.
Cerialis Anicius, Rom's größter Schmeichler, Verfasser von Dankadressen an den Kaiser.
Phzaon, der Freigelassene.
Drei akademische Thürsteher.
Sieben akademische Lehrer mit ihren Schülern.
Ein Rhetor, Professor der schmeichelnden Künste.
Ein Bürger mit seiner
Tochter und sein
Nachbar.

Satyrn.
Nymphen.
Oreaden.
Najaden.
Dryaden.
Corybanten.

(Satyrn, Nymphen, Oreaden, Najaden, Dryaden, Corybanten:) Chöre.

Cybele, Chorführerin.
Mänaden, auch Chor.
Chor der Hofdichter.
Drei gewöhnliche Dichter.
Ein Buchhändler.
Ein Humorist.
Ein Hauptmann
Fünf Boten.
Ein junger Mensch.
Ein anderer junger Mensch.
Mehrere Henker.
Drei Soldaten.
Noch ein Hauptmann.
Ein verwundeter Rekrut.
Zwei feindliche Brüder.
Zwei Mädchen.
Zwei Buben.
Zwei Bürger.
Vater.
Mutter.
Ein Träger.
Senatoren, Tribunen, Soldaten, Studenten.
Die Erde.

Ort der Handlung: Rom. Zeit: jede.

Locusta.

Als Prolog.

Ihr Menschen dort, rings auf den Marmorsitzen,
Bergt Euer Angesicht und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauschte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile lasset matter blitzen
Und öffnet, da in diesem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckensworte
Bedächtig halb nur Eures Ohres Pforte!

Locusta bin ich, die Giftmischerin,
Die alte Ahnfrau römischer Cäsare,
Dem Tod zum vorgezeitigten Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre.
Verwesung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre,
Und nah' ich mich, gleich ist am Himmelsthor
Der Stern umreift mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'schen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt,
Noch schwillt im gelben flatternden Gewande
Der blasse Hauch der afrikan'schen Pest:
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angesagten Todtenfest
Ein giftig Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raschelt in des Parkes schatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr schwer versöhnten Schatten!
Ihr Töchter, die ich liebte, Julia!
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Messalina, und Du, Livia!
Hebt Euern Fuß, den schlotterndmatten,
Es ist die greise Ahnenmutter da!
Herauf, verlaßt des Orkus finstre Säle,
Daß ich durch Euch mich für den Jüngsten stähle!

Zersprungen ist der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet sich die dichte Larvenschaar,
Da sprützen aus dem infernal'schen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;
Ich seh' Euch; aber lös't des Mundes Siegel
Und streckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter Euch viel Jahre zählen,
Konnt' ich denn mehr, als sie dem Andern stehlen?

O zürne, bleich Gespenst, Germanikus,
Nicht allzusehr dem Mund, dem willenlosen,
Der früh' auf Dich gedrückt den Todeskuß!
Und Du, dem ich zum Knabenspiel statt Rosen

Nicht minder früh', mein Kind Brittanikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmoosen,
Der Du entmannt schon starbst, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Grau'n den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngsten Schwelle steh' ich jetzt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verletzt
Der ewigen Natur Gesetze neulich:
Denn hat nicht seine Mutter so benetzt
Mit Blut die Erde und geras't so gräulich,
Daß selbst Erinnys jene Fackel senkt,
Mit der sie einst Oresten hat bedrängt?

Die Fahne weht, die schwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt;
Wer ist noch Held? O sey nur Partisane
Von dem, was einmal stürzt mit Hast;
Die alte Schuld sucht, wo sie Weg sich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Rast
Rollt sich die Kette um; — der Sieg ist dessen,
Der Unerhörtem Größres zugemessen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entsetzen.
Um anzuschauen hier zusammenflicht,
Woll'n etwa Deine Blicke sich ergetzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunk'nen Augen setzen:
So halte Dich zurück und traue nicht,
Denn leicht wohl möchte sich der Schlange Zischen
In Philomelens süße Strophen mischen!

Wenn Ihr die Freundschaft und die Jugend seht
Den treuen Arm sich um die Hüften winden,
Wenn wo die Schwester nach dem Bruder späht,
Und wenn ein Sohn vor'm Vater, vor dem blinden,
Im Spiel mit seinen Greisenlocken steht:
So eilet schnell, den Ausgang hier zu finden;
Denn eben war es häuslicher Verrath,
Der schleichend in das Herz des Kindes trat!

O fluchbeladne Zeit, wo, wie ein Dieb
Ganz leise hämmernd, zu gesunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unversehrte Keime weilen,
Unheilbar schleicht des Gift's Ansteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß sich beeilen;
Denn rings sind falsche Netze ausgestellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf, und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Haut auch auf die Andre zeige
Wie einstmals an des Telamoniers Schild!
Des Altertbumes abgestandne Neige,
Die große Roma ist's, womit erfüllt
Ein Becher sich Euch beut, dem Phantasieen
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Den Gegensatz von Schönheit und von Tugend,
Charakter und von holdem Dämmersinn,
Von Mannes Ernst und Poesie der Jugend,
Den Unterschied von Bart und glattem Kinn,

Von Lasterseelen, liebenswürdig lugend,
Der Freiheit unpoetischem Gewinn —
Das Alles im Gemisch von Zeitenbildern
Will Euch in Ernst und Scherz ein Freier schildern.

Und schildern will er Euch die grausen Schrecken
Der doppelten Natur der Menschenbrust,
Wie sich der Geist mit Lüge kann bedecken
Und Schönheit Schlechtes athmet unbewußt,
Wie schon dieselbe Zunge Blut kann lecken,
Die eben noch gescherzt in heitrer Lust,
Wie Geister, die dem Genius verbunden,
In ihrem Wahn doch grausam oft verwunden.

So leuchte Mondenschein, des Tages Lüge!
Ihr schlummernden Geheimnisse, erwacht!
Es nahen sich die langen Geisterzüge,
Die, ob sie gleich aus Fleisch und Blut gemacht,
Doch schon am Leben nicht mehr haben G'nüge
Und halb schon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Es ist ein ew'ger Traum der Weltgeschichte.

I.

Freier Platz in Rom.

Julius Binder (tritt auf).

Julius Binder.

ir gegrüßt, du liebe Heimathstätte,
dlich ruh'n darf der bestäubte Fuß,
e so traulich winkt, als wenn mein Gruß
en erst verlassen hätte!
honend hier die Zeit gewesen!
m noch Unterschied und jedes Maal,
uf und Moos, das sich durch Ritzen stahl,
nes alten Buches Lettern lesen.
ikt die Rebe sich, die ich gezogen,
aubenschweren Bogen
enster auf, wo die behenden Schwalben,
die fernen Zonen
st gefolgt, schon in den falben
fest gefügten Halmen wieder wohnen.
ur der Brunnen plätschert noch sein altes Lied,
as man bei den Nachbarn sieht,
ner noch der alte Sang,
nster ohne Schluß,
dem Ohr zu kläglichem Genuß
ind sein Spiel treibt Tagelang.
r' ich nicht, so will's mich fast bedünken,

Als blitzten aus den offnen Pforten
Wie sonst der Nachbarstöchter Augen aller Orten,
Gleich Perlen, die aus der Conchylie winken.
Was wohl die lieben Eltern sagen!
Vom Fuße bis zum Kragen
Bin ich ein andrer Mensch! Vom hypochondrischen Wesen,
Womit in diesen Tagen
Sich schon unmündige Kinder plagen,
Bin ich vollkommen genesen.
Das ist nicht mopsig mehr, nicht sauertöpfisch,
Mißtrauend, greinend, rappelköpfisch,
Das macht nicht mehr so jämmerliche Geberden,
Als könnte man gestohlen werden.
Nein, frisch und rund wie eine Nuß,
Sind von dem Wind des Kaukasus
Die bleichen ausstudierten Backen
Und in dem stolzen Nacken
Führ' ich aus allen Königreichen
Ein Heer von Schelmenstreichen.
Man sagt zwar, daß die Welt
Politisch sey jetzt schwarz verhangen.
Wer was davon hält!
Deß lass' ich mich nicht bangen!
Geht Alle doch nur hinaus, die Rom beengt,
Dorthin, wo man nicht Grillen fängt!
Geht, wie ich, aus der Ebene Streifen
Hinauf, auf die Berge, wo die Wolken rauschen,
Wollt Alle doch, wie ich gethan, belauschen
Goldeshüter, fabelhafte Greifen!
Befreit Euch von des Hauses Fesseln
Und sucht in Kolchis Sandeswellen
Die von Medeens Zauberkesseln
Bis tief zur Hölle ausgebrannten Stellen!
Sucht, wie ich suchte, ob die raschen

Unwirthbaren Pontuswogen einen
Der blutigen Tropfen schon verwaschen
Von des Absyrtus zuckenden Gebeinen!
Habt Ihr an Asiat'sche Schrecken Euch gewöhnt,
So werdet Ihr die Römischen ertragen können.

(Er tritt an das Haus seiner Eltern heran. Ein Sarg wird schnell herausgetragen.)

Ha, wie der Zufall meiner Rede höhnt;
Ihr guten Freunde, wollt mir ein Wort doch gönnen!
Wohin, wen tragt Ihr da heraus?

Ein Träger.

'S ist Trauer in dem Haus!
Weil nun der alte Herr nicht mehr zu retten,
So ging Cornelia voraus,
Ihm in der Väter Gruft bequem zu betten.

Julius Binder.

Bei Gott! Cornelia? Meine Mutter? Haltet!
Mein Kuß trifft, was er liebt, erkaltet?
O hört! Sie fliehn — als wenn die Pest
Dahin gerafft hätt' diesen kleinen Rest
Von Leben, den ich zu versüßen
Nun komme ach! mit allzuträgen Füßen!
Und hört' ich recht den Todtenvogel singen,
Muß auch mein Vater mit dem Tode ringen?

(Ein zweiter Sarg wird noch schneller herausgetragen.)

Ha! Zu spät! Dies muß mein Vater seyn.
Dahin fliegt in dem Todesschrein
Mein Leben, Hoffen, Alles hin!
Steht! Steht! Wißt, daß ich des Mannes Kind und Schatte bin!
Sie fliehn — sind wie Gespenster fortgerannt —
Und vor Entsetzen steh' ich festgebannt —
O wär' es Blendwerk nur!

Eine blutige Spur
Seh' ich am Boden rollen,
Blut, aus dem Sarg gequollen,
Die Tropfen rieseln durch die Gassen.
Hier ist ein Mord geschehn,
Ich muß zum Schwerte fassen
Und blutig wenden dieses Wiedersehn.

(Ein Tribun tritt mit Bewaffneten aus dem Hause.)

Steh', du Tyrannengeneral,
Noch raucht an deinem Stahl
Der Erde bestes Blut,
Fühl' nach dem Morde, wie die Rache thut!

(Er greift ihn an; die Bewaffneten ziehen.)

Tribun.

Wehrt ihm nicht! Mir ist es recht,
Daß sich ein Messer setzt an meine Kehle;
Nach solcher That bin ich mir selbst zu schlecht
Und bitte, daß sein Stoß nicht fehle.

(Sie fechten. Der Tribun fällt.)

Gut, gut! Die Klippen,
Die widerspänstigen Rippen
Vermied der Stoß
Und macht mich des verfluchten Lebens los.
Hab' mich gewunden und mich bethört,
Wenn ich auf kaiserlich Gebot
That, was Männer nimmer ehrt.
Hier mußt' es enden, wo empfindungslos
Selbst in der Freundschaft Schooß
Ich herrendienstbar trat.
Die Zeit ist arg; wer keinen Feind mehr hat,
Stirbt durch des Freunds Verrath. Hier war's Verrath
An Liebe, an mir selbst, an meinen Spielen,
Die ich einst trieb auf dieses Hauses Dielen.

Mein Aug' wird trüb'; doch seh' ich heller —
Mir ist's, als sey der Vogelsteller,
Dem ich erlegen, mir gar wohl bekannt.
Nimm diese sterbende Hand!
Dich grüßt mit stummem Gruß
Dein Pylades — du, mein Orest — mein Julius!

(Stirbt.)

Julius Binder.

Sabinus Cassius? mein Freund? mein arger Feind!
Dies ist das Ziel, das wieder uns vereint?

(Die Leiche wird fortgetragen.)

Fahr' hin, du leichterlogner Traum
Der Jugend, erst hoffnungsgrün und lustumlaubt!
Es hat dir eines Augenblickes Raum
Grund, Wesenheit, Entschuldigung geraubt!
Fluch dem verführerischen Blau
Des Himmels, das mich lau
Und meine Seel' erschlaffen machte!
Ach! aus dem zugefallnen Schachte
Steigt Gram, Verzweiflung, all das Bangen,
Dem ich als Knabe nachgehangen,
Der Schmerz ob dieser Zeiten Graus
Mit größerer Gewalt heraus!
Fort mit der trägen Lüge,
Die meiner Mannheit Wiege
Und meiner Ehre Schlummerlied gewesen!
Nein, dies fieberhafte Herz ist nicht genesen:
Die alten Wunden brechen wieder auf,
Der Zeiten Schrecken nah'n zu Hauf,
Wir sind so eng geschnürt und so gejagt,
Daß Brust und Athem dieser Welt versagt.
Hier steh' ich auf dem Schlachtfeld meiner Liebe.
Die Manen seh' ich weinend mich umschwärmen,

Sie rufen, wo denn ihre Rache bliebe,
Ob ich zu trösten käm' ihr todtes Härmen?
Die Last der einen Schaale drückt so tief,
Daß, wenn ich auch im tiefsten Abgrund schlief,
Wenn ich auf Scherz und Tand mich ganz gestellt,
Ich jetzo wär' so hoch geschnellt,
So hoch, so sichtbar nun dem Weltgetümmel,
Wie des Kometen glühende Ruth' am Himmel.

(Ab in's Haus.)

II.

Nacht.

Vorzimmer eines Balkons, welcher offen steht und die Aussicht nach dem bedeckten Monde gibt.

Nero und **Poppäa** auf zusammengehäuften Polstern. Nero spricht träumerisch, phantasirend, sylbenzählend.

Nero.

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Mitternacht der Wächter ruft.

Nero.

Die Hähne schrei'n: sie wittern's in der Luft,
Daß sich ein Dieb schleicht um des Hofes Thor;
Die Nacht hat Augen nicht, doch scharfes Ohr.

Welch' Zeit ist's?

Poppäa.

Ein Uhr nach Mitternacht.

Nero.

Der Schatzgräber hat sein Werk vollbracht.
Horch, wie der Maulwurf gräbt und hackt,
Schatzgräbers Spaten bracht' ihn in den Takt.
So ein altes Fell ist blind, und sieht
Doch mit dem Ohre Alles, was geschieht.

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Nach Mitternacht zwei Uhr.

Nero.

Vom Himmel ein Stern herunterfuhr,
Die Welt schläft nicht, der Himmel schläft.

Die Dinge
Drehn wahrlich sich in einem andern Ringe.
Was sind wir? Warum sind wir? Sprich,
Du frommes Beichtkind, kreuz'ge dich;
Ihr guten Leute, wenn's erlaubt,
'S ist Manches Thorheit, was Ihr glaubt.

Denn sind wir dem Gotte nicht ein Bedürfniß?
In seinem eignen Seyn das atheistische Zerwürfniß?
O Gott; er läßt uns tief im Koth, im Trüben,
Und verlangt noch, ihn zu lieben!
Man spricht vom Unterschied des Guten und des Bösen
Und Jeder müsse sich durch sich selbst erlösen,
Das nennt man die einstige Vergeltung,
Als wäre der Mensch nicht Gottes eigne Verweltung,
Als wär' es göttlich, uns entstehen lassen
Und dann zuletzt bei Wort und That zu fassen.
Es wäre doch, wie man Komödie spielt,
Wenn uns der Himmel deßhalb hätt' erzielt,
Daß wir gleich Puppen spielten unser Wesen
Und dann hingingen zur Belohnung des Guten und Bösen.
Warum erschuf er uns? Wer bat ihn drum?
Ich nicht — du nicht — Niemand im Publikum.

Das Leben wäre Glück! O frommer Dunst!
Das Leben ist die schwerste Kunst;
Und eine Kunst, die ohne Freude ist.
Drum wer sich müht, daß sich zum Guten Alles wende,
Arbeitet Gottes Trägheit in die Hände.

Du schwärmst, mein Kind, in diesen Finsternissen,
Wie sich der Mond dort hinter Wolken legt,
Der Wind im Wald das Laub aufregt,
Und nimmst dies allgemeine Flimmern wie 'nen Wagen,
Der dich zum Himmel solle tragen?
Ja Liebe, denke dir ein Viergespann,
Je ein Pferd nach den vier Winden,
Und in der Mitte einen Mann,
Von dem im Nu fünf Stücke nur zu finden.
Denk' dir Folter, Pestilenz und jede Noth,
Denk' dir das Beste, nimm den Tod —
Wie könnt Ihr schwärmen, dichten, lieben,
Könnt Euch bemühn, kein Wässerchen zu trüben?
Ha! Was ist schon Alles in der Welt gewesen!
Man kann es in dem Blick der Enkel lesen,
Was schon geklagt, geweint, gelitten worden:
Und unsrer Scherze Orden
Sey Staub vom Schmetterling, ein bunter Käfer?
Wir haben uns und thun wie blöde Schäfer?
Fluch diesem ungereimten Dichten,
Wie Gott zusammenstellt der Welt Geschichten!
Ich hasse Gottes Thron, dies Weltregieren,
Dies stumm-pagodenhafte Scepterführen,
Dies Schlichten, Richten, diese Sage
Von Wiegen, — Wägen, — Wucht — und Wage.

(Schläft ein.)

(Poppäa entringt sich seiner Umarmung, nimmt eine Ampel und leuchtet ihm in's Gesicht.)

Poppäa.

Graunhaftes Bild! Im Schlafe sieht
Er schrecklicher, als wenn am Tage
Dies Aug' Hyänenblicke sprüht!
Und ich, Unglückliche, ich trage
In meinem Arm den Fluch der Welt!
Poppäa! Ist denn jeder Weg verstellt,
Das Thor verloren, Alles hin,
Daß ich vermählt mit einem Tiger bin?
Wie schwer er athmet! Zerspringen
Will ihm die Brust von ungeheuren Dingen,
Die schlangenhaft schon zittern
Unter des Auges verschlossenen Gittern.
Weh! an diesem fiebrisch zuckenden Munde,
An der Menschheit klaffenden Wunde,
An diesem Sammelplatz der Grausamkeit
Muß ich hängen, immer bereit,
Mein grollendes Herz zu zähmen
Und Blutiges für Scherz zu nehmen!
Und wär' er Mann! Und wären diese Plagen
Doch wenigstens von Tapferkeit ihm zugetragen!
Was liebt das Weib am Mann? Nicht, daß er gut,
Nein, daß er, was er thut, nur männlich thut.
Doch Nero stellt in seinem Wahn
Sich zu Allem wie ein Knabe an.
Hätt' er als Mann ein bös' Gewissen,
Gern ließ' ich's ruh'n auf meinem Busenkissen,
Denn eine liebende Braut
Ist auch dem Frevel ihres Mannes angetraut.
Sie hört ihn doch, und in der Nacht
Wenn er gespenstisch aus dem Schlaf erwacht,
So kann sie seine Träume deuten.
Sie zeigt, wie er, sich vor den Leuten.
Und wenn sie da erschrickt, wo er erblaßt,

Wenn sie, wo er nicht bleibt, nicht bliebe,
So ist dies doch Vertraulichkeit und Liebe —
Doch hier? O arge Schmach! Poppäa, hast
Du dich verstrickt so tief?
Wie hätte Alles anders kommen können!
Mein Julius! Mein schwer verrathner Freund!
Mein Auge feuchtet sich nicht mehr; Poppäa weint
Nicht mehr — ich kann ihm nichts — selbst Thränen nicht mehr gönnen.

(Geräusch am Balkone)

Horch! welcher Ton! Man rief mich? Nicht?

Stimme (von draußen).

Poppäa!

Poppäa.

Ist dies die Nacht, die zu mir spricht?

Stimme (von draußen).

O ahnest du, Poppäa, wessen Hauch
Die Säulen des Portales feucht beschlägt?
Vergaßest du der Liebe frühern Brauch,
Wie ein behender Sprung mich zu dir trägt?
Ich sehe deines Schleiers Segel ausgespannt,
Das landen muß an meiner Lippen Strand.
Nimm wahr, Poppäa, wen dir eine Sommernacht
Aus fernen Zonen hat zurückgebracht!

Julius Vindex tritt auf.

Poppäa.

Ihr ewigen Götter! Du — du, Julius?

Julius Vindex.

Nimm zum Willkommen diesen Kuß!
Nimm die Umarmung meiner Treue,
Nimm Alles wieder hin auf's Neue,
Mein Leben, meines Pulses Schläge!
Dein Auge werde wieder das Gehäge,

Das mich umstricke und den armen Thoren
Das zu vergessen lehre, was verloren!

Poppäa.

Wie bliebst du nur so lange fort?

Julius Binder.

Das Meer ist arg, die Welt ein großer Ort.
Ich eilte nicht, die Segel einzureffen,
Ich ahnte so, mein Kind, dich anzutreffen,
Wie du verändert vor mir stehst!
Das Haar in üppige Locken aufgelös't,
Verführerisch, die Hüfte stark und rund,
Verlockend eingekerbt der Mund —

Poppäa.

Wie keck! Wie dreist, du lieber Junge!
Nie lagen soviel Wort' auf deiner Zunge.

Julius Binder.

Ach, über Trümmern, Schutt und Leichen
Konnt' ich die Heimath nur erreichen:
Doch nun mir's ward, dich wieder zu schauen,
Verzweifl' ich nicht, meine Sachen aufzubauen;
Du gehst mit Liebe mir zur Hand?

Poppäa.

Gleich hab' ich dich doch wieder erkannt,
Julius —

Julius Binder.

Was ist? du stockst?

Poppäa.

Ich bin vermählt.

Julius Binder.

Man hat's auch mir erzählt.
Ich glaub' es nicht; du willst mich prüfen.

Poppäa.

Ach, wenn, die du begrubst, so wenig schliefen,
Wie das gewiß ist, was ich sagte —

Julius Binder.

Poppäa? Wie? So tagte
Nur trügerisch die Nacht, die mich umgab?
So gähnte überall in Rom das Grab?
Poppäa? Ach, so kalt!
Nicht einen Blick? Im Schmerz so ungestalt,
So ohne Reue? Wie? dies bleiche Lächeln,
Derweilen Todesgeister mich umfächeln?

Poppäa.

Wohl wahr; du lehrtest mich das Band zu weben,
Woran die Liebe Löwen führt,
Doch als ich es vollendet, hat dich eben
Mein Auge nirgends wieder aufgespürt.

Julius Binder.

Klingt deine Rede nicht wie Spott!

Poppäa.

Mein Guter, die Natur —
Gab sie dem Weib doch nur
Das Kleinste, einen kurzen Rausch,
Einen unbewußten Zärtlichkeitentausch,
Nichts, als ein Frühlingswehen,
Von der Ewigkeit einen Faden, kaum zu sehen,
Vom Sichvergessen einen leisen Hauch —

Julius Binder.

Weh mir! Wie der Verführung Schlange
Aus deinen Mienen lacht!

Poppäa.

O schmähe nicht! Wenn du doch klüger wärst!

Julius Binder.

Sank deine Tugend, Unschuld, Liebe in den Staub?
Wo bist du hin, du reizendes Verzagen,
Als ich der Liebe ersten Raub
Von deinem Munde wagte abzujagen?

Poppäa.

Julius, reich' mir die Hand!
Jetzt weiß ich erst, wie man der Liebe Scherz,
In der Liebe ein gedankenloses Herz
An Aphodritens Muschelwagen spannt.
Einst war's die Schönheit, die dich machte heiß;
Doch Schönheit ziehet nur den Zauberkreis,
Worin sich andre Künst' entfalten müssen,
Will man den Zauber runden und genießen!

Julius Binder (Nero erblickend).

Ha! Täuscht mein Aug' mich nicht?
Der dorten auf den Polstern liegt,
Ist Nero! — Mir versagt die Kehle:
Hier kam ich in des Tigers Höhle?
Poppäa —

Poppäa.

Himmel, er erwacht —
Fort, Julius, birg dich in die Nacht!
Wir reden noch —
Zu unserm Tode rückt der Weiser an —
Hinweg! O lieber, theurer Mann! —

Nero (auffahrend).

Was ist es, das mir Morpheus schickt?
Was steiget aus dem bunten Kelch des Mohns?
Bin ich erwacht? Nein, traumbeglückt
Bin ich ein Bild Endymions.
O, wem die Phantasie,
Doch ihre Farben lieh,
Der weiß, den Traum zum Tage aufzuraffen
Und Träume aus der Wirklichkeit zu schaffen.

Julius Binder (bei Seite).

Ich bin erstarrt. Sind das noch Worte,
Die passen für des Lebens Pforte?
Wach ist sein Augenlied

Er muß mich sehen
Und glaubt doch, was geschieht,
Sey nur im Traum geschehen.

Nero.

Todt seyn ist schlecht;
Doch schön wär's einst, im Tode sich zu wissen.
Wer wünschte nicht, sich recht
Dereinst in Grabesfinsternissen
Zu fühlen, auszukosten und zu lesen,
Was es denn heißt, so ganz in Nichts verwesen,
Im Augenblick des Sterbens zu belauschen,
Wie am Bewußtseyn sanft
Die sterbenden Sinne vorüberrauschen
Und unter des Grabes Ranft
Noch nachzufühlen ohne Sinne,
(Nur weil man der Sinne Gewöhnung inne)
Wie Alles ineinanderfließt: —
Von diesem Gefühl genießt
Mein Auge einen Schatten; denn ich träume
Und fühle doch wie wachend diese Räume.
Leibhaftig seh' ich zwei Gestalten,
Die doch im Traume nur als wahr zusammenhalten.

Poppäa.

Flieh'! Noch umgaukelt ihn ein Nebelgrauen!

Julius Binder.

Ich bleibe. Ha, Tyrann!

Poppäa.

Julius!
Daß ich dich und mich verlieren muß!

Nero (sich aufrichtend).

Wie deutlich diese Schatten sprechen!
Was willst du, blasser Knabe, an mir rächen?
Bin ich denn selbst nicht Euer Eins
Und diene Euerm Reich des Scheins?

Ich leb' in Euch: hier in den Erdrevieren
Lass' ich mein thierisch Theil nur vegetiren.
Ich diene Euch: zu Eurer ganzen Macht
Hat leider es mein Thron noch nicht gebracht.

Julius Binder.

Er redet irr; das schaun! Vergebene Mühe!
Ich werde feig, ich fliehe!

(Ab.)

(Nero kehrt in die schlafende Stellung zurück.)

Poppäa.

Er schweigt! O wenn er Worte hätte!
Was war das alles? Diese Stätte
Brennt unter mir; was soll ich thun?
Darf ich bei diesem Schweigen ruh'n?
Er nahm das alles wie ein Bild,
Als hätte nur der Traum mit ihm gespielt.

Nero.

Ein Narr, der Gottes Fluch
Mit unheimlicher Geberde trug,
Erwachte einst aus tiefem Schlaf.
Und siehe, die Finsterniß, die ihn traf,
Der Wahn, in den seine Sinne gebunden,
Sein ganzer Aberwitz war im Traume verschwunden.
Es träumt' ihn, daß seine Augen
Die Dinge richtig zu sehen wieder taugen,
Es wickle sich in aller Stille
Von seinen Sinnen die täuschende Hülle,
Er könne wieder verständig und klar
Nachdenken, was wird, ist und war.
O wie jauchzte das erlös'te Herz!
Wie leuchteten seine Blicke himmelwärts!
Er rief zu Gott inbrünstig: „Ach! verzieh
Denn endlich deine Huld mein Wesen?
Soll sich die Nebelbinde lösen?

Hast du eine zweite Geburt mir geschenkt?
In seine Fugen meinen Verstand wieder eingerenkt?
O Sonne, Luft, Licht, Leben,
Die Welt ist mir zum zweiten Mal gegeben!
So, wie ich Eins aus dem Andern habe geschlossen,
Da brechen ja nicht mehr des Denkens Sprossen,
Die ganze Leiter der Begriffe, das Erwägen
Geht stufenweis auf glatten Wegen."
Er weint' im Traum — da reißt der Wind
Eine Thür' im Haus auf und geschwind
Erwacht' er von dem kurzen Glücke.
Mit der Sonne Morgenblicke
Sieht ihn der Wärter — er fährt empor;
Da tönt es wieder wirrsam an sein Ohr,
Der Wahn kommt wieder angekrochen,
Des Geistes schwarzer Staar war nicht gestochen.
Er fabelt wieder in aberwitzigem Wesen;
Der Arme war im Traume nur genesen.

Tigellinus, der Mohr, an der Thür.

Tigellinus.

Just schlug es vier!
Ew. Majestät,
Der Wagen steht
Schon vor der Thür.

(Nero richtet sich auf und schleicht unheimlich hinaus.)

Poppäa.

Welch Blendwerk! Welches Gaukelspiel!
Vernunft und Wahnsinn, Traum und Wachen
Muß hier zu gleichem Ziel
Gleich weite überdachte Schritte machen!
Wenn in der Rede so die tollen,
Wahnwitzigen Räder rollen,
Und auch ein Wort, das, gutgestellt,

Dem Lauf erst in die Speichen fällt,
So wird es doch gleich, krumm gebogen,
In den Mänadenzug hineingezogen.
Und nun kommt der, den ich verrieth —
Mein Herz besinnt sich auf ein altes Lied;
Das ganze Spiel der ersten Liebe
Sucht, wo ihm noch ein Plätzchen in mir bliebe.
Er darf nicht flieh'n, darf dieses Herz nicht hassen,
Ich lock' ihn in die dunkeln Gassen
Des Kaiserlichen Parks, wenn morgen,
Als Weib gekleidet, vor aller Welt
Sich Nero auf die Bühne stellt.
Begonnen hat das Spiel, das tolle:
Er spiele sein', ich spiele meine Rolle.

III.

Im Walde.

Der alte Scevin, ein Verschworner, tritt auf.

Scevin.

Endlich hab' ich die Stadt hinter mir und bin vor der Neugier und Ueberschätzung meines Werthes sicher. Alle Welt sieht mich an, wie ein Wunder, seitdem ich einen Schwur gethan habe, den doch keine zwölf Menschen mit anhörten. Pflanzt sich denn so Etwas durch die Luft fort? Wie bin ich mit einem Male dazu gekommen, so etwas Außerordentliches zu werden; ein Kassenvorsteher etwa, der kein Wachs an den Fingern hat; oder eine Null, die, wenn man sie mit sich selbst multiplizirt, immer eine gerade Zahl gibt? Ich komme um bei den Vorbereitungen zu einem großen Ereigniß, das ich Unglücklicher zu befördern geschworen habe. Das Unglück sind eben die, welche sich meine Freunde nennen. Das grüßt auf der Straße so verdächtig und blinkt mit den Augen und macht allerhand Fingerverrenkungen, um sich verständlich zu machen. Diese Menschen haben die Keuschheit ihres Namens schon alle an den Mann gebracht; das hat sich überall die Finger verbrannt und darf sich abseits in keinen Winkel stellen, ohne schon beobachtet zu werden, was es da an der Mauer zu machen hat. Gott, ich achte diese Menschen im Dunkeln und würde mich immer zu Piso's Verschwörung bekennen, wenn das Licht gerade ausgegangen ist; aber auf der Straße immer angelächelt und bewillkommt zu werden mit verdächtigen Mienen, dazu gehört eine andre Natur,

als die meinige. Horch! ich glaube, es kommt schon wieder Jemand.

Sein Sclav **Milichus** tritt auf.

Milichus.

Einen Gruß von Herrn Piso. Dieser Brief ist an Euch.

Scevin erbricht ihn.

Gewürfelt wurde gestern um
Das Glück, den Kaiser zu ermorden:
Dich traf das Loos, den ersten Stoß —

Ein schönes Glück! Ein Glück, das mich sehr unglücklich macht. Ich soll den Kaiser umbringen? Das hat man davon, wenn man sich in Dinge einläßt, die einem nachher über den Kopf und das Gewissen wachsen. Verfluchte Thorheit, die Entscheidung wichtiger Dinge an seinen Rockknöpfen abzuzählen! Was hab' ich mit Revolutionen zu thun? Bin ich auf die Welt gekommen, um andre Leute aus ihr herauszubringen? Ach, wär' ich doch im Schooß meiner Mutter geblieben und hätte die Hoffnung meines Vaters betrogen! Milichus! Kerl, lauf nicht immer wie ein Windspiel um mich herum! Halte dich in der Nähe, denn die ganze römische Geschichte drängt jetzt auf mich ein, du Lügenbote! Dieser Brief ist ein untergeschobener Wechselbalg.

Milichus.

Wahrhaftig nicht! Obschon meine Mutter eine Stuttgarter Hebamme gewesen ist, so sollten doch die Federn erst noch geschnitten werden, mit welchen ich schreiben könnte. Zwar geschieht in meinem Vaterland, in Deutschland, viel für den Volksunterricht; aber noch ist man bei mir zu Hause nicht weit gekommen in der Kunst, seine Gedanken richtig und klar auszudrücken.

Scevin.

Einen elenderen Fechter kann es wahrlich nicht geben, als ich einer bin. Ich hab' auch gar nicht die Behendigkeit, die dazu gehört, Jemanden mit guter Berechnung einen Stoß beizubringen. Der erste Stoß! Nun, wenn ich zögre, kommt mir doch vielleicht

Einer zuvor. Für den zweiten Stoß sag' ich gut, falls ich nicht gerade meinen rheumatischen Zufall im Arm habe. Arg bleibt es. Komm, Bärenhäuter, und bleib' in der Nähe!

(Ab.)

Milichus.

Bärenhäuter? Anspielungen auf mein Vaterland! Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu; Alles drehen sie um. Auch meinen ehrlichen deutschen Namen. Ich heiße doch Michel, und wie man zwei Beine übereinander schlägt, so thun sie's hier mit zwei Buchstaben und nennen mich Milichus. Ein kurioses Volk, das römische! Gestern rief mir Einer nach: „Heda, Michaelis germanice!“ Merkst du was? Ich bin nicht dumm: ich weiß wohl, daß er damit etwas hat ausdrücken wollen. Ich komme auch gewiß noch dahinter.

(Ab.)

Ein **Einsiedler** sitzt vor einer Hütte und schreibt auf einer Tafel.

Einsiedler.

Der sichre, dreiste Griffel! Waltet er
Nicht wie ein Priester stolz und hehr
In all den Schrecken, die er niederschreibt?
Und ohne Zagen treibt
Er Nebel, Dräu'n und die Gefahr
Vor sich einher, erschrickt nicht, recht ein Aar,
Der dreist der Sonn' in's Auge sieht!
So mild und still erklingt der Zeiten Lied,
Die Ströme Bluts sind hell
Gewaschen von der Rede frischem Quell.
Ihr sanfter Spiegel glättet Alles aus
Und bringt selbst aus den schwärzesten Verbrechen
Aus Thaten, von Erinnyen kaum zu rächen,
Noch immer einen linden Trost heraus.
Und ist die Zeit, von der er lebt,
Wo er in Erz die römische Geschichte gräbt,
So glücklich, daß ein Lächeln

Noch über Leichen darf hinfächeln? —
Die Hand ist lahm und wie der Griffel ruht,
Durchschauert's dieses alte Blut,
Obschon es matter wird und trüber,
Doch immer noch mit neuem Fieber —
Nein, unsre Zeit — das ist ein Uebermaaß,
Ein Spott des Himmels, der uns wie vergaß.
Die Tugend hin, die Ehre, Ruhm,
Des Glaubens altes Heiligthum,
Nichts ist mehr übrig, selbst kein Gott;
Die Schande ist der sicherste Pilot,
Der dich aus jedem Sturm in's Trockne bringt,
Derweilen Ehr' in ihrem kleinen Schiff,
Schon leck an allen Seiten, sinkt
Und scheitern muß an einem Felsenriff.
Wenn Tugend sich ihr kleines Bündel schnürt
Und sucht, daß sie die stille Straße nicht verliert,
Tritt ein unheimlicher Gesell sie an,
Recht in der schwarzen
Livree der Parzen,
In rothem Hut, des Tod's Agraffe dran,
Und lagert sich mit ihm im Schatten
Und würgt im Schlaf den Wegesmatten.
Ach, nur zum Tode ist jetzt reif, zum Leben nicht,
Wer würdig zehrt von seines Lebens Licht.

Julius Vindex tritt auf.

Julius Binder.

Ich suche Nacht, wo Schaam sich bergen darf,
Wenn mir da an den Fersen scharf
Mein Schatte schleicht, der mich umheuchelt,
Sich niederbückt, dem Kothe schmeichelt
Um meine Trägheit springt, als wären
Seine Conturen nicht der Wiederschein des Leeren.

Einsiedler.

Das sagst du recht: vom Nichts der Widerschein
Kann nie des Nichts Rechtfertigung seyn.
Was trägst du denn so Schweres, Knabe?

Julius Binder.

Ich bin ein Gaul, der nicht zu rechtem Trabe
Kann kommen, dem das Leben
Die Zügel so verhängt gegeben,
Daß er an jedem grünen Rasen hält,
Vor jede offne Thür sich stellt,
Den Kopf hineinsteckt, dumm, gedankenlos.
Und was verlor ich? Der Eltern Schooß,
Freundschaft, Liebe, und da Alles mich belogen,
Bin ich nun um mich selber noch betrogen.

Einsiedler.

Du hast ein blitzend Aug', ermanne dich!

Julius Binder.

Warum ermanne dich! Warum nicht: ermensche dich!
Ihr alten Grillenfänger sprecht
Nur immer von Entschluß und von des Muthes Recht!
Weil ihr zu alt, verlangt ihr von der Jugend schön,
Sie solle blind in alle Fallen geh'n.
Und was zuletzt auch Muth?
Wahrhaftig wie die Feigheit thut,
Das weiß ich nicht; nur daran muß ich leiden,
Ob diese Welt sich so gestaltet,
Daß man, was sie uns bietet, meiden
Und flieh'n muß, wo ihr Wesen waltet.

Einsiedler.

Du hast dem Leben immer recht gelohnt,
Wenn du dem Rechte folgst, das in dir wohnt.

Julius Binder.

Das in mir wohnt? O thöricht Glauben!
Kann man denn nicht aus unserm Innern rauben

Erst Alles, Alles, was sich denken läßt,
Und immer bleibt zurück ein Rest,
Der gerade noch zum Athemholen taugt?
Warum ist die Geschichte da? Was haucht
Der eine Tag dem andern an?
Darf man denn nichts heran
An sich so nehmen, wie es eben ist,
Sich schickend in der Zeiten Frist?

Einsiedler.

Die wahre Weltgeschichte wohnt
Nicht im Genie und im Talente nicht,
In nichts, was der Erfolg belohnt.
Sie ist nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum,
Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
Was draußen sich begibt,
Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war!

Julius Binder.

Fluch diesem Glauben! Nein, nicht Abfall ist,
Nicht breiter, abendlicher Riesenschatte,
Was einst schon seine Währung hatte.
Und was ihr Menschen von der Zukunft wißt,
Ist kein unwesentliches Schaalen-Nebenbei
Vom großen brütenden Weltenei,
Nicht von dem Erz die Schlackenhülle,
Gleichsam des unsichtbaren Pochhammers Gerülle.
Wir schaffen etwas; der Zukunft Schweigen
Wird sich nicht füllen nur mit Erinnerung;
Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum ersten Mal sich zeigen.

Einsiedler.

Wer so von schlechten Zeiten schwärmt,
Was fände der wohl, das ihn härmt?

Julius Binder.

Du alter Graubart; leicht spottet und neckt,
Wer sich auf seine Trägheit streckt:
Sieh diese wüste Welt, dies Lärmen, Toben,
Dies ganz verkehrte Unten-Oben —
Kann Alles so aus Uebermuth
Sich überziehn mit bestem Blut?
Wie Kinder sich dem Leben
Durch Schmerz erst übergeben,
Wie sie die ersten Zähne sich
Ausschreien; also wähn' ich
Sey auch der Völker Loos,
Das erst aus schwerem Unglücksschooß
Zu einem Ziele reifen kann.
Es kündigt sich das Gute an
Durch Böses, das noch böser oft
Als das, was man zu tilgen hofft.

Einsiedler.

Mein Kind, ich sehe dich haschen
Nach bunten Wolkentaschen,
Wenn du, was kommen soll,
So in den blauen Himmel malst.
Bist du von alten Zeiten voll,
So bist du sicher, daß du auch der Zukunft strahlst.
Liebe nur zuerst die Tugend,
Du allzurasche, dich selbst vergötternde Jugend;
Halte dich in Sitten und Manieren rein,
Sey deines Ideales eigner Widerschein!
Nimm Rath an und werde dem Alter

Nur ein rüstigerer Verwalter;
Vor Allem fasse, was du bist, zusammen
Und schüre deines jungen Feuers Flammen,
Stirb, wenn denn kein andrer Rath —
Es lebt nur Eins — die That.

Julius Binder.

Nein, Alter, das ist den Jugendschiffen
Kein Leuchtthurm! Mit solchen allgemeinen Begriffen
Hat man auch mir die Seele ausgewaschen.
Will man darnach haschen,
So greift man nichts, als höchstens einen Strick
Für unsern Hals — wahrhaftig doch kein Glück!
Betracht' ich, daß deiner Lehre die Welt
Das Umgekehrte nur immer entgegenstellt,
So fühl' ich wohl, daß selbst Moral,
Vernunft und Sitte und Religion
Gekommen sind zu ihrem Fall.
Können umsonst denn solchen Hohn
Die Dinge sprechen alle dem,
Was früher recht war und andem?
Die Tugend! Darauf ist nun Alles bei Euch gezielt!
Ich fühl's aber, was ist eine Tugend, welche schielt?
Ihr wollt nur immer Mannheit und Entschlossenseyn,
Parthei, gespreiztes Wesen, frühe Reife,
Ihr haßt am Hut die jugendliche Schleife
Und dringt, sich jung den Greisen anzureih'n.
Kunst, und in der Kunst die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nimmer Euer stoisch Herz:
Charakter wollt Ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen.
Ihr lauert, kauert und habt stets rund
Und kurz den Tod im Mund,
Der wahrlich doch zu Niemand spricht,
Bis er im Mund der Götter liegt!

Einsiedler.

Wohl, wohl! Ich kenne dies verschlagene Bemüh'n.
Ihr Jungen wollt Euch der Parthei entzieh'n;
Ihr hättet gern auf Eure eigne Faust
Die Zeit, daß sie nach Eurem Winde saus't.
Ihr haßt die Tyrannei! Doch ihre Frivolität,
Die ist's, die Euch zu Sinne steht.
So tauchen viel' auf, die, wo wir was weggeschafft,
Uns schelten als philisterhaft,
Die, statt das Schlechte gänzlich zu zerstören,
Jetzt meinen, aus dem Schlechten könnte Gutes sich gebären.
Geht Ihr nur hin; es wird zu diesen Stunden
Für den Einen wie den Andern schon der Hanf gewunden.

Julius Binder.

O schwere, schwere Zeit! Wär' dieses wahr?
O Räthselzeit, o Prometheus,
Stirbst du an deiner innern Zweifel Brande?
Die Welt wird zu Aegyptens Sande;
Zum Land der Räthsel und der Gräber!
Verzeih' mir Alter, wenn ich irgendwo,
Mein Wort gestellt so oder so —
Und wenn ich auch an Allem schier erlahme,
Einst hält noch aus — Gedächtniß — Wie ist dein Name,
Wenn ich mich auf dich besinnen muß?

Einsiedler.

Ich bin Cornelius Tacitus.

(Ab.)

Julius Binder (allein).

Wie? der greise Seher, der die Zeit
Sich spiegeln ließ in der Vergangenheit,
Der uns gelehrt, wie die Cäsaren
Der röm'schen Freiheit Mörder waren?
Er, Tacitus, der seine Hand
Ausstreckte zum Gericht, wie Rhadamanth?

Wie liebt' ich, was er schrieb, die weisen Sprüche,
Der Tyrannei versteckte Schliche,
Die er an alle Welt verrieth!
Sein immer gleiches Zauberlied
Klingt wieder hell durch meine Seele.
Kann noch das Ziel entfernt seyn, das ich wähle?
Kann ich noch zittern, ob zu sterben
Nicht heiße, was man ist, nein, was man könnte seyn, verderben?
Ja er ruft mir. Der Werth, den du erreiche
Sey nur ein möglich großer Raum für deine Leiche!
Greif' mächtig in die irren
Gespenstergrillen ein, die deine Brust durchwirren,
Und suche dies als Höchstes anzuschlagen,
Ein Kind, und doch dem Mann schon gutzusagen!
Hinweg, was mich zu locken kam herbei,
Des Kaisers aberwitzige Gaukelei!
Hinweg, Poppäa! ach! — noch so geliebt,
Daß, was sie zur Entschuld'gung sich gesagt,
In mir ein helles Feuer facht!
Durch Trübes ward ich so getrübt,
Daß ich auch einmal umgekehrt
Betrachten wollte der Dinge Werth.
Doch nun hinweg, was Phantasie, was Kunst,
Uns zu berücken, bunt erfindet!
Die Seele wird dabei verhunzt
Und jede ächte Mannheit schwindet.
Der Einzelne ist Nichts; durch Geisteskraft
Wird diese böse Zeit nicht aufgerafft.
Wir müssen uns zusammenschaaren;
Was Einem nicht gelingt, glückt ganzen Paaren.
Seyd nun gezückt, ihr Todes-Speere,
Bloß sey mein Herz, nur nicht von Ehre!

(Ab.)

Scevin und **Milichus** treten wieder auf.

Scevin.

Wer steht denn da, ordentlich wie ein Mensch? He da!

Milichus.

Ich bin es ja —

Scevin (einen Dolch betrachtend).

Das hast du gut gemacht, Bursche. Mit diesem Dolche gehe ich der Zukunft schon sicherer entgegen, weil er vom Altar der Göttin der Sicherheit gestohlen ist. Er soll mir in dem Strome von Begebenheiten, in den ich schlechter Schwimmer mich werfe, als Schwimmblase dienen. Milichus, gib her! Wo hast du den Sicherheitsdolch?

Milichus.

Ihr habt ihn ja in der Hand.

Scevin.

Ja so! Ich wollte auch eigentlich nur, daß du ihn nehmen solltest. Und dann das verrätherische Wort Dolch! O gewöhne dir das gänzlich ab, Mensch; bilde dir immer ein, das Ding hätte statt Einer Spitze zwei und nenne es meinetwegen lieber eine Gabel!

Milichus.

Mit dieser Gabel scheinen Sie auf sehr vertrautem Fuße zu speisen.

Scevin.

Lauerst du? Bekümmerst du dich um Dinge, die dich nichts angehen, Schlingel? Sieh' mich nicht immer so an, als hätt' ich was! Aber, was ich gleich sagen wollte, verstehst du wohl Charpie zu zupfen? Suche, was du nur auftreiben kannst an alten Hemden, Halsbinden und leinenem Zeuge, bei mir, bei der Nachbarschaft, auf dem Trödel. Glotz nicht!

Milichus.

Herrgott! Sie thun ja, als sollte einer ganzen wohllöblichen Menschheit zur Ader gelassen werden.

Scevin.

Sage, komm doch einmal her! Was ist denn das, was da immer so auf und nieder geht?

Milichus.

Wo denn? Ich sehe nichts.

Scevin.

Es war mir doch so. Ja wohl, es ist mein Schatte! Nun, Charpie. Richtig, die haben wir; nun aber Schwamm. Kurz, alles Mögliche mußt du auftreiben, was zum Verbande bei Wunden, plötzlichen Blutstillungen und andern unvorhergesehenen Zufällen zweckdienlich ist. Wo hast du das unglückselige Ding, das nicht nur einem Dolche ähnlich sieht, sondern sogar einer ist? Mache dir ein Geschäft, ihn von morgen an alle Tage zu schleifen, so daß er zuletzt unsichtbar spitz wird. Ein Mensch, der ihn nur ansieht, muß davon schon ein Loch im Gesicht bekommen, zwei Zoll tief. Man muß sagen können, Jeder, der vorsätzlich damit verwundet wird, sey aus Versehen hineingelaufen. Hörst du, Milichus? Jetzt komme mir nach, aber schleiche nicht!

(Ab.)

Milichus.

Dahinter muß etwas stecken. Hier sind verbotene Wege, hier sind Dinge im Werke, die, wenn sie offenbar wären, manchem in's Gesicht schlügen. Der Dolch, das Blutbad, der Schwamm — das sind verdächtige Gegenstände. Ehrlicher deutscher Michel, was wirst du hier thun? Du wirst diese Sachen weiter nicht überlegen, sondern morgen in aller Frühe hingehen und der hohen Obrigkeit davon Anzeige machen.

(Ab.)

IV.

Akademie.

Die Säulengänge sind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils lustwandeln, theils sich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören.

Zwei Thürsteher unterhalten sich im Vorgrunde.

Erster Thürsteher.

Die Philosophie hat sich diesmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen. Was das für ein Himmel und für eine milde Luft ist! Aber sage mir nur, was du dort in der Hand trägst?

Zweiter.

Das ist ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, so muß ich es zwischen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes seinen Behauptungen über das höchste Gut nicht schaden. Denn, sagte er, die Ideen könnten Alles ertragen, nur nichts Feuchtes; ehe man die Hand umdreht, haben sie den Schnupfen weg und verkälten sich. Doch, da ich gerade Zeit habe, wie gefällt dir denn diese neue philosophische Lebensart?

Erster.

Ei nun, du wirst dich erinnern, daß ich mich früher damit abgab, Schuhe zu verfertigen. Als die stoische Philosophie neulich von den Epikuräern in die Flucht geschlagen wurde, lief sich jene so sehr die Hacken ab, daß sie sich am liebsten an einen Mann wandte, der sich gleichsam darauf verstand, sie ihr wieder anzusetzen. Re-

denbei putze ich dem Stoicismus die Stiefel, klopfe seine Kleider aus und besorg' ihm allerhand kleine Correspondenzen, welche gewissenhaft ausgeführt seyn wollen.

Zweiter.

Du kannst von Glück sagen, denn du bist besser daran, als ich. Was läßt sich beim Cynismus, bei einer Philosophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir z. B. gern in meinem Verdienste; aber leider verschmäht es dieses System, sich seine Hemden waschen zu lassen. Ich war Bader, ich kann vortrefflich rasieren, Nägel beschneiden, bei Bädern zur Hand seyn, ich besitze chirurgische Kenntnisse; aber was soll ich davon in Anwendung bringen? Glücklicherweise geht die cynische Philosophie baarfuß, also komm' ich doch wenigstens einige Male im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen auszunehmen. Es sind schlechte Zeiten.

Erster.

Sieh, sieh! Da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Ein lüderlicher Mensch, immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quillen!

Dritter Thürsteher.

Guten Morgen! Seyd ihr Beide noch immer in der Welt? Ihr werdet täglich schmaler! Ich schwöre euch, in Kurzem hat euch mein System, das System, dem ich diene, das epikuräische System, in den Sack gesteckt! Wo will das auch mit euch hinaus! Ihr putzt Stiefeln? Aber nach welchem System? Von welchen Voraussetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock bürstet? Ihr könnt nach Prinzipien nicht ein Glas Wasser holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorieen, die sich von selbst verstehen, einige aneinander geleimte willkürliche Behauptungen, eine Bürste, die Federn läßt, Glanzwichse, welche die Stiefeln verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studiertes, da habt ihr's, das ist euer System. Aber sagt mir nur, wie hoch es an der Zeit ist?

Erster.

Um die neunte Stunde.

Zweiter.

Dein System wirft wohl viel ab?

Dritter.

Freilich wirft es ab: alte Kleider, Blumenkränze, die man noch immer an eine Braut verkaufen kann, Salben, die von Badhaltern eifrig gesucht werden, Leckerbissen, die meine Nahrung sind, und schöne Weiber, die man aus Epikurs Gärten des Morgens nach Hause führen muß. Was sagt Ihr dazu?

Erster.

Nun, du bist nicht verheirathet; aber Jemand, der Frau und Kinder hat und schon über die Jahre hinaus ist, der befindet sich bei dem Stoicismus recht wohl; das kannst du glauben, recht wohl.

Dritter.

Jetzt fällt mir ein, daß ich Euch eine Neuigkeit mittheilen wollte, wenn Ihr nur inzwischen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Pastete holen soll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren wollen drüben den Kegelschnitt daran studiren. Nun ja, da soll sich ja jetzt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menschen für — für — kurz, das Ding ist zum Henker holen. Diese Sekte nämlich, diese Neuerung, diese Ketzerei behauptet, der Mensch müsse sich Alles selbst machen; denn man werde nicht eher glücklich, ehe man die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse nicht selbst übernimmt. Diese Menschen sagen, man müsse nicht bloß nach dem höchsten Gute streben, sondern auch darauf sehen, daß es Einem so wohlfeil als möglich zu stehen kommt. Sie sagen, die Menschen fiengen erst dann an, ihre eigenen Herren zu werden, wenn sie ihre eigenen Diener würden. Jedermann müsse dessen Dienstbote seyn, dessen Herr er ist; so wie sie denn zuletzt die Behauptung aufstellen: Jeder Kunde sey sein eigner Schuster und diese dann umdrehen und schließen: von nun an müsse auch jeder Schuster sein eigener Kunde werden!

Erster.

Aber, mein Gott, dann würde es ja gar keinen Absatz mehr geben.

Zweiter.

Ich habe immer gehofft, der Cynismus würde noch seinen Haß gegen die Seife einmal ablegen; aber diese neue Sekte wäre ja im Stande, sich selbst auf die Waschbank zu stellen.

Dritter.

Wie ich Euch sage, es ist hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die Euch aus dem Brode, mich aber aus dem Kuchen bringen kann. Allein ich versichre Euch, von heut' Abend geh' ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, so such' ich es zu veranstalten, daß es zum Handgemeng kommt. Aber jetzt habe ich in der Desperation vergessen, was ich gleich holen sollte?

Erster.

Ich glaube Kegel, um eine Pastete auszuschieben.

Dritter.

Strohkopf! Eine Pastete soll ich holen, damit die jungen Herren die Theorie der Kegelschnitte daran verdauen. Lebt wohl.

(Ab.)

Zweiter.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns was weiß gemacht. Sieh' nur, Empedokles, der mich da ruft, scheint noch der besten Dinge zu seyn.

(Ab.)

Erster.

Der Stoicismus hält sich, denn er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Wasser? Sogleich bedient werden!

(Ab.)

Erster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Meine Herren, ich läugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie sehen,

wie erhabene Resultate sich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig so viel falsche und ungereimte Gedanken sich in die Herrschaft der Welt theilen? Das kommt von unsern schlechten Zähnen. Mit dem ersten hohlen Zahne wurde der erste hohle Gedanke geboren. Denn unsere vernachlässigten unregelmäßig gereinigten, mit Weinstein besetzen hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speisen bis zu jener dünnen, flüssigen Masse zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel zersetzt, dem Magen allein willkommen ist. Vielmehr bleibt dem Magen in unserm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeschäft überlassen. Der Körper, der angewiesen ist, seine Frische aus dem Magen zu holen, siecht und der Geist, der sich in einem kranken Gehäuse nicht wohl befindet, schrumpft zusammen. Das ist eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen also, daß eine Zahnbürste die beste Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philosophie ist?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philosophie nur Haare auf den Zähnen, so ist unsere Aufgabe, Borsten zu wählen. Befolgen Sie meinen Rath und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraschung gewinnen. Zahnbürsten, meine Herren! Dies ist mein Fundamentalsatz!

(Geht vorüber.)

Zweiter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, sich nicht umzusehen nach dem elenden Menschen, der hinter uns hergeht und die Welt aus Nichts construirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beschützt, dicht geschlossen; denn jenes Menschen Bosheit kennen Sie nicht. Ja, ich habe zuweilen ein Loch im Stiefel; ja ich begleite meine

Lehrsätze immer mit einer dummen Bewegung der linken Schulter, gegen die ich vergebens Bäder gebrauche; allein seitdem er diese kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich durch den Spott darüber widerlegen zu können. Das ganze scharfsinnige Gebäude meines Systems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Assertionen wiegt für seine Schüler nichts, seitdem er ihnen gesagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So sind die Menschen. Wenn sie von Jemand wissen, daß er eine Perrücke trägt, so ist es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, welches er geschrieben hat, lächerlich seyn muß, so wie sie das, was sie Ihnen nicht zu sagen wagen, so lange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verschweigen werden, wenn Ihnen eine Naht daran aufgegangen ist. O ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo standen wir?

Erster Schüler.

Beim Ding an sich.

Lehrer.

Da haben wir's: der elende Mensch sitzt wie eine Klette an mir, ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er ist wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an sich; was behauptet er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß sich die Philosophie nicht mit Dingen, sondern mit Begriffen beschäftigt.

Lehrer.

Es ist zum Todtlachen. O, da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngst gegen mich gespieen haben soll. Aber ich muß Sie bitten, doch enger zusammenzutreten; denn ich weiß, daß er in diesem Augenblick von mir spricht und mich freilich in die Flucht schlägt, wenn er dabei auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Kommen Sie, ich kann seinen Geruch nicht ertragen.

(Geht vorüber.)

Dritter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie gesagt, Nichts, meine Herren, also Nichts ist Alles. Jeder, meine Herren, ist also Keiner. Denn gesetzt also, zum Exempel, es klopfte, gesetzt also, es klopfte Jemand, Jemand also an meine Thür, an meine Thür also: wie? nun wie? was würd' ich sagen? also sagen? Wie gesagt, ich würde fragen: wer da? Also wer da? Nun aber, wie gesagt, würde draußen geantwortet, also geantwortet: Ich! Ja, Ich! Was bin Ich? Dumm! Ich ist Jeder, also Jeder: Jeder also, also Jeder ist so viel wie Keiner. Nun aber, also, nun ist doch ohne Zweifel, also ohne Zweifel ist doch Jemand da. Sie sehen also, meine Herren, wie gesagt, das Seyn ist so gut als Nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin denkend freilich, aber die Person draußen, also draußen ist Nichts; denn wie gesagt, sie sagt: Ich! Ich kann aber also Jeder seyn. Nun sehen Sie, wer also pocht, ja pocht auf seine bloße Existenz, seine natürliche Existenz also, ist nichts; denn wie gesagt, das abstrakte Seyn ist Nichts.

Erster Schüler.

Auch das Meinen ist nichts, also wie gesagt, das Meinen —

Lehrer.

Ja, wer denkt, meine Herren, der ist also: aber Meinen, also Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Mein; aber das Partikuläre, wie gesagt, das Personelle, entscheidet nicht, also Mein, mein also ist Nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie gesagt, ist der Geist, das heißt also, nichts, was ich besitze, so daß es also, also etwas Partikuläres sey, sondern der Geist, also der Geist kommt, wird hergeleitet, derivirt also von Seyn, Geist ist das Ge-Ist. Also —

Lehrer.

Also das wahre Seyn; so daß zuletzt das Seyn doch wieder Etwas ist. Ist? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren,

die Sprache ist also, ist also das größte Hinderniß der Philosophie; denn man stößt an, wie gesagt, bei jedem Worte an. Die Wissenschaft braucht aber jedes Wort also, also jedes Wort in einem andern Sinne, also als dem gewöhnlichen also, drum, meine Herren, drum ist die wahre Philosophie also eine stumme, obschon, wie gesagt, dies Schweigen, dies Schweigen also leicht in Mysticismus übergeht; die wahre philosophische Sprache also ist die Sprache, wie gesagt, die Sprache Gottes.

Alle Schüler.

Groß! Wunderbar!

(Gehen vorüber.)

Vierter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Mögen Andere zu wissen glauben; wir, meine Freunde, wollen unsern Stolz darin finden, daß wir zu glauben wissen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wissenschaft, in den meisten aber eine Kunst seyn. Die Quelle der Wissenschaft ist die Vernunft, die der Kunst aber das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und giebt uns Trost, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unsere Ahnung; mit einem Worte, Sie sehen, daß sich auch der Glaube in ein System bringen läßt.

Erster Schüler.

Und was sollen wir glauben?

Lehrer.

Zuerst die heilige Tradition und sodann das, was ich darüber sage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unsere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae deuteln Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menschen einmal das Bedürfniß empfinden würden, an solche Capriolen zu glauben, wie sie deßentwegen von ihnen gemacht worden sind. Es giebt eine Philosophie (da geht sie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wissen früher setzt, als das Gewußte und somit die Gottheit nur anerkennt, insofern sie von den Menschen gewußt

wird. Wir sagen vom Glauben dasselbe. Die Erfindung der Religion war von Seiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann sich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering ist; denn ein glaubensdurstiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet sich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjekte an die Mythologieen fremder Völker und ich bin gewiß, daß man selbst den indischen, persischen, samothrazischen und chaldäischen Göttern sich mit einer gewissen Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie Alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt sich.

Zweiter Schüler.

O, recht, Theurer, wir sollen dem Vogel gleichen, der sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, so daß wir den Himmel für die Erde ansehen.

Lehrer.

Und wenn wir uns dabei auch einmal, statt an einem Stern, an einem Balken stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir denken, daß bei uns das Ministerium der geistlichen auch zugleich das der Medizinalangelegenheiten ist.

(Geht vorüber.)

Fünfter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, diese Rose! Was bewegt uns, sie schön zu nennen?

Erster Schüler.

Weil sie wie der junge Tag blüht, weil sie sich schämt, ihre Reize zu enthüllen, weil sie duftet, süßer als zerschnittene Mandelkerne.

Lehrer.

So würde der Dichter sprechen; allein die Schönheit muß sich von uns philosophisch definiren lassen. Warum ist diese Rose schön? Sie präsentirt sich uns in der ersten Form des Vorstellungsvermögens, im Raume. Sie ist demnach etwas Endliches und Ideelles

muß ihrer räumlichen Erscheinung zum Grunde liegen. Welche Mittelglieder lassen sich nun auffinden zwischen dem Belvederischen Apoll und dieser Rose? Galt dort die Harmonie plastischer Formen, so trifft diese hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: es giebt am Belvederischen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; denn einmal ist er schön als Apoll, als Thema, sodann als Belvederischer in der Copie. Wie nun die Rose? Giebt es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings; wir müssen zuerst auf die Pflanzenbildung zurückgehen und zweitens den Coincidenzpunkt suchen, wo das Endliche und Unendliche zusammenschlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sizilien —

Zweiter Schüler.

Aber seht doch nur, die Rose ist über Euren Definitionen verwelkt!

(Gehen vorüber.)

Sechster Lehrer mit seinen **Schülern.**

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral sind, so vereinigen sich doch alle Gründe, mögen es nun theoretische oder praktische seyn, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abscheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umständen! Das ist das höchste Sittengesetz. O geben Sie doch gleich ein Beispiel an, um zu beweisen, wie untauglich die Vorwände sind, welche die sogenannte Nothlüge beschönigen sollen!

Schüler.

Mörder suchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die schreckliche Gefahr von ihm abzuwenden, wirft sich ihnen entgegen, nennt sich den, den sie suchen, stirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt und rettet seinen Herrn.

Lehrer.

Je nun, da haben Sie ja, was ich sage! Dieser Mensch stirbt, noch im Munde eine elende Lüge! Seyn Sie versichert,

meine Herren, das Sittengesetz steht höher als alle Collisionen, in die es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber des kategorischen Imperativs gewesen, ja, ohne Zweifel, er lebte noch. Daraus sehen Sie zuletzt, daß man auch mit der Wahrheit immer am besten wegkommt.

(Geht vorüber.)

Siebenter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, Ihnen das Ideal eines philosophischen Staates, ein rationelles Gemeinwesen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorschlag bringe, besteht aus fünf Bürgerklassen, welche auch zugleich das Fundament für die Regierungsgewalten sind. Diese fünf Klassen bestimmen sich nach den fünf Sinnen, so daß wir haben: die riechende, die hörende, die sehende, die schmeckende und die fühlende Klasse. Die angesehenste Klasse ist die schmeckende, die niedrigste die fühlende, welche sich damit begnügt, die Hauptsache, gleichsam den Braten, nur durch den Nervenäther zu spüren, ohne selbst davon etwas zu sehen oder gar zu schmecken. Die schmeckende Gewalt sind der König, die königlichen Prinzen, die hohe Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit. Die riechende Gewalt sind die natürlichen Kinder des fürstlichen Hauses, die Justiz und die Polizei. Von der sehenden Klasse an beginnen die Unterthanen; doch hat sie noch den Vorzug, weniger Steuern zu zahlen, als die folgenden. Die hörende zahlt nämlich freiwilliger, da sie nicht sieht, wie ihr Geld zur Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen nur die Ahnung haben, die gewohnt sind, sich in süßen Täuschungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und den Neuerungen abhold sind, also die Weiber, die Gelehrten, die niedere Geistlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsschriftsteller sowohl des einen als des andern Geschlechts.

Schüler.

Und ließe sich denn dieser große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Leider, das ist das Schicksal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen Jahrtausende zu früh! Und, meine Herren, daß ich es gestehe, der Zwiespalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wohl niemals ausgeglichen werden.

(Geht vorüber.)

Julius Vindex tritt auf.

Julius Vindex.

Hier bin ich wieder bei dem kleinen Menschenschlage,
Der in dem Abend unsrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, schwärmt.
Wie jeder Chor hier summt und drängt und lärmt
Und gern die eigne Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der sucht die Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eisenschachte;
Der lehrt, wie sich aus einer Flüssigkeit
Ein Würfel schneiden läßt, gleich lang und breit,
Und wie aus längst verwelkten Trauben
Noch prometheisch Feuer sey zu rauben.
Dies sind die Fragen, die, gleich Schmetterlingen
Beflügelt, schillernd-bunt, den jungen Knaben
Abseiten zieh'n, statt daß an ernsten Dingen
Sich soll die hoffnungsreiche Seele laben.
Nicht in der Zeit allein, selbst im Gedächtniß
Verweht schon unsrer Ahnen stolz Vermächtniß.
Hier steckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Es starb kein Brutus; kein August
Durchstach der Freiheitsgöttin Brust

Mit seines Zungenstachels gift'ger Doppelschneide.
An jede Säule hat sich hingestellt
Ein kecker Mann und macht da seine eigne Welt.
Hochbeinig, stelzenfüßig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem, wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büschel Haare schimmert.
Er schickt sich an zum Werk und spinnt,
So wenig sichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen
Und sammelt alle Sonnenstäubchen,
Damit den Faden zu verlängern.
Schon will der Umkreis sich verengern,
Man steht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenstäubchen spinnt sich fort,
Die langen Spinnenfüße haschen
Den Faden hie und da zu Maschen,
Bis sich zuletzt das Todesnetz
Abzirkelt mathematisch richtig
Und sich dem grausen Schüler Archimeds
Die arme Mücke findet todespflichtig.
 Doch was trägt jenes Drängen dort im Schooß?
Der Schüler reißt sich von dem Lehrer los
Und läuft dem Wunderthier entgegen, das
Unsichtbar sich in eine Wolke steckt.
Tret' ich doch selbst hinzu, zu wissen, was
Ein Vogel für ein Ei dort ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachsende Gruppe zu.)

Nero und **Seneka** treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umschwirrt man uns mit Flüsterworten.
Was wispert der? der winkt mir zu;

Komm, komm, das läßt mir keine Ruh;
Hier scheint mir Jedermann ein Mann,
Vor dem sich nichts verstecken kann.

Seneka.

Wenn Ihr so laut sprecht, giebt es nur zwei Fälle. Entweder sagt, daß Ihr ein Taschenspieler seyd, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Manne kommt, welcher dort mit Begriffen wie ein Escamoteur spielt, vor Enthusiasmus zerrissen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philosophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann nämlich könnt Ihr gewiß seyn, daß man Euch stehen läßt.

Nero.

Sey vernünftig, Seneka, und dränge nicht so vor! Es ist abscheulich, sich von den Leuten so verdächtig betrachten zu lassen, als wollte man ihnen hinten das Schnupftuch aus der Tasche stehlen. Das alles hier wären also Philosophen? Ich hasse die Philosophen.

Die Wahrheit, nur gewohnt, sich dreist zu spreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzustarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Schaam mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraschung schön mit Offenbarem kämpft.
Sie drängt sich dir mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf:
Sie gehet mit dem Ungeschick im Bunde;
Denn stets kommt sie zur ungewünschten Stunde:
Und liehst du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt sie sich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht sich zum Bild und dich zum schlechten Rahmen.
Wo ist ein Tempel auch im schönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren stand?
Ist Wahrheit nackt, so ist sie's nicht,
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.

Wenn sich der Bach um eine Nymphe schmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will sich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern,
Den höchst durchsicht'gen Gürtel: Nacktheit bindet
Sie um die Tunika, die sich doch nirgends findet.
Hier ist, was nackt, nicht schön: und wie kann Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneka, kauften wir die Mandeln nicht, daß sie alle von dir verzehrt würden. Gieb her davon! Wie wir nur an diesen Ort kommen! Ich weiß nicht! Was die Mutter dazu sagen würde, wenn sie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit schon verwandter ist,
Das bleibt die Nichtvollendung, dieser Schöpfungszwist,
Wie Jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen.
Hier war noch nichts; wie bei den ersten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein Jeder sucht den Zauberruf,
Der einst aus Leerem Welten schuf.
Beim Einen schlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben saugen.
Das Chaos gähnt bei ihm noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finstre Höhle.
Beim Andern fiel der erste Blitzstrahl schon
In seine Welt mit einem Donnerton,
Man sieht die Nächte schon mit Tagen tauschen
Und hört ob seinen Häupten Sonnen rauschen.
Der Dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,
Die Blume athmet ihren Duft,

Ein Vogel schwingt sich in die Luft.
Beim Vierten schlägt der Puls der Schöpfung schneller,
Der Stern des Himmels macht die Nacht schon heller.
Da steht zwar Einer erst noch bei den Affen,
Doch dieser hat den Menschen schon geschaffen.
Indessen hier des Paradieses Stunden,
Sind nebenan die Staaten schon erfunden.
Nun steigt's empor, es muß den Giftpokal
Jetzt Sokrates, der fromme Grieche, trinken,
Es wächst der Tugenden und Laster Zahl,
Und Cäsar seh' ich an Pompejus' Säule sinken.

Aber was geschieht nur dort, wo Alles zusammenläuft?

Seneka.

Es scheint, als sollte da ein neuer Gedanke geboren werden. Habt Acht, sind wir da, so heißt es, wegen eingetretener Hindernisse könnte der angekündigte Gedanke erst morgen erscheinen. Wir wollen sehen.

(Sie mischen sich unter die Menge.)

Ein Rhetor, in stutzerhaftem Aufzuge, auf dem Rücken mehrerer Sklaven sitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greisen umringt, die begierig seine Worte aufhaschen.

Rhetor.

Meine Herren, die Luft ist blau, ein sanfter Hauch weht aus Westen, ich wiege mich auf dem elastischen Rücken meiner Sklaven und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künste giebt, deren Theorie vollendeter ist, als ihre praktische Ausführung, so will ich heute von einer Kunst reden, die im Leben zu mannichfacher Ausübung bereits gelangt ist, doch bis jetzt noch in kein vollständiges System gebracht wurde. Dies ist die Kunst der Schmeichelei. Die Schmeichelei, meine Herren, ist mehr als ein Kunstgriff, der uns zu einer reichen Erbschaft oder zu einer angesehenen Stelle im Staate verhilft; ich sage, sie ist mehr als eine Armseligkeit. Sie läßt sich

in die Reihe der edelsten Geistesthätigkeiten stellen und auf Grundsätze zurückführen, welche vielleicht der zarteste, duftigste Theil, die Blume der Rhetorik sind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich sehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, daß sie in den Senat, in den Rath des Kaisers, in ihr Priesterkollegium zurückkommen; drum gebe ich Ihnen meinen Versuch, die Umrisse eines Systems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichster Eile.

Nero.

Wär' dieser Mann Poet, so faßt' er fein
Zusammen, wie in allen Sachen
Der schöne Schein den Werth bestimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der untersten Stufe der Niederträchtigkeit an erhebt sich in allmähliger Progression die Unterwürfigkeit bis zu der höchsten Stufe, wo sie die feine, geistreiche, glückliche Schmeichelei geworden ist, die ich mir zu schildern vorbehalte. Gewissermaßen schmeicheln mir diese elenden Menschen, auf deren Rücken ich sitze, (o sprecht mir da unten nicht!) in ihrer Art auch; denn sie geben sich den Schein eines Divans und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauses. Allein hier ist noch Alles plump, roh; hier ist die Sklaverei noch kein Entschluß der Freiheit. Erst dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn sie von Menschen ausgeht, welche unter den Gesetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier ist es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt sie, die Unwahrheit sagen? Nein, dann wäre sie Lüge. Nun ist es aber doch eingestanden, daß sie auch nicht die Wahrheit sagt. Was folgt daraus? Daß ihre Definition nur eine modale seyn kann.

Seneka.

Der weidete auf mir bekannten Triften;
Es ist ein Sklave, der von meinen Schriften
Copieen fertigte. Ich hoffe doch,

Er hat vor mir soviel Verehrung noch,
Daß er mit seinem Lob mich nicht beschmiert
Und mich nicht öffentlich für sich citirt.

Rhetor.

Meine Herren! Schmeichelei heißt, sich mit bewaffneter Hand von einem Waffenlosen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch selbst durchsetzte, schmeichelt dem Besiegten. Dies sind noch sehr einfache Stufen; sie werden aber zusammengesetzter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloser er ist in seinen spitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle erhalten werden kann, desto bessern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, die der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Albernheit und bösen Willen. Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenswürze, von der wir sprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft ist, doch dem Auge wunderbar wohlthut. Sie gibt selbst der Kraft, der Ueberschwenglichkeit eine so sanfte Mäßigung, daß ihr Ungestüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Gesellschaft sind, nicht stört. Die Schmeichelei stellt Alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Last, sondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laster seine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Wesen. Sie macht aus dem Leben ein Kunstwerk und stellt Alles unter das glücklichste Niveau, unter das Niveau der Schönheit.

Nero.

Jetzt läßt er ab von seinem Ungeschicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du bist auf guter Fährte,
Er drückt das besser aus, was Seneka mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei stört; denn sie setzt den Empfänger in Verlegenheit. Was soll die Schöne sagen, der ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? Was

der Kaiser, wenn ein Senatsbeschluß festsetzte, daß das römische Volk von einem Reitknecht des Julischen Hauses herstamme? Solche Reden sind plump, gemein, nicht anzuhören. Eben so kann die Schmeichelei so fein gespitzt seyn, daß sie in's Alberne fällt und belacht werden muß. Dolabella machte sich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müßte ein Triumphzug dekretirt werden, weil er einmal in Campanien einen kleinen Spaziergang gemacht hatte. Die gefährlichste Klippe bleibt freilich der böse Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, diesen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer seinen Haß hinter Liebe, seinen Neid hinter Theilnahme, seine Furcht hinter Vertrauen versteckt, muß seiner Gesichtszüge und seiner Worte gleich großer Meister seyn. Schmeichelt er, so kann er selten die Maxime befolgen, welche den Harmlosen immer zum Ziele führt; er muß weit verschlungenere Pfade einschlagen. Eine Huldigung sogar, die einzeln stände, würde ihn verrathen, sein ganzes Benehmen muß von der Schmeichelei durchdrungen seyn.

Julius Binder.

Ich horche staunend und schon glaub' ich fest,
Der Mann gibt eine Waare, die sich kaufen läßt.
Spann doch der alte Brutus auch sich ein
In Blödsinn, seines Brütens falschen Schein.
Ich geb' auf diese Reden sorglich Acht:
Denn leicht gewußt ist, was man will, weit schwerer, wie
man's macht.

Rhetor.

Die Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlasse ich meinen spätern Vorträgen; hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Geist derselben vertraut machen sollen. Es heißt geistreich und gewandt huldigen, wenn man Jemanden schmeichelt und sich stellt, als wollte man nur der Wahrheit zu Ehren sprechen und sich sogar nicht scheuen, wenn man ihn durch seine Rede erzürne. Gesetzt, das Staatsoberhaupt wünschte irgend ein Gesetz zu unterdrücken und es träte Jemand auf, der wie aus

freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abschaffung antrüge, so würde er seine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er diesen Antrag stelle, selbst mit der Gefahr, den Zorn des Staatsoberhauptes auf sich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bis jetzt noch aufrecht hält?
Wie weise, was er spricht, auch sey,
Er ist ein Thor, er spricht zu frei.

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man allenfalls Laster nennen könnte, so wird es ihm immer darauf ankommen, sie für Tugenden angesehen zu wissen. Die feine Schmeichelei geht in diesem Falle nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz bei Seite liegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Ansicht, Grundsätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wie Saatkörner auf das nebenan lauschende, argwöhnische Herz des Fürsten fallen und hundertfältige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht sich um und räuspert sich
Und spricht noch mehr ganz sicherlich.
Das Bild, das er von uns gemacht,
Ist deutlich; denn die Menge lacht.

Rhetor.

Am glücklichsten fährt der, welcher sich der Worte der Opposition bedient und doch nur das sagen will, was der Macht willkommen ist. Ein solcher Schmeichler bricht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt aber gerade nur das, was den Gegenstand seiner Huldigung beeinträchtigen will. Er spricht von der alten Sitte, von den Vorfahren, von menschlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in der Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermissen will, doch auf den, dem seine Worte gelten, fallen muß. Hier giebt es viel Nüancen. Ge-

setzt, ein Fürst wählt sich einen Minister, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geschaffen ist. Der Schmeichler benimmt sich hier so: Er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Minister in Schutz, als ein Zugeständniß — für die Opposition! Denn will die Opposition nicht, daß eben das Talent, nicht das Alter die Befähigung zu der Stelle geben soll? Er sucht dann die Partei zu verspotten und als besiegt darzustellen, welche doch eigentlich die Siegerin ist und deren Kreatur der junge Minister bleibt. Das ist eine der tauglichsten Maximen; denn durch sein Doppelspiel gewinnt man ebenso die bestehende Gewalt, als die Opposition, von der man nur die Wendungen leiht.

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er ist es selbst, der Kaiser, der mir dicht
Zur Seite steht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus und giebt mir meinen Blick
Mit ängstlicher Gebärde fast zurück.
Es ist im ganzen Staate meine Ehre,
Daß Ich des Schmeichelns größter Meister wäre.
Was an dem Rufe ist, prüf' ich zur Stund'.

(Tritt auf den Rhetor zu; laut:)

Verschlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da sie umsonst den gift'gen Stachel wetzt
An Seelen, die dein Athem schon verletzt!
Willst du der Ränke Uebermaß noch mehren,
Die unsres Staates unbescholtne Ehren
Schon schwärzen überall? Fluch dir! Denn diese Künste
Sind wohl der Klugheit übermüthige Gewinnste,
Doch Nieten für die Tugend, die du schmähst.
Noch ist in Rom die Wahrheit nicht verwest;
Sie trägt des Kaisers Kleid, ist seines Volkes Paß,
Ein guter Fürst sieht nie durch buntes Glas.
Pack' deinen Kram zusammen und zu andern Thoren
Such' dir den Eingang, wo der Menschen Ohren,

Schon giftgefüllt, nicht taub sind deinem Dunst,
Du Maskenhändler falscher Redekunst!

(Er schlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn! Der mich hier schlägt
Beweist, wie Doppellüge sich verträgt!
Er preis't den Kaiser mit erlogner Ehre
Und lügt, als ob der Kaiser weit von hinnen wäre;
Doch hört ja dorten Nero meiner Rede zu,
Das Windspiel, das ihn roch mit feiner Nase,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Hase,
Jetzt hin zu ihm und leckt den Koth von seinem Schuh.

(Er entflieht.)

Senatoren und Tribunen.

Was sprach er da? Da läuft der Wicht.
Der Kaiser hier? Ich seh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch' Strafgericht!
Mein Nebenmann, der ist es nicht.

Cerialis Anicius (auf Nero zutretend).

Erhalte, Jupiter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero setzt in seines Volkes Mitte!
Du staunst, erhabner Kaiser, wie die Frage
Nach diesem hohen Wunder kaum sich wage
Von einem Mund zum andern fortzuschleichen?
Ein Jeder späht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner holden Nähe erstes Zeichen
Kam uns vom frechen Lästersitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub
Und tragt wetteifernd diesen theuern Raub,
Das schönste Kleinod eurer Schätze,
Durch Roma's überraschte Plätze!

(Setzt Nero's Fuß auf seinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir steht, der trete fort,
Ich hasche wohl ein günstig Wort.
Er sprach noch nicht, noch ist nicht Rath,
Wie viel die Uhr geschlagen hat.

Nero.

Verflucht sey der, der einen Gruß mir beut!
Mit eurer prahlerischen Ehrlichkeit
Fallt ihr höchst räuberhaft mich an;
Wer sagt mir, wie vor eurer Liebe,
Vor eurer Tugend man sich retten kann!
Und wenn ich Euer Aller Henker bliebe,
Ein grauser Fensterpocher bei der Nacht,
Ein böser Traum, der, selbst wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet,
So wär' dies alles wie verschwendet
Und jedes so, daß es euch doch gefiele?
Mein Wüthen, Morden, meine Trauerspiele,
Nichts rüttelt euern Schlaf und reißt euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schooß?
Ihr lächelt stets und wo ich Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen statt der Zähne?
Was schlugt ihr jenen Meister? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien ein Ruhebette,
Man sah darauf die Amoretten schaukeln,
Gefiederte Gedanken ab und wieder gaukeln.
Der hat des Lebens Räthsel tief erkannt,
Doch ihr seyd stumpfes Volk. Das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Musik.
Euch schuf Natur nur außen hin ein Ohr,
Nur für Disharmonie ein offnes Thor;
Ihr höret mit dem Aug'; am Flötenspiel ergötzt
Euch einzig, wie die Kunst dabei die Finger setzt.

Drum merk' ich, der auf eurem Rücken sitzt,
Mit Schrecken, wie ihr unten schwitzt,
Schon Luft hineinzupumpen in die Kehlen,
Um euch bei mir durch Nationalhymnen zu empfehlen.
Tragt mich denn fort! Doch störe die Camöne
Mir wenigstens die falschen Töne!

(Nero wird auf den Schultern der Menge davon getragen.)

Julius Vinder (allein).

Nach so viel tausend Opfern schlägt der Kaiser
Selbst unsre Sprache, schnürt sie heiser,
Macht aus der Red' ein Würfelspiel,
Wo's gleich, ob hie, ob da ein Wort hinfiel.
Der Sprache stolzes Roß besteigt er,
Macht sich bald schwer, macht bald sich leichter,
Wirft sich im Sattel, stachelt mit den Sporen,
Bläſ't dann dem Thiere kindisch in die Ohren;
So elend sah man einen Reiter nie sich halten,
Des Römers Rede nie so wirrsam sich gestalten.
Er ist auch hierin ein Komödiant,
Den, wenn er kaum der Rede Anfang fand,
Ein Stichwort so bethört, daß er die stolz'sten Phrasen
Läßt auf des Umgangs Sprachgemeinplatz grasen.
Man wird aus ihm nicht klug; denn wenn er lacht,
Ist der verloren, der's ihm nachgemacht.
Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahllose Thränen sä't,
Derweilen man ihn immer trüb erfand,
Wenn sich sein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag sich schicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich, bei den Göttern ist's geschworen,
Bald hab' ich selbst die Sprache aufgespürt,
Die zu verstehn ihn Alles kosten wird.

V.

Kaiserlicher Park. Nacht.

Chor der Mänaden.

Von des Gangesstroms goldschimmerndem Bett,
Aus dem Palmenhain, wo die Mutter mich sucht
Und mit Thränen benetzt den glühenden Sand,
Rißest du mich hinweg, ambrosischer Gott,
Der des Weinstocks Frucht
Auspreßt in Zauberpokale!

Erster Halbchor.

Nicht der goldene Kamm in den Locken der Braut,
Nicht am Hochzeitstag der Freundinnen Lied
War köstlicher, als der berauschende Duft
Des gekelterten Tranks, der mich wachenden Aug's
In Träume versenkt
Und zur Erde die Götter herabruft.

Zweiter Halbchor.

Wer nicht kostete von dem göttlichen Most,
Sieht zitternd uns nah'n und verschließet sein Thor,
Doch des Thyrsusstabs breitschattiges Laub,
Die winkende Frucht, der Trommel Gelärm
Lockt Jeden herbei,
Der zur Heimath nimmer zurückkehrt.

Erster Halbchor.

Wie einst Semelens Schooß und die Hüfte des Zeus
Den blühenden Gott Dionysus verbarg,

So ist zwiefach gereift der perlende Wein,
An dem Mittagsstrahl und der Gährung Schaum:
So stählt sich die Kraft,
Daß uns blind Leoparden gehorchen.

Zweiter Halbchor.

Auch preise dein Mund die herrliche That,
Als ein frevelndes Schiff Dionysus geraubt
Und sich Epheu schlang um den grünenden Mast,
An das sprossende Holz die Rebe sich hing,
Und die Schiffer in's Meer
Als beschuppte Delphine versanken.

Chor.

Wer spendet uns karg der Opfer Geruch?
Wer hemmt uns den Weg und der Cymbel Geläut?
Den Thraker Lykurg schlug eigene Wuth,
Der Cithäron erzählt von des Pentheus Mord
Und noch liegen zerstreut
An dem Heber des Orpheus Gebeine.

Gedräng unter den Zuschauern eines Theaters, dessen Vorstellung schon begonnen hat. Ein **Bürger** mit seiner **Tochter**.

Tochter.

Vater, wohin wollen Sie denn? Drängen Sie doch nicht so vor!

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willst, Kind? Wäre deine Mutter nur da, die stemmte die Hand in ihre Seiten und machte gleich Bresche! Muß doch was davon abbekommen, wenn man deßhalb eine Nacht aufbleibt, um seinen Fürsten Komödie spielen zu sehen und noch dazu in Frauenkleidern.

Tochter.

Sprechen Sie doch nur nicht so laut, Vater! Die Leute sehen sich alle um.

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willst. Was gehen mich die Leute an? Wenn die Könige Komödie spielen wollen, so ist es immer besser, sie thun es auf dem Theater, als auf dem Throne. Wenn nur deine Mutter da wäre, es kommen gewiß erbauliche Sprüche vor, die wie ein Abendsegen klingen.

Tochter.

Gott, Sie hören nicht auf, Vater! Was ihn nur angefochten hat?

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willst, Kind! Ich lieb' einmal die Menschen, wenn sie im Theater sind, dann ist doch noch Umgehens mit ihnen. Sie haben keine anderen Dinge im Kopf, als die ihnen vorgespielt werden und wenn man gemeinnützige Zwecke hat, z. B. ein Bäcker ist oder ein Seifensieder und man durch Aktien sein Geschäft heben möchte, so sollte man nur im Theater Unterschriften sammeln. Soll mich doch wundern, ob das Ungeheuer da oben denn auch zu sprechen anfangen wird.

Tochter.

Gewiß, wenn Sie nur zu sprechen aufhören werden.

Ein Nachbar.

Wen verstehen Sie unter dem Ungeheuer? Den Fürsten oder den Seedrachen?

Bürger.

Mein lieber nachbarlicher Freund, wie viel ziehen Sie monatlich von der geheimen Polizei?

Nachbar.

Weit weniger, als Sie von mir ziehen werden, nämlich Prügel. Was haben Sie vorlauter Mensch hier immer in das Stück einzureden?

Bürger (zur Tochter).

Kind, wo ist denn mein Perspektiv? Ich möchte doch einmal sehen, ob diese Grobheit größer wird, wenn man sie mit unterstützter Pupille ansieht.

Tochter.

Vater, ich bin des Todes, was Sie heute wieder für Lärm machen!

Bürger.

Wäre deine Mutter —

Borne.

Still da hinten!

Bürger.

Ruhe, allgemeine Ruhe! Hüte ab!

Alle.

St! Der Monarch spricht!

Nero in der Rolle der Andromeda, angeschmiedet an einen Felsen. Am Meere ein Drache.

Nero.

Ist dies, o ewiges Licht, die schwarze Hafenbucht,
Woraus niemals mein kaum gezimmert Lebensschiff
Die Anker wieder lichten wird? Ich blicke scheu
Auf diesen Sand, der jetzt nur Muscheln birgt, doch bald
Die grausenhaft zerstückten Glieder meines Leibs
Zur Bleiche an der Sonne rings ausbreiten muß!
Mein Vater herrschte über schwarze Aethiopier
Und barg der Götter scheelem Neidesblick sein Glück,
Mich, seine Tochter. Siehe, da erregte sich
Der Mutter unter Mädchen auf dem Wiesenrain
So plötzlich ihrer Jugendzeit Erinnerung,
Daß sie mit kecker Zunge ihre Schönheit pries
Und Göttinnen zum Maaße ihrer Reize nahm.
Die Nereïden spotteten des eiteln Weibs;
Doch spiegelte so frevelhaft im Stolz ihr Bild,
Daß sich der Neid mit feuchtem Haar Poseidon naht,
Daß jedes Element, zur Rache ausgewirkt,
Im wilden Aufruhr stürmt und sich der öde Rand
Des Festlands mit des Meeres Geifer überzieht.

Des Aufruhrs Frucht, ein scheußlich Ungethüm, setzt sich
Auf diesen Fels und frißt hinweg, was irgend nur
Ein Haupt erhebt, so menschengleich gestaltet ist.
Schon währt fünf volle Monde diese Plage an
Und wenn des sechsten Mondes Scheibe unsichtbar
Sich zirkelt, schwände ganz in Nichts des Vaters Reich,
Falls er nach Priester heil'gem Ausspruch nicht von selbst
Sein Kleinod führte unversöhnten Göttern zu.
So bin ich hier. Die Götter heilen großen Schmerz
Durch größeren, des Messers Wunde durch das Schwert.
O, greiser Vater, folgen mußtest du, denn ach!
Die Krone drückte früher deine Stirne, als
Du auf den Armen eine süße Tochter trugst!
Mich aber trifft des Thieres Zahn als Leiche nur
Noch an; die Furcht löscht meines Lebens Fackel aus.

Bürger.

Ist das Ungeheuer vielleicht die Censur?

(Die antike Tragödie wird weiter fortgespielt.)

Corybanten und Cybele.

Erster Halbchor.

Laßt ermattet nicht die Hände auf das Fell der Trommel sinken,
Daß im Ohr der Königin nicht wiedertönt des Mundes Klage!
Wehe, Wehe, was sie sucht, stahl Maeon, der sie selber zeugte,
Maeon, der den Attys grausam stürzte in des Ida Schluchten.

Zweiter Halbchor.

Soll ich einer andern Kunde trauen, die uns Fama brachte,
So entfloh der spröde Knabe ihrem fiebenden Verlangen,
Legte an der Mannheit Stempel eigner Hand ein scharfes Eisen;
Und, was einst befruchten sollte, schnitt er vor der Reife nieder.

Cybele.

Gibt es in der Luft noch Wellen, die nicht reichlich schon beladen
Von Cybelens Liebesklagen, durch die stummen Räume schwimmen?
Wasser, Erde, Wind, Gestirne, nichts giebt meinem Rufe Antwort.
Attys, Attys, lähmte, was du duldetest, der Welt die Zunge?
Nahm dich Zeus für Ganymedes? Nahm Aurora dich für Memnon?
Wer besitzt dich, wen verjüngt das Schwellen deiner jungen Glieder?
Wer stiehlt von dem Stock der Lippen mir den Honig deiner Küsse?
Wolken eilet, Sterne zeiget Attys, meinen süßen Knaben!

Julius Binder, verfolgt von Satyrn und Nymphen, tritt auf.

Satyrn.

Husch nicht so eilig
Durch die Gebüsche hin!
Zieh' aus dem Spiele,
Wo es sich läßt, Gewinn!
Neckende Nymphen
Schlüpfen durch's dunkle Laub,
Mache behend im
Rausche den flüchtigen Raub!

Julius Binder.

Verfluchte Mummerei, treib' deine Possen
Mit Andern, die sich willig zeigen!
Für euren lustberauschten Reigen
Ist meine Brust einmal verschlossen.

Nymphen.

Daphne, wo bist du?
Ist es dir je geschehn,
Daß du ein Bild so
Knabenhaft schön gesehn?

Glycera, sieh nur,
Wie er nachdenklich steht,
Wie er das Haupt senkt,
Süßer als Ganymed!

Julius Binder.

Verführerische Töne hämmern
Am spröden Eisen meiner Brust.
Die äußeren Dinge merklich, die innern unbewußt
Verschwimmen in ein täuschend Dämmern,
Das mich nach den vermiedenen Netzesmaschen
Jetzt fast begierig lässet haschen!

Oreaden.

Suchst du der Liebe
Traulichste Wohnung,
Komm auf die Berge!
Schattige Grotten
Geben zum Lager
Glänzende Muscheln,
Murmelnde Quellen
Wecken dir Echo,
Wecken das Brautlied,
Welches die Thäler
Hallen zur süßen
Liebesberauschung!

Julius Binder.

O wohl ist Liebe schön in dunklen Grotten,
Wie Dido und Aeneas schliefen.
Doch glückt Euch nicht, was ich geschworen auszurotten,
Wenn lockender auch Eure Kehlen riefen!

Najaden.

Nimm dir ein Mädchen,
Tauch' in die Welle,
Wo ihr verhüllt und
Dennoch euch nackt seht.

Suchet den Goldsand
Unten zu haschen,
Oben die Zweige
Hängender Weiden!

Julius Binder.

In Wasser, Luft, in Allem wohnet Liebe
Und lockt mit zärtlichem Umfangen;
Wo ist ein Raum wohl, der unausgefüllet bliebe
Von Flüstern, Küssen, Scherzen, Bangen?

Dryaden.

Komme zu uns, wen
Eros verwundet!
Säuselnde Schatten
Laden zur Liebe,
Wenn in den Zweigen
Tauben sich schnäbeln,
Käfer im Dufte der
Blumen sich wälzen
Und in der Ferne
Hirtenschalmeien der
Sinkenden Sonne
Abendlied flöten.

Julius Binder.

Die Nebel theilen sich; mein Aug' erblickt
Ein reizend Weib, das mir Gewährung nickt.
Wo blieb sie? Helft, an Rosenketten
Sie anzufesseln mir, ihr Amoretten!

Satyrn.

War sie nicht hier?
Da huscht sie fort;

O folge ihr
An jeden Ort;
Ob Berg ob Thal,
Ob Wasserreich,
Allüberall —
Der ist es gleich!

(Die Chöre ziehen sich zurück.)

Eine **Maske** steht vor Julius.

Julius Binder.

Du reizende Gestalt! Doch hindert nichts,
Daß du enthüllst die Schönheit deines Angesichts?

Maske.

O laß mich stumm an deinen Blicken weiden!

Julius Binder.

Und bei so vielem Reiz bescheiden?
Das ist des schönen Zaubers schöneres Kleid.

(Die Fremde entlarvt sich.)

Wie! Du bist's, Poppäa? Mich an deiner Schaam
Zu weiden, könnte fest mich bannen;
Doch treibt der Schwur, den ich von meinem Herzen nahm,
Mich, obgleich willenlos, von dannen.

(Er entflieht.)

Poppäa.

O bleib, bleib, du geliebtes Bild!
Er flieht und die Entfernung schwillt!
Was hat ihn so von mir gescheucht?
O Nacht laß zu, daß doch vielleicht,
Wenn nur mein Mund den süßen Namen girrt
Der theure Vogel aus dem Busche schwirrt.

(Eilt ihm nach.)

Die Theater-Vorstellung ist beendet. Nero, als Weib mit Schminke und halb offener Brust, eilt über die Bühne, von Schmeichlern verfolgt, welche ihn in bekannten Huldigungs-Ausdrücken erheben. Er dankt kindisch und befangen, wie ein Noviz beim ersten Debüt. Dann folgen die schon da gewesenen Chöre bis der Park leer wird. Die Pechfackeln erlöschen.

Erste Pechfackel (leise aus ihr herausseufzend).

Wir brennen und leiden
Zu diesen Freuden!
O Jehova,
Du Herr Zebaoth!

Zweite Pechfackel.

Wir brennen und leiden
Zu diesen Freuden!
O du mein Heiland,
Jesus Christus!

Die Fackeln sinken in Staub zusammen. Ueberall Nacht und Stille.

VI.

Große Halle mit mehren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein **Hauptmann** mit **Soldaten** (tritt auf).

Hauptmann.

Marsch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links, rechts um geschwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt,
Den Fuß am Leibe nicht gehängt
Und jeden Muskel angestrengt!
So brav! — Ja, unser Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das ist das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da steht das ganze Wesen still.
Ist wieder 'nmal eine Rebellion
Im Werk gewesen; der Cujon
Von Piso soll der Hauptwardein
Und erste Schuft dabei gewesen seyn.
Jetzt ist der ganze Mordverschwör
Im kriminalischen Verhör.
Wer nichts gesteht, dem kommt es bitter an
Und wer gesteht, ist auch verlorner Mann;

Doch ist zum Schwatzen jetzt kein' Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfern Kriegesleut'!
In diesen Saal hierauf der Kaiser tritt,
Heut macht er seinen Hippogryphenritt —
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat ist, observiret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Brod? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr' davon?
Jetzt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts schwenkt das ganze Bataillon!

(Die Soldaten vertheilen sich in den Nebenzimmern.)

Die **Dichter** treten ein.

Chor der Dichter.

Wir sind die Aechten,
Besonders Rechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiser selbst mit Ruhm verbrieften!

Wir sind die wahren,
Poetenschaaren,
Die Angenommenen,
Schon zur Unsterblichkeit Herangeklommenen!

Uns widersprechen,
Heißt, sich verbrechen
An jenen Händen,
Ohn' die wir nicht auf diesem Gipfel ständen.

In unsern Tempel
Tritt, wer den Stempel

Vom Staat empfangen: —
Der junge Feld-Spatz mag in Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht, meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn sich die Dichter mit dem Ruhme und mit Orden begnügen.

Erster Poet.

Das ist eine Genügsamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu stehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, wollte man Ihnen einmal eine goldne Säule setzen, sie würde sehr klein gerathen, wenn man sie aus dem Honorar schmölze, welches die Poesie von Ihnen bezogen hat.

Buchhändler.

Ungefähr einem Pfeifenstiele würde sie gleichen; Sie haben recht, meine Herren. Doch gestehen Sie selbst, werden Sie deßhalb schlechtere Verse machen, weil Sie weniger anständig dafür bezahlt werden? O meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisd'or mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn nicht sein Fußboden mit Kronenthalern gepflastert ist?

Ein Humorist (bedeutungsvoll).

In welchem Style glauben Sie wohl, daß der Tempel des Ruhms gebaut ist? Im dorischen oder jonischen?

Buchhändler.

Das war ja eine humoristische Bemerkung und ich muß Ihnen gestehen, Spaß amüsirt das Publikum. Figürliche Gegenstände in der Analogie wirklicher zu behandeln — nicht übel. Was kann man, um ein Beispiel zu haben, z. B. von der Schönheit sagen, wenn sie in die Augen *fällt*?

Humorist.

Daß sie sehr ungeschickt ist.

Buchhändler.

Allerliebst! Sie sind mein Mann, Sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verse zu verlegen, so bau' ich immer in die Luft.

Humorist (wie oben).

Nach welchen Grundsätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftschlösser sagen?

Buchhändler.

Himmel! Sagen Sie etwas!

(Er zieht eine Tafel und schreibt heimlich in der Tasche nach, was der Humorist spricht.)

Humorist (räuspert sich und beginnt).

Außer der sichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine weite unsichtbare, welche die unsrige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit, vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unsern irdischen Reichen unbekannt sind. Es gibt sogar eine unsichtbare Geographie; denn wie oft ist nicht von sogenannten böhmischen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in dem höchst aufgeklärten Böhmen. Sie selber haben von Luftschlössern gesprochen, welche irrthümlicherweise oft nach Spanien verlegt werden, gleichsam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann seine Güter hat. Wie stellen Sie sich nun ein recht luftiges Luftschloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, schon mancher stürzte herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben ist. Merkwürdig ist, daß diese glänzende Pracht der Luftschlösser sich immer da findet, wo es sonst am ärmlichsten zugeht: in den Hütten, oder wo man geneigt ist, statt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortschreibend).

O, es ist zu interessant!

Humorist.

Aus wie wundersamen Dingen nimmt jetzt diese Baukunst, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeschein löst und in welcher der Ungeschickteste immer der größte Meister ist, ihr Material her? Aus dem unsichtbaren Faden einer halben Hoffnung, aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phrase eines Gönners, der versprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus einem Loose in der Lotterie, aus dem Husten eines alten Erblassers, kurz aus tausend Seidenhärchen des Schicksals, an welche wir das bleierne Gewicht unserer Hoffnungen, unseres poetischen Alpdrückens und unserer nächtlichen Träume hängen. In den Luftschlössern herrscht Musik und Tanz, die schönsten Mädchen wechseln mit den vollsten Geldsäcken, auf einen Wink gehorchen tausend Diener und doch wird Jeder noch einen besondern Schnörkel haben, den er an dieser Gattung von Gebäuden nach seinem eigenen Geschmack sehen will. Die freiste Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmischen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus, wie das, wovon gerade die Rede gewesen ist, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der pythagoräische Lehrsatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften, einem Minister, wie sein Portefeuille, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder, bei musikalischen Referenten, wie Etwas, wovon man nichts versteht. Der Landschaftmaler — böhmische Dörfer wird er nicht zeichnen können, es sey denn, daß die Malerei für ihn selbst ein böhmisches Dorf ist. Der Geograph — vergebens sucht er sie auf den Landkarten, es sey denn, daß sie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus ist.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelstein! Saphir und Originalmensch! Welch' sprudelnde Laune! Welch' hinreißender Witz! Sie sind ganz der Meinige und mit Schrecken hör' ich schon, daß sich diese an-

erkannten, klassischen und belorbeerten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu singen!

Chor der Dichter.

Musenketzer,
Prosaschwätzer,
Willst du uns den Myrtenhain verstören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Pantasie in Chören.
Nur am Reime,
Wie am Leime;
Am Spaliere soll hinauf sich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Ist an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr singen hergebrachter Weise!
Nur im Kleinen
Nett erscheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preise!
Reimt Ihr Schmerzen
Nur auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit blos in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Erster Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar seyd!

Ein junger Mensch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum ersten Male, aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufschein? Was wollen Sie mit Ihrer Herkunft sagen?

Junger Mensch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neste geflogen, kann die Flügel und das Wasser schon halten und möchte mich gern den klassischen Geistern der Nation anschließen.

Buchhändler.

Herr —

Junger Mensch.

Ich dichte! Aber Verschwiegenheit! Meine Poesie bewegt sich in ganz neuen Gegenständen, z. B. besinge ich die Sterne und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß sich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geschick und Demuth auf Wehmuth reimt. Untersuchen Sie meine Verse, ob ich irgendwo Berge und Störche zusammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen lasse oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich besinge nie besungene Gegenstände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Klostermauern, Ritter, Treue Schwesterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber! Ich sehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren und vielleicht kommt Sr. Majestät.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unser Pfad,
Daß unsre Wonne
Nur sey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken ziehe
Sich krumm zusammen

Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jetzt Euch heiser,
Sr. Majestät hoch! Hoch unser Dichter-Kaiser!

Nero.

Bin ich Tyrann? Ja, wär' ich's nur, dann schliche
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Gespenst, ein böser Schatte,
Wie eine aufgeschreckte Ratte
Von meinem Lager und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längsterharrte,
Sehnsüchtig angeruf'ne Höll' ich wachen
Und mich beschützen säh' in meinen Sachen!
Doch bleibt sie aus; in diesem Hause schreit
Nichts als der Widerhall der Einsamkeit;
Ob endlich nicht die grause Stille schwände,
Wirft sich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, diese Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichste Furie! Doch sprich!
Sprich, daß dies heiße überkochend Herz
Nicht ewig hört sich selber sieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man sagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu stellen.
Ich sehe nichts; wo sind die finstern Manen,
Die racheschnaubenden Gespenster,
Die mit dem blassen Mond mir säh'n in's Fenster
Und mir durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe; lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.

Damit von Thaten mir ein Schatte doch geworden.
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter.

(tremulando.)

O allseitiger,
Objektivster,
Unvermeidlicher
Menschheitspriester!

Nero.

Was giebt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menschenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch sie sind still; sie schweigen — wie's mich schauert!

Chor der Dichter.

Wir sind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angestellte Kammermusikanten;
O wollest in Frühlingsliedern
Du süß erwiedern
Den Gruß, dir dargebracht von deinen Musenbrüdern!

Nero.

Ihr seyd's? O stehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie singt die Nachtigall? Was spricht der Hain?
Belauschtet Ihr die Myrt' im Mondenschein?
Wie ist's? Wie waltet die Natur?
Ist sie noch stets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jetzt sehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in sonnenhelle Frühlingsluft.
Wie schlagen diese Pulse, diese Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies sey ein Hügel,

Ein Hügel, wo wir oft im Grase lagen.
Umringt mich, lüftet Eure Brust,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Lust,
Im traulichen Vereine
Wie einst im düstern
Akazienhaine,
Laßt uns flüstern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unschuld, Freundschaft und von Liebe!

Erster Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern sich
Des Piso Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngst mit zwei Gesellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzustellen.
Wir standen hoch in einem Weingehege
Und sah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war so schön, was wir nun sahen!
Der grüne Hügel, rings umfahen
Von üppigen Terrassen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen schlüpfte allgemach.
Wie das so geht: ein Jeder suchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn so gefesselt hielt. Der Eine sprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenspiel,
Wie Eines schattig sich in's Andre malt
Und Jedes doch im eignen Lichte strahlt,
Hier seyn der Schönheit erstes Anfangsziel.

Der Zweite schüttelte das Haupt
Und sprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieser Linie,
Die Ihr z. B. jetzt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
So weit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verschiefung.
Der mathematische Calcul, Ihr Herrn,
Ist mein Compaß und Schönheitsleitestern.
Ich aber schwieg erst; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruste,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenspiel nicht zart gesaitet ist.
Das Herz nur ist es, das das Schöne mißt
Und so sprach ich, damit ich stumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie waltet doch die Liebe!

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus stottert
So eben seine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Gelb' im Eie dottert,
Bald auf, bald ab, so hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskosten, was des Todes Graus!

(Bote ab. Nero spricht diese Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblassen über ihres Fürsten Doppelnatur und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit naivem Accent in seinen Phantasiren fort).

Meine besten Verse schrieb ich in einen Band
Von Pergament, mit goldnem Schnitt und Rand,
Ich bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Thaten eitel.

Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Priestersagen ergötzt;
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertrauen zum Lesegeschäft.
Sie sollte sehn, wie ich sie schon verstand,
Da mir ihr Anblick noch war unbekannt.
Noch blieben zwar nur schüchtern unsre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog sie zurücke,
Sie wich mir aus, gewohnt zu siegen,
Vermied sie, meiner Werbung zu erliegen.
Sie las das Buch. Ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erst ausgesprochenen Lieder
Und fand, gleichsam als Lesezeichen
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Du mußte mich die Hoffnung schnell erreichen:
Hab' ich dich erst an einem Haar,
Gehörst du bald mir ganz und gar.

Dritter Bote (kommt).

So hat auch Subrius sich nun erklärt
Und zugestanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele seiner Mitverschwornen wohnen.

Nero.

Ei was, so soll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jetzt sein Rumpf,
Sich oben statt des Kopfes zeigen im Triumpf,
Daß jeder seiner Gunst schon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verschwörungen Standarte.

(Die Dichter fliehen vor ihrem grausam geistreichen Fürsten immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, das ewige Lied der Liebe! Diese Wunden,
Der Welt so tief geschlagen, daß

Noch nach Jahrtausenden sie nicht gefunden
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' ist unergründlich wie ein Schatz im Meer;
Wer auch der Liebe größter Meister wär',
Kann oftmals das nicht wissen, was zu wissen
Man eben wieder Schüler wird werden müssen.
O selig, wem der Liebe Sonnenstrahl
Sich mit dem ersten Brand in's Herze stahl!
Wer mit dem ersten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Most ist von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraschen,
Wie Alles anders endet, als sie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haschen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Schaum und Schaam zerrann;
Wie sie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will sie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerschreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernsten Sinn gebracht!
Und selig jener Knabe, der am Bande
Der ersten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des frischen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts sein Bild sich spiegeln sieht,
Daß sie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt
Durch den, der ruht an ihrer Brust,
Ward, dieses ganze üppig volle Leben
Recht zu verstehn, durch ihn ihr erst gegeben?
Daß sie nicht weiß, wie alle diese Gaben,
Die sie doch selber nicht besaß,
Die sie aus seinen Blicken las,
Er nur von ihr erst will empfangen haben
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,

Das ich so reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur so unendlich angetroffen!

Vierter Bote (kommt.)

Nur zu gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneka war ein Verschwörer.

Nero.

Wer ist denn dieser ewige Ruhestörer?
Schickt meinem afterweisen Geistbethörer
Ein Messer in das Haus, er soll sich setzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und sich die Adern selbst zerfetzen!

(Schon steht Nero ganz allein. Die Dichter sind, ohne daß er es merkt, fern von ihm schüchtern zurückgetreten.)

Was ich befürcht', ist nur der eine Schmerz,
Daß Alles in der Welt nicht grabeswärts,
Nein, zu des Greisen müdem Tritte schreitet,
Daß diese Brust, von Liebe noch erweitet,
Sich einst nicht schmücken soll mit frischen Rosen
Und Pfändern, die wir jetzt im Spiel verloosen.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich sie jüngst erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterheerde Alles flieht
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo sich beim neuen Frühlingssonnenbrodem
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da sah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Postament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendstrahlenden Knaben.
Und wie sie hin und her sich jagen, haben
Sie dicht am Greise

Gezogen ihres Spieles regellose Kreise.
Da greift ein kecker Bursch die Krücke
Und nimmt, als ritt' er seinem Glücke
Entgegen, sie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerspruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen.
Wie trüg' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einst brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe stürbe,
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küssen, die mein brechend Auge schließen!

Fünfter Bote (kommt).

Jetzt ist zum Spruche Alles reif;
Sie scheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den letzten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piso, todt sein ganzer Schweif!
Mord und Entsetzen über alle,
Die sich verwickelten in seinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die Welt heut' an die Tiber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut mich baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken sich an die Wände, vor Entsetzen bleicher als diese.)

Nero
(sinnend sich über die Stirne fahrend und das Haar wegscheitelnd).

Was ist? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Rosen?
Hört' ich die Parze nicht, die spricht?

Den Gott, deß Helm erklingt von Todesloosen?
Bin ich allein? Es ist, als wenn dort ständen
Verblaßte Schatten an den blassen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der sie drückte, rinnen.
Ich kam hierher — so — nein so —
Ich sah hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroschen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigseime.
Die Furcht, die hier gewisse Kehlen packte,
Bringt meine Phantasieen aus dem Takte.
Ich fühle wohl, wie was von Bosheit sich
Herum um meine abgelauschten Worte schlich!
Jetzt bin ich wieder im Zusammenhang
Und sehe, wie ich meinen Sang
Nicht besser kröne, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menschen, halb von Leib und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' sie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem schwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch soll'n sie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Ab.)

(Die inzwischen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Ist denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieses Hauses dumpfen Sälen?
Warum sind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir sey?

Ist diese Stirne so glatt gezogen?
Und meiner Augenbrauen Bogen
So sanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht stößt mit stärkrer Hand,
Wenn er mich sieht durch diese Thore schreiten?
Wann sah die Welt so schwarze Zeiten,
Daß man sich schämt, glücklich zu seyn
Und sich an die, die fallen, nicht anzureihn!
Nun sind die Eltern todt, der Freund ist erschlagen,
Ich sah, wie blutig alle unterlagen,
Die mich bedeckt mit ihren Küssen —
Und mich, mich kann die Tyrannei nicht missen?
Mich schickt sie nicht zu ihrem Leichentroß?
Nur ich, nur dieses Leben nur
Entschlüpfte Nero's falscher, tückischer Natur!
So sträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine starken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder.
Der Augenblick ist da, ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entrissen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewissen,
Ihr Echo's, solcher Frevel stumm Vertraute,
Daß Ihr erschreckt bei jedem lauten Laute!
Ich steig' hinaus in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und suche, wo in Deutschlands dunkeln Forsten
Der Legionen goldne Adler horsten.
Schon blinket wie ein Sonnenstrahl
Durch Wald und Finsterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an! werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von Eurer Rosse Hufen
Italien zerstampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiser durchgerannt;

So lang von seines goldnen Haares Brand
Sich noch am Himmel malt der letzte Feuerschein,
Bin ich von Aussatz, Schimpf und Pest nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfrischen,
Wird sich des Bären Stimme mischen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier ist überreich,
Wird seine wilden Hörner beugen
Und sich mit uns als Kämpfer zeigen,
Der hinter uns der Rückkehr Thor verriegle
Und nur zum Tode unsern Bund besiegle.
Die Fahne weht! Ich seh' von Sonnenstrahlen
Sich rosig schon die Alpenzinken malen;
Nach Deutschland hin! Vor Roma werd' ich treten
Nur noch mit racheschmetternden Drommeten!

(Ab.)

VII.

In Seneka's Hause. Morgendämmerung.

Hofrath Seneka, ein dünnes spaßhaftes Männchen, tritt ein und legt eine Leiter ab, die er trägt.

Seneka.

Keine Begriffsleiter, sondern eine ganz gewöhnliche Hühnertreppe, die ich dem Kaiser nachtragen muß, wenn er in die Fenster seiner Schönen steigt! Das ist der Fluch einer offiziellen Philosophie, daß sie sich zu Allem hergeben muß. Ich wüßte nicht, wie das länger zu ertragen wäre, wenn man diesen Despotismus nicht unter dem Gesichtspunkte der Originalität und seine Grausamkeit unter dem der Spaßhaftigkeit ansähe. He, Mütterchen!

Hinter der Scene.

Bist du's, Annäus? Hast wieder warten müssen so lange? Dein Warmbier steht auf dem Tische.

Seneka.

Ja schlaf' nur noch, du gutes Weib! Ich wag' es nicht, mit meinen unkeuschen Ausdünstungen an dein saubres tugendhaftes Bett zu treten. In welche Winkel mußt' ich folgen! Zu Nero's Seufzern muß Seneka Schildwache stehen. Wenn das Laster vorüberzieht, muß die Tugend in's Gewehr treten. Die Ehrlichkeit muß die Leiter halten, wenn der Dieb in fremde Fenster steigt. Sagst du nicht was, Mütterchen?

Hinter der Scene.

Du murmelst so viel, lieber Annäus. Ich fühle, wie du dich wieder angestrengt hast die Nacht.

Seneka.

Ohne Philosophie wäre das auch gar nicht zum Aushalten. Immer gegenwärtig, immer Stichblatt des fürstlichen Witzes seyn, immer Spaß machen, mehr Hofnarr als Hofrath, wer hielte das aus! Ich denke nur immer, es ist zuletzt auch gut, die Dinge einmal von der andern Seite anzusehen. Aber, gerechter Gott! Frauenzimmer, was bleibst du nicht im Bett?

Frau Seneka (mit einem Lichte, im Nachtüberwurf hereintretend).

Väterchen, laß mich! Wie blaß du siehst! Die ungesunde Nachtluft! Wo habt ihr nur gesteckt?

Seneka.

Ueberall, in allerhand Winkeln, wo die Liebe einem Geldstück gleicht mit abgenutztem Gepräge und wo sie schon durch so viele leidenschaftliche Hände gegangen ist, daß sich Grünspan auf ihr ansetzt.

Frau Seneka.

Und du immer mit, Annäerl?

Seneka.

Den Kaiser solltest du sehen. Immer der Hahnrei seiner eigenen Leidenschaft. In ganz wohlconditionirte Häuser, die doch eine ordentliche Treppe, Thür und Klingel haben, muß er durch's Fenster einsteigen.

Frau Seneka (beklommen).

Ach, Väterchen —

Seneka.

Nun, was hilft's? Man lebt vom Schein. Ich denke oft, ich wäre etwas beleibter, als ich mager bin und ein wenig ärmer, als ich reich bin. Nur keinen Lebensüberdruß! Ich gestehe Nero Alles zu, denn ich weiß, daß durch Nachgiebigkeit Ausschweifungen verhindert und im Fall der Noth große Verbrechen durch kleine hintertrieben werden können. Aber was ist dir nur?

Frau Seneka.

Einen bösen Traum hatt' ich diese Nacht. Lieber, ich glaube, *es geht* an unser Leben.

Seneka.

Freilich, besonders ist es nicht; es geht immer an, unser Leben. Oder wie?

Frau Seneka.

Nein, nein, du verstehst mich nicht; es geht an unser Leben.

Seneka.

Ja so, ja so; unser Leben geht jetzt erst an; das wäre doch kein böser Traum.

Frau Seneka.

Versteh' mich doch! Es geht an unser Leben.

Seneka.

Nun, nun, jetzt begreif' ich erst. Die ungelenke lateinische Sprache! Aber das sind Grillen. Wir sind sicher. Nero, diese edle, aufrichtige Natur, hat mich diese Nacht geküßt und geherzt und als ich von ihm ging, sagte er, er wolle mich noch höher befördern.

Frau Seneka.

Still, still, was ist das für ein Lärm?

Stimmen draußen.

Wacht auf! Wacht auf! an eurem Haus
Sieht man des rothen Kreuzes Graus,
Das Euch zu gehen den Todes-Pfad
In aller Früh bezeichnet hat.

Seneka.

Was hat man nur? Ich höre nichts.

Frau Seneka.

Ich hör'; doch am Verstehn gebricht's.

Stimmen draußen.

Ein Leichentuch am Schornstein hängt,
Die Schwalb' ein neues Nest anfängt,
Der Gucuck schrie: nichts Guts geschach;
Denn heute ist Johannis-Tag.

Frau Seneka.

Das klingt fast wie ein Hexenlied.

Seneka.

Frau, mach' das Fenster zu, es zieht!

Stimmen draußen.

Zwei Uhren hörte man bei Euch
Laut schlagen in dem Takte gleich;
Das heißt, daß von zwei Eheleut'
Das Eine ist zum Tod bereit.

Seneka.

Da unten steht, sieh! Hinz und Kunz!

Frau Seneka.

Man spricht vom Tod. Wen meint man? uns?

Beide.

Wahrhaftig, das ist doch zu arg,
Man bringt uns wirklich einen Sarg!

Die Freunde und Nachbarn Seneka's treten ein. Henker mit einem Sarg. Man weint. Seneka, einsehend, wie schwer es ist, mit geistreichen Fürsten umzugehen, springt plötzlich vom Lächerlichen zum Erhabenen über. Man überreicht ihm eine Rolle Papier. Er wickelt sie auf, ein Messer fällt heraus.

Seneka.

Nun hast du dich durch Narrenspossen
So lang gehalten, alter Thor!
Der Strudel hielt dich hoch empor,
Nun wirst du mit ihm ausgegossen!
Das, was ich war und was ich bin,
Legt sich auf diese Bahre hin.
Die Zeit hat nicht auf mich gewartet.
Ich trete, wie ich bin, so ausgeartet
In's offene Grab, im ganz Tand,
Den ich aus Furcht um mein Benehmen wand,
Die Schminke im Gesicht, das graue Haar
Mit Rosenkränzen unehrbar
Geschmückt, das Auge lüstern naschend,
Mich in mir selber überraschend.
So ist denn alles hin, was du geglaubt,

Das ganze Reich von stolzen Sittensprüchen,
Die du trotz Götterflüchen
Vom Himmel prometheïsch hast geraubt!
So war ich die Karrikatur
Von allen meinen Büchern nur
Und mußt', um festen Grund zu fassen,
Mich selbst zu Grunde gehen lassen!

Frau Seneka.

O mein Gemahl, nimm was geschieht,
So freudig wie mich selber mit!

Seneka.

Bleib du zurück! Und dennoch, was ist Leben,
Wenn dir der Athem nicht ist freigegeben!
O keine Thräne! Diese Bahr' ist fast
Wie einstmals uns das Brautbett angepaßt.
O weinet nicht; denn besser steht
Wer zu den ewigen Göttern geht.
Wir sehn uns noch, mein Freund;
Dieselben Zähren, die du zum Abschied weinst,
Die rinnen noch dereinst,
Dem frohen Wiedersehn zu Ehren.

(Beide steigen in ein Bad und öffnen sich die Ader.)

Abschied der Umstehenden.

Lebt wohl, lebt wohl und grüßet All,
Die schon gekommen sind zum Fall!
Wer weiß, ob nicht auch bald der Sand
In meinem Stundenglas verschwand.

Seneka.

O zage nicht, du bald ausblutend Herz!
Dies Leben war nur Vorbereitungsscherz.
Und wie die Adern da so quillen,
Fühl' ich, noch Manches hat sich zu erfüllen!
Wir lebten nur im Rausche dieser Erden,
Um unserer selbst bewußt zu werden,

Und uns zu runden als Person,
Als Träger von dem großen Lohn,
Den einst der Weltgeist nicht für unser Einen,
Für unser irdisch Treiben, nein!
Für seines eigenen Schaffens Mühe nimmt.
Wir sind die Saiten, drauf der Herr
Dereinst von ungefähr
Die Melodieen seines Lebens stimmt
Und was ihn selbst im Rausch hält wach,
Das hallt in unsrer Seele nach.
O liebes Weib!

Frau Seneka.

Mein lieber Gatte,
Wie ich allmählig schon ermatte!
Ich weiß nicht, frag' ich dich: stirbst du
Dem Leben ab? oder: lebst du dem Tode zu?

Seneka.

Nimm meine Hand; vielleicht erwärmt
Sie dich, wenn dich der Tod zu kalt umschwärmt,
Damit im gleichgemessenen Takt
Wir enden unsern fünften Akt!
Und wenn ihr, die ihr uns umsteht,
Vom Trauerspiel nach Hause geht,
So denkt, daß zu der wahren Feier
Für uns sich erst erhebt des Vorhangs Schleier!
Es gibt ein Widersehn und wär' es nur
Deßhalb, weil die, die es beweisen wollen
Mit manchen leicht geborstnen Wissensschollen
Erkennen müssen, daß sie war'n auf schlechter Spur.
Man weiß nicht, was dereinst geschieht
So fest, wie Zahlen man zusammen zieht;
Doch ist es ein wahrhaftig Sehnen,

Das unsere Hoffnung nicht läßt wanken:
Es habe über dieses Lebens Schranken
Das Leben erst sich noch recht auszudehnen.
Wie ist dir, Liebe?

Frau Seneka.

Vor'm Auge falb
Und ungewiß; dem Tode halb
Und halb dem Leben angehörend.
Ich seh' nur dich, mein Gatte, während
Ich von dem Leben scheide ab;
Und dennoch jenseits über'm Grab,
Ist mir es wiederum als wärst
Du es, der mich begrüßt zuerst.

Seneka.

So wechseln beide Welten nun,
Die, wo wir bald als Asche werden ruh'n,
Und jene, welche oft mit göttlicher Gewalt
Durch diese still anklopfend hallt!
Von allen Sinnen, die nun schwinden,
Muß wohl zuerst das Aug' erblinden,
Dann lähmt die Zunge sich und das Gefühl,
Dem Athem wird es eng und schwül;
Doch das Gehör währt länger an
Und macht so spitz sich, als es kann,
Denn Jeder soll noch treu und klar
Im Tode hören, was er war,
Noch hören wer sein Freund und Feind
Und wer ihm eine Thräne weint.
Wie ist es, liebes Weib? — Sie schweigt,
Das Haupt sich schon ohnmächtig neigt.
Der Schlaf erscheint hier als Pilot,
Der etwas noch vor Charons Boot

Den matten Schiffer aus des Lebens Flucht
Bugsiret in des Todes Bucht.
Auch ich erkalte — die Adern sind hohl,
Ich werde mir selber fast entnommen.
Nun scheid' ich — Freunde, lebet wohl!
Im Jenseits ruf' ich Euch: willkommen!

(Die Lüge entweicht, der Genius der Wahrheit nimmt ihn in die Arme.)

VIII.

Im Hause der Poppäa.

Poppäa sitzt in schwarzen Kleidern nachdenklich. Im Metallreifen schwingt sich vor ihr ein Papagey.

Poppäa.

Du bunter Vogel, wiege nur und wühle
Mit deinem Köpfchen unterm Federpfühle,
Worin du sanft gebettet bist!
Dein Mund geduldig aus der Hand mir frißt
Und krächzt dazu sein kratzend Lied,
Das gleich verräth, wie wohl es dir geschieht!
Ich, deine Freundin, kann in Ringen
Mich nicht so froh und wohlbehäbig schwingen;
Ich werde schwer, die Treppen
Feg' ich mit langen Schleppen,
Die mich nur ganz gemächlich
Zu gehen heißen und gebrechlich;
Denn ich bin nicht mehr ich —
Aegyptisch Thier, wie nennt man's, sprich?

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Du arger Schwätzer weißt,
Wie man seit einem Mond mich heißt.
Ich bin dem Fluch nun unterlegen,
Der auch aus Jovis goldnem Regen

Einst Menschenfrucht entstehen ließ.
In meines Leibs Verließ
Trag' ich die Spuren jener Stunden,
Die mir in Nero's Armen hingeschwunden.
Da friß, du indischer Spatz, dich süß
Am Zucker, den du ohne Beißen
Dem Finger magst entreißen
Und sprich, ob's auch schon so gewiß?

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Einfältiger Staar, wo lerntest du den Schrei?
Von Juden, die dich mir verkauften? Einerlei!
Ich fluche dem, was in mir ist
Und mit von meinem Leben frißt:
Was sich von selbst formt, ich mag rütteln
Und an dem Stock verzweifelnd schütteln,
Was halb ein anderes in mir drin,
Und halb doch nur ich selber bin.
Was bin ich noch für Julius? Nichts, als
Die lächerliche Frucht des Sündenfalls,
Im Harem jene abgebrochene Rose,
Die ihres Herren Schnupftuch trägt im Schooße!
O Julius! Wo kamst du hin? Ist's Scham,
Ist's innere Lust, die Lust der Schöpfung,
Der willenlosen Schöpfung mit Erschöpfung,
Die mich zu dem, den mir das Schicksal nahm,
Jetzt reißt mit ungestümem Drang?
Ist's des verbotenen Gelüstes Hang?
Wie ist mir? Lustberauscht
Fühl' ich, wie alles in mir tauscht,
Halb Leben, halb der Tod, nichts mehr;
Als wenn ich nur der Schöpfung Uebergang noch wär',
Nicht mehr ich selbst, auch nicht mein Kind,

Es ist die selbst sich zeugende Natur,
Die ihrer göttlichen Momente Spur
Durch mich hinzieht, durch meine Adern rinnt,
So daß mir scheint, was uns die Dichtung
Von einem seligen Leben schreibt,
Sey nur die Wonne der Vernichtung,
Wie man sich mählig einverleibt
Dem Werden, Sinken, Unten, Oben —
Ich muß es gleich einmal erproben.

(Sie würgt den Papagey.)

Nero tritt herein.

Nero.

O wo man Leben giebt, da laßt mich seyn!
So eben hat man mir die Nachricht zugestellt,
Du seyst, Poppäa, einer Hoffnung Schrein
Und eine Schale, die das Schönste hält?
Ja wahrlich! Du, Poppäa, schwindest,
Wenn du ein Mädchen mir entbindest.
Und ist's ein Knabe, so bedenk' ich
Erziehung, schöne Wissenschaften, Deklamiren,
Mit Damen Conversation zu führen,
Tanz und Musik und Literaturgeschichte
Und daß er ja, gleich seinem Vater, dichte!
Ach! was beginn ich, bis der Tag
Von diesem Glück erscheinen mag.
Wenn ich das Kind auf meinen Armen schaukle,
Mit Scherz und Küssen es umgaukle,
Ueber die Schultern der Amme sehe
Und in des Säuglings Auge spähe;
Wenn dann, dem Vater zu Gefallen,
Das erste liebe Lallen
Aus seinem herzigen Munde quillt,
Und wohl nach einem Jährchen

Ein gut erfunden Mährchen
Zur Ruh' den kleinen Schreier stillt.

Poppäa.

Ei, Nero! Ich sehe schon, wie du die Wiege
Im Schlafrock und Pantoffeln trittst!
Ich hasse Kinder, weil sie lyrisch
Und materiell sind, ganz abscheulich thierisch
Und klein, mechanisch, Puppen,
Von Menschensternen nur die Schnuppen!

Nero.

Ist dir die Zartheit nichts? Nichts menschliches Entzücken?
Nichts heller Schmelz in glanzverklärten Blicken?
Ich hasse dich!

(Er wirft bekanntlich einen Dolch nach ihr, der sie durchbohrt.)

Poppäa.

Fluch dir! du Wütherich!

(Sie stirbt.)

Nero.

Was that ich?
Poppäa, bist du todt? Ach, blaß und kalt
Liegt nun die göttliche Gestalt —
Todt! Todt! So schnell, so bald!
Das also ist der Tod? Ich sah noch nie
Des Tods Physiognomie.
Matt, zerknickt und ohne Willen,
Der Sinne Gelüste zu erfüllen,
Eine klappernde Hülse, eine leere Schale, —
Ich sehe das alles zum ersten Male.
Und an Poppäen seh' ich's, die zu lieben
Wie eine Kunst mit mir getrieben;
An ihr, die alles, was ich wollte, war
Und doch nicht alles, was ich selber bin,
Die, was ich schweigend mochte, offenbar,
Und was ich laut gewollt, gab schweigend hin;

An ihr, an der ich hing, wie am Magnet
Der Eisenstaub sich immer so gestaltet,
Wie grad des Wundersteines Laune steht.
Nun ist das treue Herz erkaltet!
Die Wege meines Denkens sind verschlungen,
Wild, überhangend; ihr nur war's gelungen,
Ausharrend treu zu folgen! Ueberall
War sie von meinem Wesen Widerhall.
Sie hat gelacht zur rechten Zeit
Und wiederum geweint, wenn sich der Streit
Der trüben Wolken meiner Seele
Auflös'te in den Thränenäther meiner Augen!
Aus Herbem wußte Süßes sie zu saugen —
Das alles hin; der Weg verdeckt, den ich verfehle,
Verschüttet, rück- und vor mein Leben —
Wozu ist mir noch Arm und Mund gegeben!
Das Auge, das doch nur erblindet,
Wenn ihm das Offene, nicht die Dunkelheit ist licht;
Der Mund, der was er spricht, nur spricht,
Um zu gestehen, daß ihn Stummheit bindet?
O Gott! Die Götter spielen mit den Menschenloosen
Und werfen sie wie Bälle sich einander zu;
Schon fühl' ich Grabeslüfte mich umkosen,
Die Parze schielt mich an und winket — du,
Du, Nero, entflieh mir nicht!
Mein eigenes Ich, das zu mir spricht —?
O weh! mich faßt ein wirrer
Unheimlicher Strudel und immer irrer
Dreht sich mein Selbst im Kreise —
Das ist der Tod — er nahet leise!

(Er wankt fort.)

IX.

Im Lager des Julius Binder. Zelt mit einer Lampe.

Julius Binder (richtet sich vom Bette auf).

Ich kann nicht schlafen — die Entscheidung reißt
Mir immer wieder meine Augen wach;
Ich strecke tappend meine Hände nach
Dem aus, was Siegen oder Unterliegen heißt.
Noch wird die Flamme nicht vom Morgen überblitzt;

(Oeffnet hinten das Zelt.)

Noch tiefe Nacht, die Nacht mit Sternen ausgespritzt;
Noch keine Morgenschatten; von drüben kann ich die Mähren,
Der kaiserlichen Truppen schnarchen hören.
Der Schlaf liegt schwer auf meinen Leuten
Und macht wohl Manchen jene Scholl' ausweiten,
Die bald zum Grab ihm dienen wird.

(Kehrt zurück.)

Und ich bin nun der Völkerhirt,
Der für sie Wache hält; mir selbst das einzuschärfen,
Was alles sie auf meine Schultern werfen!
Im Zelt hier ist's so schwül — die Flamme
Hat an der dicken Luft eine schlechte Amme —
Wie? sie verlischt? dort jene Ecke
Ist eine dumpfe Wolkenhecke,
Was gährt, was siedet —? Ein Gespenst?

(Poppäa's Geist ist sichtbar.)

Geist.

Ob du mich, Julius, wohl erkennst?

Julius Binder.

Poppäa bist du; von Mord und Waffen
Seh' ich auf deinem Busen eine Wunde klaffen.

Geist.

Und doch bin ich nicht todt, auch nicht lebendig.
Ich leb' auch nicht für mich und eigenhändig;
Mein Tod lebt noch von dem, was in mir lebt,
Dem Tode ist noch Leben, dem Leben Tod verwebt.

Julius Binder.

Grauenvolles Bild der alten Liebe,
Flieh, zerstiebe!

Geist.

Und nun ich noch auf Erden wanken
So lange darf, bis sich die Armesranken
Des kleinen Wurms in mir, an meinem Tod,
An den sie sich anklammern in der Noth,
Versterbend, hin zum Tode strecken:
So weil' ich da, wo mir das Liebste ist —

Julius Binder.

Du mußt schon seh'n, wie unsichtbar
An Thatenkeimen die Erfolge hängen,
Wie ineinander fließt, was ist und war
Und seyn wird, wie die Zeiten dicht sich drängen;
Drum sprich, ist morgen jenes Rad,
Das Phöbus über uns geschlagen hat,
Für mich ein Rad des Glückes? Sprich!

Geist.

Es stirbt in mir — ich sinke —
Tief, wie man im Fieber
Durch Wolken stürzt; o lasse, Lieber,
O laß dein Schwert heut' in der Scheide!
Du scheinst dem Tode eine Augenweide;

Umkreiset seh' ich dich von schwarzen Raben;
Heil den Todten, daß sie bald dich haben!

(Verschwindet.)

Julius Binder.

Wieder Alles fort! Es war halb Traum,
Halb Fantasie, wo eins dem andern
Die trügerischen Farben lieh.
Auch brennt die Flamme wieder, aber blau;
Die Morgennebel dampfen,
Die Sonne schirrt die Rosse an;
Nun, auch die unsern stampfen
Und spitzen ihre Ohren glau —
Das Würfelspiel des Tags geht an —
Ob Nero fällt, ob sich die Meinen müssen
Dem Tode geben? Gott mag's wissen.

(Tritt hinaus.)

Draußen im Lager.

Soldaten, die aus ihren Mänteln hervorkriechen. Ein Trompeter bläst.

Erster Soldat.

Was das wieder für ein nüchterner, ungewaschener und ungekämmter Ton ist.

Zweiter Soldat.

Der Kerl bläst, als wenn er das Aufstoßen hätte. So ein Hallunk war Heinz nicht, der früher für die Kompagnie geblasen hat, als er noch lebte.

Dritter Soldat.

Der Neue ist ein gefangener Trompeter von drüben, den sie in unsere Uniform gesteckt haben und der nun aus Patriotismus immer falsche Noten bläst.

Erster Soldat.

Aber ich muß euch sagen, ihr beiden Leute riecht schon ganz nach Verwesung; ihr überlebt den Tag nicht und würdet gut thun,

mir euer Geld zu geben. Denn seht, man hat mir prophezeiht, daß ich in diesem Jahre 365 Tage vor dem Tode sicher bin.

Zweiter Soldat.

So gibt es immer noch einen Tag, wo du gehangen werden kannst; denn dies Jahr ist ein Schaltjahr, du Schalk!

Dritter Soldat.

Auch ist mein Vorschlag besser. Wir wollen alle drei unsere gemeinschaftlichen Vermögensumstände theilen, so daß auf jeden gleich Part käme. Schießt zusammen, wir machen drei Haufen.

Erster Soldat.

Willst du deine Haare mit hinzulegen, die ich dir ausraufen werde, du Kopfrechner!

Hauptmann.

Ruhe ihr deutschen Dorfteufel! Ihr müßt immer eure Schlafmützen über's Ohr ziehen und euch von Federvieh und Hahnreischaften unterhalten. Rührt euch denn diese Natur, dies Wunder-Italien nicht?

Zweiter Soldat.

Ich will Ihnen nur sagen, Herr Hauptmann, mein Kamerad ist etwas kurzsichtig.

Dritter Soldat.

Ja und das kommt daher, weil ihm seine Kinder aus den Augen geschnitten sind.

Erster Soldat.

Glauben Sie's nicht, Herr Hauptmann. Dieses Italien ist in seiner Art einzig; ich schwärme über dem klassischen Boden, wo die Citronen blühen, und bewundere, wie sich Ulmenbäume hier um die Rebe ranken.

(Trompetenton. Getümmel der Schlacht.)

Kommando Diesseits und Jenseits.

Diesseits.

Hart am Hügel
Halte sich der linke Flügel!

Jenseits.

Sie machen einen Bügel,
Schnell gebt dem Roß die Zügel!

Diesseits.

Gemach, gemach!
Die Glieder halten nicht zusammen.

Jenseits.

Auch ihr nicht allzujach!
Allmählich zünden sich des Kampfes Flammen.

Ein verwundeter, anständiger Rekrut (am Boden).

Mich stört nur Eins: daß ich zerrissene Stiefeln habe. Wie nur das gekommen seyn mag? Hab' ich mich denn so beeilt, da anzulangen, wo ich jetzt bin, nämlich eine Handbreit vom Tode? Mein Nachbar da ist noch sehr gut besohlt und vervorschuht; freilich, in zehn Minuten ist's aus mit mir und mit meiner Eitelkeit; aber ich trage das nicht; ordentliche Stiefeln muß ich wenigstens an den Füßen haben, so unhöflich — stolpern — aus der Welt — stolpern — (Er kriecht fort.)

Zwei feindliche Brüder aus Messina.

Erster.

Weiter kann ich nicht. Gut, Cäsar, daß du in der Nähe bist.

Zweiter.

Ja, nahe genug, Manuel, um dir deine betrügerische Zunge auszureißen.

Erster.

Heiliges Blut meines Körpers! Verströme nicht zu schnell, daß ich den Meineid eines Menschen züchtigen kann, den die schadenfrohe Natur mit mir aus einem Leibe geboren werden ließ!

Zweiter.

Schon als Embryo, wie ich mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen dir gegenübersaß, kniff ich blaue Flecken in deinen Leib! Zieh!

Erster.

Ich habe gehungert, wenn du am Tische warst, und jedes Spiel verlassen, zu dem du dich geselltest. Ich habe dich des Nachts im Bette überfallen und dir heimlich die Haare abgeschoren, wenn du schliefest. Es ist Alles noch so; ich habe gezogen!

Zweiter.

Die Wunde schmerzt; aber diese Quart nimm hin, du, auf dem unsere Familienphysiognomie in's Griechische sich ausgeprägt hat, nachgemachte Copie meiner selbst!

Erster.

Ich war früher da, als du Cäsar; aber der Tod ist mir auf der Zunge! Aber nimm diese Terz! Aber sie trifft dich nicht, du Spiegelfechter! Mich trifft sie. Ich bin aus. Legt mich zu dem Uebrigen!

Zweiter.

Ich komme auch zurück, zurück auf nichts, auf ihn, aber nicht zu ihm! Er stahl sich in den Leib meiner Mutter; vom Vater hat sie ihn nicht — auch ich — (Beide sterben.)

Der verwundete anständige Rekrut von früher.

Kann nicht hin zu meines Kamerads seinen Stiefeln und muß mich hier ärgern, während es immer ärger mit mir wird. Die Zehen gucken heraus. Ich kann sie mir erkälten. He, Kamerad! Der Kerl schläft und hat so hübsche Stiefeln an. Muß ich also baarfuß aus dem Leben gehen — werde mich erkälten, wie ich hier liege — wenn nur wenigstens meine Stiefeln nicht zerrissen wären. O, ich glaube gar, nun geht's ab. Was wird doch der Hauptmann sagen, wenn meine — zerrissene — Stiefeln —

(Stirbt.)

Diesseits.

Zurück! der rechte Flügel ist gewichen;
Bald ist die Linie wieder ausgeglichen.

Jenseits.

Seht, seht, sie werden lahm, sie ringen,
Sich wieder in's Geleis zu bringen.

Diesseits.

O ihr metallenen Adler, krallt
Euch in die Nacken der Legionen ein
Und zieht mit Schaam und mit Gewalt
Sie in den Kern des Feinds hinein!

Jenseits.

Nur zu! nur zu! wer heut sich wacker hält!
Wird einst beim Steuerwesen angestellt!
Wer stirbt, deff' Sohn wird Militärkadett,
Die Tochter aber nimmt der Kaiser in's Ballet.

Der erste Soldat von früher.

Gewisse Dinge giebt es doch, die sehr ungewiß sind. Dazu gehört unter anderem alles, was jenseits des Grabes geschieht. Ich wäre des Todes, wenn ich sterben müßte! Wenn ich mir so plötzlich abhanden käme, ich wüßte nicht wie! Das ist mein Alles, des Morgens aufzustehen und mich immer wieder so gesund und munter anzutreffen, wie ich des Abends vorher gütigst zu Bette gegangen bin. Aber was ist das? Mir wird schwach. Ich sehe Blut von mir rinnen, ohne daß ich's fühle. Was — sind denn — das — für — Narrenspossen!

(Stirbt.)

Die gallischen Legionen auf der Flucht.

Die Legionen.

Auf dem Blute unsrer Wunden gleiten wir schon selber aus;
Nicht die Schwerter unsrer Feinde treiben uns zum Feld hinaus.
Luft, Luft in den Massen! Athem bei dem allgemeinen Morden!
Denn es ist, als sind wir mit dem Weltmeer übergossen worden.
Weicht zurück und laßt vom Himmel nur ein Tröpfchen Blau mir wieder,
Ach, von dem geronnenen Blute sind verklebt die Augenlieder!
Kein Ersatz? Kein Wink der Gottheit? Nichts, als leicht geknickte Aehren,
An die unsre Rücken lehnen! Wenn wir nur gefallen wären!

Julius Binder.

Haltet Stand, ihr Memmen,
Laßt euch vom feigen Strom nicht weiter schwemmen!
Bleibt! Sie hören nicht
Und meine Hoffnung kracht und bricht;
Da rafft Zerstörung Alles hin!
Blutige Nieten statt rosigen Gewinn!
'S ist Sterbenszeit; ein Rabe kreis't
Schon lange um mein Haupt und weis't
Hinaus in's Leere, in die Nacht,
Die mich mit allem, was ich schaffen mochte,
Die Flamme mit dem Oel und mit dem Dochte,
Nun bald zur Ruh' gebracht!
Und das war nichts — ich rang
Eine Kette von Zweifeln mich entlang,
Wollte mir die Welt zum Ideale bauen
Und aus dem kalten Marmor Götter hauen,
Wollte das stürmende Rad der Zeit
Aufhalten, Friede bringen in den Streit,
Friede, der aus blutgetünchtem Boden sprösse;
Ich rang, wie ich der Tugend ihre Größe,
Der Ehre ihre Ehre wieder brächte,
Ob ich das Alte nicht am Neuen rächte —
Und sinke hin, ein Opfer meiner selbst;
Zerschmettert von dem eisernen Geschick,
Das Niemanden läßt vor noch rück —
Mit aller meiner Tugend, meiner Spröde,
Mit meiner abgemessenen Rede,
Mit meiner Pietät, mit meinem alterthümlichen Beten,
Jetzt wie ein Wurm zertreten!
O hört es, Menschen, hört!
Wir werden durch uns selbst bethört;
Natur gab uns ein irdisch Kleid,
Materie als Waffen gen der Materie Streit.

Liebäugelt nicht mit dem, was über Euch!
Macht's Euch bequem im ird'schen Reich!
Genießt! Seyd Herren Eurer selbst! Die Götter
Stehen ob der Erde nur als feige Spötter.
Der Erde seyd Ihr angetraut,
Die Finsterniß und das Gelüst ist Eure Braut,
Steigt nicht in's fremde Bett,
Das jenseits im Alkov der Träume steht!
Der Tag giebt die Gesetze an und spreizt
Euch nicht, dem Augenblick zu widerstreben!
Wer seinen Körper mit Kasteien beizt,
Gewissensschüchtern strebt zu leben,
Wer so abstrakt als tugendhafter Mann
Sich schreibet an des Tages Ordnung an,
Der hat in dieser Zeit sich selbst den Weg gehemmt
Und muß, noch eh' der Schnitter kömmt,
Versuchen, ob, was hier verloren,
Ihn äfft noch einmal an des Jenseits Thoren.

(Er richtet sein Schwert vor sich auf und stürzt sich hinein.)

X.

Das brennende Rom.

Dachstube. Eine bescheidene Familie. Abend.

Vater.

Nun, Kinder, tretet heran und faltet die Hände!

Mutter.

Und betet euren Abendsegen! Der kleine Bruder schläft schon.

Erstes Mädchen.

Wir danken dir —

Zweites Mädchen.

Lieber Herrgott —

Erster Bube.

Wir danken dir, lieber Herrgott, daß du uns wieder einen Tag hast leben lassen —

Zweiter Bube.

Und uns genähret hast —

Erster Bube.

Mit Speis' und Trank —

Alle.

Nach dem Bedürfnisse unseres Leibes, aber himmlisches Brod und unvergänglichen Trank, Lehre, Vermahnung und Unterricht uns gegeben, daß wir leben lernen nach deinen Geboten und dereinst sterben in deiner Verheißung. Amen.

Mutter.

Nun, ihr Großen, gebt auf die Kleinen Acht, daß sie nichts verkehrt thun und sie endlich einmal lernen, sich selber aus- und

anziehen. Vater hat genug daran zu thun, Euch auf den Leib was anzuschaffen.

Vater.

O laß das! Tauche die Phantasie dieser Lie[illegible]n nicht zu früh ein in das schwarze Elend, wovon sie nie etwas ahnen sollten, so lange sie Reichthum und Armuth nicht von einander unterscheiden können. Sieh, wie schnell der Schlaf, der Zauberer aller Freuden, sie umfangen hat! Und in der Lage, die sie sich selbst gegeben haben, wenden sie sich wie die Sonnenblumen unwillkürlich nach dir hin und träumen, nach dir die geschlossenen Augenkelche gerichtet, von Feen und vom Paradiese. Du bist ihre Sonne und ihr Mond.

Mutter.

Wo nur die Große bleibt! Aus dem Sitzen in Sommernächten vor der Hausthür kommt nichts heraus. Da gewöhnen sich die Mädchen an üble Nachrede über die Nachbarn und kommen selbst hinein. Und junge Bursche gesellen sich wohl gar zu ihnen und schneiden so viel schnakisches Zeug auf, daß die Mädchen in eins fort kichern und sich anstoßen über die dummen Bengel, sie wissen selbst nicht warum.

Vater.

Was hilft's, Mütterchen? Liebe regiert die Welt. Wer hat's von uns besser gemacht? Sieh, da kommt sie; sag' ihr nichts, sie gleicht dir auf ein Haar, wie du früher warst; das Mädchen ist meine Freude.

Mutter.

Wo steckst du denn so lange? Wie du aussiehst! Dein Gesicht glüht wie Feuer, deine Augen sind ganz närrisch; wo bist du gewesen? Kreatur, willst du uns unglücklich machen?

Vater.

Mütterchen, laß mich nur! Sag' einmal, Kind — was ich doch gleich sagen wollte, du bist ja so roth, so ängstlich: dir muß was geschehen seyn. Die Mutter grämt sich.

Das Mädchen weint. **Ein junger Mensch** stürzt herein und zu den Füßen der Alten.

Der junge Mensch.

O Verzeihung! Ich bin an Allem Schuld. Ich liebe Ihre Tochter und muß mich um's Leben bringen, wenn Sie mich nicht zu Ihrem Schwiegersohn nehmen. Hübscher Leute Kind bin ich und Horndrechsler ist mein Vater und dieselbe Profession hab' auch ich. Bin jung und fleißig und habe jetzt einen Narren gefressen an Ihrer Jungfer Tochter; ach Gott!

Mutter.

Ja, so kann Mancher kommen. Meine Tochter ist nicht so, wie man eine auf der Straße kennen lernt. Sie kann nähen, stricken, bügeln, weiß mit Putz- und feiner Handarbeit umzugehen und kann auch wohl waschen (was Schade für die zarten Finger! daß du mir nicht gestohlen wirst!). Und wenn das Alles auch so wäre und sie auch was mitverdienen könnte für die Wirthschaft, so sind Sie uns doch ganz unbekannt, obschon sie ganz wie ihre Mutter ist; allein aber ich bin ihre Mutter, sehen Sie, und das ist ihr Vater und an die müssen Sie sich wenden und so einem unschuldigen Mädchen keine Narrheiten in den Kopf setzen. Sehen Sie!

Der junge Mensch.

Ach Gott! ach Gott! Ich mein's ja ehrlich, sehen Sie!

Vater.

Mach' doch dem jungen Menschen kein Herzeleid. Setzen Sie sich gefälligst! Ihr Herr Vater war immer ein sittsamer, feiner junger Mensch, früher; jetzt freilich ist er alt und mag auch sein Päckchen zu tragen haben. Es war heuntigen Tags ein recht schöner Abend —

Der junge Mensch.

Recht sternenklar. Ja 's ist selten um die Jahreszeit. Da hab' ich so meine Beobachtung gemacht. Um Johannis herum, wenn die Nachtigall zu schlagen aufhört, sehen Sie, wo die Tage schon kürzer werden, da ist doch selten ein Abend, wo man nicht

draußen sein Bett in's Freie setzen möchte. Ach Gott, Sie haben ja da eine Nachtigallenhecke.

Vater.

Ja, ich hab's einmal probirt. 'S kommt aber nix heraus.

Mutter.

Ja, der mit seinen Vögeln! Kommen Sie nur darauf, dann hört er nicht wieder auf.

Der junge Mensch.

Nichts über eine Nachtigall! Sonntags Morgens, wenn die Sonne noch nicht aufgegangen ist, bin ich im Frühjahr immer draußen. Sehn Sie, aber immer vor'm Mai muß man Nachtigallen fangen, sonst singen sie spottschlecht später im Bauer und verdienen's Futter gar nicht. Wo ich eine gehört habe, da mach' ich dann in der Erde eine kleine Grube und lege Mehlwürmer hinein und darüber leg' ich ein Bügelnetz aus zwei Bügeln, die mit Garn umstrickt und mit einem Stellholz wie ein Meisekasten aufgestellt sind. Nun geh' ich weg. Meine Nachtigall hat immer zugesehen und dermaßen neugierig ist so ein dummes Vieh, daß es gleich heranfliegt, um zu sehen, was ich da gemacht habe. Und ich stehe hinter'm Busch und pfeife immer Witt-Krr! Witt-Krr! Oder ist's ein Sprosser: Hi! Glock-Urr! Hi! Glock-Urr! Da sehen Sie, nun ist sie gefangen.

Mutter.

Geht das auf die Tochter?

Vater.

Was der Mensch erzählen kann und die Worte setzt er so hübsch!

Der junge Mensch.

Nun geht's aber erst recht an. Meine Nachtigall steck' ich in's Netz, aber behutsam, daß die Federn keinen Schaden leiden. Nun gleich in den Bauer und nun gleich Mehlwürmer und frisches Wasser und nun ist das Spitzbubending trotzig und rührt nichts an. Dann aber gar keine Umstände gemacht und die Nachtigall gefaßt und ihr mit Gewalt gegeben — gekochtes Rinderherz, auf einem Reibeisen zerrieben, oder Mohrrüben, was die Gedärme ge-

schmeitzig hält, auch gehacktes Rindfleisch; ich versichere Ihnen, eine Nachtigall frißt alles, wenn nur Fleisch drunter ist.

Mutter.

Ich werde nicht klug draus.

Vater.

Mutter, doch ein gescheuter Kerl! Der hat schon was mitgemacht.

Mutter.

Ich hab' auch gar nichts dagegen, hat er sein Auskommen —

Der junge Mensch.

Ich sag' Ihnen, was Nachtigallen anlangt, da bin ich Meister. Aber wenn man ein ganzes Nest ausnimmt, das ist doch das Schönste, obschon es die Polizei nicht haben will. Sehen Sie —

Vater.

Jungechen! Keine Nester nicht ausnehmen! Ne! ne!

Der junge Mensch.

Ich nehme ja die Alten mit —

Vater.

Ne wirklich — 's ist einmal — die Polizei will's nicht haben; aber besuchen Sie mich, gucken Sie nach meinen Hecken, wo's hier und da fehlt; es ist eine Dachstube, wir schlagen uns auch so durch die Welt; nun, du lieber Gott, satt essen können Sie sich auch noch des Abends, wenn's gerade Kartoffeln giebt. Gute Nacht, und das Uebrige wird sich schon finden; Sie sind kein gewöhnlicher Mensch, das seh ich, und grüßen Sie Ihren Herrn Vater unbekannter Weise oder wenn er sich noch meiner erinnern sollte; ich bin auf der Wanderschaft einmal in einem Städtchen gewesen, wo er drei Jahre früher gewesen war oder gewesen seyn soll. Und machen Sie keine Umstände, wir machen auch keine. Leuchte doch dem Herrn!

(Die Tochter und der junge Mensch gehen hinaus.)

Mutter.

Mir fallen die Augen zu. Was d'raus werden soll! Hy—ah! ja — ich geh' zu Bette. (Ab; die Tochter kehrt zurück.)

Vater (küßt sie).

Kind, ich muß weinen. Es freut mich, daß man Freude an dir erlebt, und daß du dich nicht an so einen Windbeutel gehängt hast; sondern es ist ein ganz gesetzter Mensch und wenn er sich erst niederlassen wird, so wird der Segen auch nicht ausbleiben, und hör' einmal, sey nur immer hübsch allegro um die Mutter herum; du weißt, sie ist wunderlich; aber sie hat auch ihre Noth.

(Ab.)

Tochter (auf den Knieen).

O Himmel, ich danke dir, daß du meinen Träumen endlich Erfüllung gegeben hast! Ach, ist es denn wahr, daß ich ihn lieben darf? Bin ich dieser Gnade werth? O ich fühle mich stark, ihm sein Leben zu versüßen. Ich will der Wink seines Auges, das erfüllende Echo seiner Wünsche und der Trost seines Mißgeschicks seyn. Nun weiß ich erst, warum ich auf die Welt gekommen bin. Ach, ich dummes Ding! Horch! er ruft unten —

Unten.

Gute Nacht, süßes Herz!

Tochter.

Gute Nacht! Gute Nacht! Auf Wiedersehen!

(Sie schließt das Fenster.)

(Auf dem Dache lacht ein Dämon.)

Auf der Straße.

Zwei Bürger.

Erster.

Wenn ich nur wüßte, was in der Luft steckt!

Zweiter.

Was soll drin stecken? Luft ist Nichts und Nichts in Nichts! Ha ha!

Erster.

Nein, nehmen Sie mir nicht übel, es ist ein ganz verdammt pestilenzialischer Geruch, der Einem um die Nase spürt.

Zweiter.

Hm, hm. Sollten die kapitolinischen Gänse schon wieder faule Eier gelegt haben

Erster.

Herr Jesus! Da fuhr ein ganz blauer Lichtstreifen vor meiner Nase vorüber.

Zweiter.

Müssen Sie denn Ihre Nase in Alles stecken?

Erster.

Aber in die Luft werd' ich sie doch stecken können, Herr! Und mit dieser römischen Luft, mit dieser mehr als gemäßigten, beinahe tropischen Atmosphäre ist etwas vorgegangen —

Zweiter.

Ja, wahrhaftig —

Erster.

Haben Sie's gesehen?

Zweiter.

Ein ganz langer Lichtstreifen zog vor mir vorbei, wandte sich links, dann halb rechts, flammte auf und ist verschwunden. Dort alle Häuser leuchten blau. Was ist das für Luft? Ich ersticke —

(Sie verschwinden beide in den aus den Häusern schlagenden Flammen.)

Rom brennt.

Stimmen (aus der Dachstube von vorhin).

Hilfe! Hilfe!

Von Unten.

Rom geht in Feuer auf.

Von Oben.

Hilfe! die Kinder!

Von Unten.

Die Tiber hat sich in Feuer vewandelt.

Andere.

Nein, sie ist abgeschützt, man hat kein Wasser, um zu löschen.

Andere.

Rettet! rettet!

Ein Bürger.

Wonach soll man nur greifen in der Eile! Ich habe meine Uhr auf dem Tische liegen lassen! Ich muß —

Ein anderer Bürger.

Mein Geld ist da, aber den Beutel ließ ich liegen; ich kann doch nicht ohne Beutel —

Ein Bube (weinend).

Ich bin drei Stock herunter gesprungen; aber ich habe vergessen, die Kammerthür zuzumachen. Wie das brannte! Wenn meine Mutter nach Hause kommt und die Kammerthür ist offen und die Katze ist doch wieder in die Stube gekommen — und genascht habe ich auch und die Deckel nicht wieder auf die Teller gelegt — ich muß die Deckel —

(Alle stürzen, um das Versäumte nachzuholen, in die Flammen.)

Von Oben.

Hilfe! Hilfe!

Der junge Mensch (von früher).

Platz! Platz! Hier die Leiter heran! Er kommt schon — nur Geduld da oben — einen Augenblick! Er kommt —

Von Oben.

Er ist's — schnell, schnell, wir ersticken —

Der junge Mensch.

Die Leiter wird doch halten? Ich komme —

Von Oben.

Barmherziger Gott, die Leiter bricht ein —

Der junge Mensch (unten liegend).

Das Genick zerbrochen — ach — ach — all unser junges Glück!

(Oben Alles still. Die Flammen bedecken das Gemälde. Der Dämon fährt über den Brand und lacht.)

Auf der Villa des Mäcenas
mit der Aussicht auf den Brand Roms.

Nero im Purpurmantel, mit einem Lorbeerkranz und die Lyra in der Hand; in der Nähe die Seinigen.

Nero.

So loderte zusammen, was Homer beschrieb,
So stand ein Leib, der hundertfältig trieb,
Die welke Hekuba, am Thrazierstrand
Und spähte weinend, wo einst Troja stand.
Wie schön, wie schön! Die gierigen Feuerzungen
Erzählen wieder, was die Zeit verschlungen;
Sie lecken, daß es funkt und sprüht,
Mir aus der Seele Troja's Flammenlied.

Wälzt der Mäander diese Gluthen an?
Ist es Neptun, der, seinen Groll zu stillen,
Auf Troja's blumenreichen Plan
Dem Ocean läßt Pech und Brand entquillen?
Gewiß, das Roß, das täuschend leere,
Es ward gezimmert ihm zur Ehre!

Und wie die Nacht die sammetweichen
Unheimlichschwarzen Flügel senkt,
Wird leis die Rippe ausgerenkt
Und aus dem Holze sieht man schleichen
Das Eingeweide, diesmal Griechenfürsten,
Die nach dem Blut der Teukrer dürsten.

Wohl jenen Ersten, die im Schlaf
Der Stahl der Griechenrache traf!
Bald wird es laut, man hört die Thore stürzen
Und wie Gefechte sich zusammenschürzen
In Troja's Straßen, die sich bald erhellen
Von ringsum losgelaß'nen Feuerquellen.

Nun sieht man, welche Waffen wüthen,
Die Helm' und Schilde sind erkannt,
Die draußen sonst am Meeresstrand
Wie unter'm Schmiedeambos glühten:
Es sind dieselben, ja, die oft gehemmten;
Doch wo sind die, die sich entgegenstemmten?

Verzweiflung macht den überraschten Krieger
Schnell wählen, was er gerade faßt;
Doch was ist selbst der aufgeschreckte Tiger,
Wenn man ihn rings nichts sehen läßt
Als Flammenbündel, die das Auge blenden,
Und Jäger gleich wie Schatten an den Wänden?

Hier ist kein Ausweg mehr; Troja ist reif
Und dicht geschaart, ein einziger Sichelschweif,
Mäh'n ohne Aufenthalt die Myrmidonen:
Jetzt ist es Zeit, mit Wucher zu verlohnen,
Daß einst die Schiffe, die am Ufer standen,
Durch Hektors Löwenmuth in Asche schwanden.

Hektor ist todt; ach, eine Thräne dem,
Der eben dort zum zweiten Male stirbt!
Denn seht, der um des Vaters Lorbeern wirbt,
Achilles' Sohn, das Thier Neoptolem,
Stürzt den Astyanax, den Stab
Andromachens, von einem Thurm herab!

Noch immer endet nicht die blutige Vehm,
Noch immer keucht Neoptolem,
Er klimmt hinauf auf Pergam's Zinnen,
Auf Troja's Königsburg, worinnen
Aus Weibermund Gebete quillen
Zu Göttern, die sich in des Ida's Wolken hüllen.

Durch des Dardan's uralte Mauern
Zieht noch allein ein fröstelnd Schauern,
Ein Ahnenruf und Priamus
Rafft sich noch einmal auf, die Nebel
Des Alters stößt er weg mit seinem Fuß,
Das Auge zittert und er faßt den Säbel!

Doch Pyrrhus lacht, wie die Hyäne lacht,
Und stößt sein Schwert, von dem Achill geerbt,
Dem Greise in die Brust, der Boden färbt,
Wie er ihn schleift mit blinder Wuth,
Sich aus der Adern altem Schacht
Weit mehr mit Wasser, als mit Blut.

Und daß man deutlich lese ihre Schrecken,
Hat eine Riesenflamme sich die Nacht,
Ein kolossales Opferbecken,
Rings für die Völker angefacht;
Der Stern ist überhellt und wenn der Tag sich wendet
Wird selbst die Sonne hier geblendet.

Im fernsten Ocean, wenn diesen Brand
Der Schiffer sieht, glaubt er den Strand
Von Asien sich nahe, wenn auch gleich
Noch weit an Herkul's Säulen,
An der Numidier schwarzem Reich,
Die Anker seines Schiffes weilen.

Die Fische tauchen auf im Meere weit,
Geblendet oben von dem rothgefärbten Himmel
Und unten von dem glänzenden Gewimmel
Der Schätze aus versunkner Herrlichkeit,
Die aus den in das Meer geschnittenen Kerfen
Jetzt ihre diamantenen Lichter werfen.

O welch ein Tag! Welch eine Nacht! Wie selig
Wenn sich der Phönix aus sich selbst entzündet!
Ich fühle, wie den Lavaweg allmälig
Die Wonne der Vernichtung in mir findet.
Ich möchte sterben, möchte untergehn,
Am Winde wie der Staub verwehn.

Lebt, lebt die Poesie! Und sterbt,
Wenn Ihr um die Begeisterung werbt!
Verblutend an Eurer Helden Wunden
Müßt Ihr Euch selber zum Gedichte runden!
Ein Schwert herbei, deß scharfer Spiegel
In meinem Blute soll erblinden!
Auf Troja's Aschenhügel
Soll man mich nur als Asche finden.

(Die Sclaven weigern sich.)

Ihr zögert? Euch kann man
Den Weltkreis zünden an,
Ihr werdet bei der Flamme Leuchten
Das Kleine und Bedenkliche nur beichten.
Wo ist das Schwert, das, wenn mein Blut entquoll
Draus wie die Feuerlilie ragen soll?

Phaon (der Freigelassene tritt heran).

Phaon.

Wer hätte Muth zu diesem Stoß?
Inzwischen wurde die Gefahr so groß,
Daß du durch dich weit besser untergehst,
Eh' als Gefangner du vor Galba stehst.

Nero.

O Troja! O beweinenswerthe Stadt,
Die an das ewige Firmament,
Daß ihr Gedächtniß ewig brennt,
Sich unauslöschlich angeschrieben hat!

O große Feuersäule
Nur einen Augenblick noch weile,
Daß ich mit deinen ewigen Ehren
Zugleich mich selber darf verzehren!

Phaon.

Herr, die Legionen brechen
Aus ihrem Lager, Julius Vinder zu rächen.
Sie nahn, umgehn die Burg im Ringe,
Ob einer dich lebendig finge.

Nero.

Aeneas mag in ferne Lande
Entfliehn mit theurem Raub!
Ich will mit Troja's Sande
Vermischen meinen Staub.
Wem bin ich etwas werth?
Herbei ein Schwert! Ein Schwert!

Phaon.

Was thu' ich nur? Es schweifen
In andrer Welt stets seine Sinne,
Schon nahen lange Kriegerstreifen
Durch das Gebüsch — hier hilft nichts mehr —
Wenn ich kein Feiger wär' —
Was halt' ich inne?
Im alten Troja lebt der Held —

(Phaon ersticht Nero.)

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil! Heil der neuen Welt!

Phaon.

Er lacht im Tod — des Mundes Bogen
Ist süß und anmuthvoll gezogen!
Noch wie von Wollust schwillt
Ein jeder Zug an diesem Todtenbild!

Er streckt die matten Glieder
Wie im Bewußtseyn eines Sieges nieder.

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil! Heil die neue Freiheit!

Phaon.

Und immer matter die Todesfackel brennt,
Daß man von Rom die wenigen Reste,
Die Trümmer aus dem Flammenfeste,
Mit nassem Auge wieder kennt!
Hier lischt die Flamme, dorten bricht
Sie wieder an wie Höllenlicht;
Ein finstrer Qualm ist, wie ein Kragen,
Rings um die Glut herumgetragen.
Dort eine neue Säule, ha!
Was für ein Wunder zeigt sich da?

(Man sieht dasjenige was Phaon beschreibt.)

Ein Schlangenpaar mit rothen Adern
Auf grünem Grunde, wie bei Marmorquadern,
Steigt aus der Lohe auf
Und an der einen Schlange Kopf und Knauf
Hat mit gigantischer Gewalt
Ein Riesenweib sich eingekrallt!
Wie sich die großen Zirkel winden,
Die Glieder bald zusammen binden,
Bald gierig durch die Lüfte schießen!
Wem gilt des Weibes Grüßen?
Dem Ungeheuer, das hier liegt
Und lachend sich im Tode wiegt?
Ist dieses Weib mit Schlangenhaare
Die Greisenmutter der Cäsare?
Sie winkt nach Afrika — o kehre nie
Mit deinem Gift und Wahnsinn wieder,

Daß endlich statt der leeren Phantasie,
Aus falschem Geistesscheine
Sophistisch traumverwirrter Zeit
Sich auferbaue eine wahre, reine
Und bess're Wirklichkeit.

Die Erde
(ruft):

Freiheit! Freiheit!

Hamlet in Wittenberg.

Dramatische Phantasie.

Personen.

Hamlet, Prinz von Dänemark.	Studenten in Wittenberg.
Horatio, sein Freund.	
Senior der Hanseaten.	
Senior der Märker.	
Senior der Sachsen.	
Senior der Lausitzer.	

Faust.
Mephistopheles.
Ophelia, ein Zauberbild.
Studenten, Geister.

Scene: Wittenberg.

Erste Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

Studenten sitzen auf und an den Tischen in der Runde. **Hamlet** und **Horatio** unter ihnen. Am äußersten Ende **Faust** mit seinem Hunde.

Die Studenten.

Hamlet hat Geld!

Hamlet (vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Endlich! — Zieht die Röcke aus! Simson's Goldfüchse brechen in die Felder der Philister. Lauter in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

Einer.

Es war die höchste Zeit für deinen abgeschabten Sammtkittel, Hamlet!

Anderer.

Was Löcher! Aber leider sah man durch sie durch, wie der Kronprinz von Dänemark kein andres Hemd anzuziehen hatte, als seine eigene Haut.

Hamlet (baut die Goldrollen über einander auf).

Ich will Euch einen Begriff von der Krone meines guten alten Vaters machen. Seht, zuerst ist dies der Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn mit etwas Sammt ausstaffirt denken! Darüber wölbt sich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unserer Dynastie passen müssen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von

wo in einer hervorspringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majestät heruntergleiten. Der Rand zeigt nach Schleswig, der nach Holstein, der nach Norweg und der nach Island hin.

Senior der Hanseaten

(greift in das Spiel Hamlet's hinein und zieht eine volle Hand zurück.)

Aus dem einen Horne, Hamlet, das sehr passend das rindviehreiche Holstein vertritt, brech' ich mir einige fette Weideplätze am Sachsenwald fort. Ich kann nicht anders. Du bist unserm Corps mit Haut und Haar verschuldet.

Senior der Märker.

Gieb mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigstens die Zinsen von all der Kreide, die du am Schuldenbrette unserer Couleur noch stehen hast.

Senior der Sachsen.

Hamlet, verzeih, wenn auch ich den Augenblick wahrnehme, wo du klingender, als mit Achselzucken und gerittenen Wechseln zahlst. Ich nehme mir Norweg.

Senior der Lausitzer.

Ich, wenn Du nichts dagegen hast, Island, das letzte Thule, diesmal aber denn doch keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! Gebt das Geld zurück! Respektirt wenigstens die Krone, die Hamlet einst tragen wird, wenn auch nur in ihrer Copie!

Hamlet.

Laß sie, Horatio! Könnt' ich die Zukunft selbst so von mir schenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelstein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des Volks sich spiegeln. Du lachst, Horatio? Weil ich mit Diamanten und Sentiments um mich werfe — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Rest würde kaum ausreichen, eine Wäscherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unsere Lappen selbst in der Elbe zu waschen.

Hamlet.

Also immer noch den Schläger wetzen und im Busche dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe zieht, auflauern. Ich muß doch sagen, ein schlechter Ritt, zu dem wir den Pegasus anschirren!

Horatio.

Wir spielen wahrhaftig die traurigste Rolle in ganz Wittenberg. Umzichtig brauchen wir beide ein Hemde und wie lange wird's auch damit dauern? Wenn wir wieder in den Busch gehen und uns vor den Hunden des Voigts die Füße wund laufen, so müssen wir's vielleicht gar zum Verband zerschneiden. Unser Schiff wird immer lecker, Hamlet; wir werden mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Hamlet.

Wir sollen hier römisches Recht und luther'sche Dogmatik treiben, damit wir einst ob Dänemark's grünem Inselreiche mehr als Philosoph, denn als König herrschen. Und was wir lernen, was ist's? Nichts, als die Kunst, sich doch satt zu essen, wenn man auch in der Tasche blos Löcher hat.

Horatio.

Ich sehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit schmalem Ränzel, von Helsingör Abschied nahmen. Vom Meere wehte ein frischer Zugwind und unsere weißgewaschenen Hemdkragen klatschten uns lustig um den Hals. „Kinder!" sagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennt —" und was dergleichen verfluchte Redensarten mehr der Geck im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb sieht man's, sie wollen noch immer mit uns Schule halten.

Hamlet.

Ich breche aber durch. So laß ich mich nicht gängeln! Eine um diesen Preis erkaufte Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, so wäre man ein Narr, wenn man sich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So fang' ich auch schon an, Süßigkeit

aus meinem Elend zu kosten und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig auszudehnen. Verkümmert mir nur den königlichen Sinn, knickt die Adlerflügel und schneidet mir aus den Tatzen die Fänge weg, die nichts zu fangen haben! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterschaften einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu küssen und Hände zu drücken, die immer einen feuchten Schweiß an sich haben! Dann werdet ihr gewiß einst mit eigenen Augen sehen, wie bei der Krönung Hamlet sich mit dem Hermelin die Nase schneuzen wird.

(Faustens Hund dreht sich mit wunderlichen Krümmungen um Hamlet.)

Horatio.

Pestilenzialischer Geruch hier!

Hamlet.

Was menschlich ist am Königthume, was lind wie Balsam in die Wunden des Volkes trieft, das liegt nur im Glücke der Majestät, in ihrem ewig gleichen, wolkenlosen Lebenshorizonte. Nur daraus, daß man besitzt, kann man das schätzen lernen, was Andre entbehren. Wer die Armuth selbst theilt, dem wird der Schrei derselben mit der Zeit so gewöhnlich, wie die pickende Uhr. Allmälig wird er die Trommel seines Ohres mit einem Stierfelle überziehen. Ihr laßt mich die ungeheure Länge des Lebensfadens studiren und lernen, als Philosoph bei den Thränen der Wittwen kalt zu bleiben. Als König werd' ich den Armen sagen: wenn sie das Blau des Himmels erblickten, das wäre ja immer noch eine Wohlthat für sie, die sich nicht aufwiegen lasse.

(Der Hund schmiegt sich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Mir knackt es in den Fingern — stinkt ja hier wie Schwefel — daß dich! — ich glaube gar, die Luft fängt aus sich selbsten Feuer.

Hamlet.

Was soll ich ein König werden, wenn ich die Kunst, ein Mensch zu seyn, hier zu lernen — hungre. Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Pflock thut's auch. Wenn

mich hungert, bin ich wie Esau und verkaufe um eine Schüssel Linsen mit gebranntem Mehl von Herzen gern das Recht der Erstgeburt. Ihr wollt in Helsingör nur meinen ausgehungerten Schatten haben? Nun, so rett' ich meinen, Gott sey Dank! noch antastbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem schlechten Kleide, hänge die Cither um und singe für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreist, die schönen Lieder meiner Heimath, die Eddawunder, wie Sigurd den Drachen schlug, wie Baldur starb und wie die hohen Asen selbst ihr Schicksal tragen müssen nach dem Wind, der in dem Laub der Norneneſche flüstert!

Horatio.

Halte Dir das Vieh da vom Leibe!

Faust (zum Hunde).

Kusch! Prästigiator!

Hamlet.

Der Hund hat Lust an mir —

Horatio.

Was schnuppert er an deinen Lenden?

Faust.

Das gute Thier schmeichelt sich gern bei fremden Menschen ein — (bei Seite zum Hunde) verfluchter Zottelpelz, wirbst und reibst um Jedermann herum — ja stiere nur, Satan —

(Er stößt ihn — der Hund knurrt.)

Studenten.

Ihr seyd der Taschenspieler Faust?

Andere.

Der Tausendkünstler, der, wie unser HErr, aus Wasser Wein macht?

Andere.

Faust, der Köpfe abschlägt und sie ohne Fährlichkeit wieder anleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum Besten, wie Ihr dem Kaiser Maximiliano einst in Inspruck den großen Alexandrum und dessen

Gemahlin fürgestellt habt! Teufel auch! Dem Kaiser standen die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedonischen Majestät, die ein winziges Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weckst Du nur Todte?

Faust.

Auch Lebendige. Aber was wollt Ihr Geister! Ihr jungen Bärte habt noch die ganze, frische, in ihren thauigen Reizen strahlende Welt! Laßt die Gespenster, die ich aus Verwesungsstaub destillire, mürben und abgestorbenen Begierden! Fordert Lebendige!

Horatio.

Macht, macht!

Faust.

Da Ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es gezwungen, wie Proteus, da er weissagen sollte.

(Die Scene füllt sich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pudel kommt's heraus.

Studenten.

Irgend muß es brennen. Schwarzer Qualm ergießt sich in langen gewundenen Locken von einem Heerde, den man nicht sieht.

Horatio.

Rothe Funken knistern. Die Wolke malt sich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Faust.

Heus, Heus, Mephistophele! In der Weihenacht S. Andrä hält sie Wacht, löset und bindet Knoten der Liebe, ob, wen sie treu erfindet einmal und zweimal, es auch noch bliebe, wenn sie zum drittenmal das Schicksal zitternd befragt. Lösche das Licht am Herd und reiß' sie weit über die See, Heus, Heus, Mephistophele!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es leibt und lebt.

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein reizendes Phantom!

Hamlet.

Die Hüfte! Ihr blaues Auge! Ihr lockig Haar, das sich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Busen niedergießt. Es ist, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — sie lächelt —

Hamlet.

Ophelia! Unschuldsspiegel, von unserm unreinen Athem angehaucht, erblinde nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben bleichen aus.

Hamlet.

Nein, o Luft, ich halte dich, täuschender Versteck!

Horatio.

Den Zauber rissest Du ein, weil Du sie nanntest — sie sinkt in Nichts zusammen — da — da — die Gaukelei! Was, Satanspossen!

Stubenten.

Da reitet er fort, der Zauberer!

Andere.

Auf den Hund gekommen! Halloh, folgt ihm nach!

(Faust reitet auf dem Hunde durch die Luft fort. Die Uebrigen stürzen ihm nach.)

Zweite Scene.

In einem entlegenen Theile der Stadt. Nacht, nur ein einzelnes Fenster an einem kleinen Hause ist erleuchtet.

Hamlet.

In dieser Gegend — sagte man. Hier finde sich Einer nur zurecht! Ein graues Häuschen — Ja, der Rauch der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da hüscht eine Fledermaus — was Teufel, sie setzt sich in die Feder des Barets — st — st — so — Sieh, ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, das ist er drinnen — welch ein räuchrig Hexeninventarium steht an den schwarzen Wänden — still — man spricht; es sprechen Zwei — Ich sehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt sich die Schnauze. Ich sehe wahrhaftig Niemand weiter in dem Loch und doch hält man deutlich Zwiesprach. — Mir graut — Ich will doch lauschen, eh' ich poche.

Von drinnen.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Ich warb für Dich. Von jener Opfer Last,
Die keuchend Du zu tragen hast,
Ist immer noch Dein Rücken nicht gebogen!
Du bist ermattet, Teufel, sprich, ist das,
Was Du vollbringst, Dein eigner Haß?
Ist es ein Andrer, der auch Dich betrogen?
Ich bin Dein Erbe, kann nicht mehr zurück —
Mir nützt es nichts, doch möcht' ich gerne wissen,
Bist von der Hölle Du ein einzeln Stück,
Das sich vom Ofen glühend abgerissen?

Bist Du ein Knecht, bist Du der Hölle Fürst,
Fühlst Du die Gluth selbst, die Du Andern schürst?

Mephistopheles.

Ob ich ein Schnupftuch brauche, willst
Du sagen, das die Rührung stillt,
Wenn von den Menschenpinseln,
Die mein sind, manche kläglichst winseln?
Ob ich Maschine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur eines Andern Hand,
Ob ich wohl gar einst Mensch gewesen
Und dann als Spreu aus Euerm Korn gelesen —
Nein, glaubt! 'nen Mann, wie Euch, den ehrt man schon:
Ich bin der Fürst der Hölle in Person.

Faust.

Die Menschheit ahnt's, daß hinter Deinem Thor
Auf Reue lauscht kein gnädig Ohr
Und läßt Dich auch geboren werden
Nur aus Dir selbst, gibt keine Mutter Dir;
Wir wissen nicht, aus wessen Brüsten
Du sogst die unersättlichen Gelüsten:
Großmutter nur, die alte Sieben,
War's, die mit Borsten-Haaren ihres Kinns
Aus Zärtlichkeit Dich manchmal wund gerieben.
Am Ofen schnarcht dabei ihr Kater Hinz,
Die Spindel schnurrt — den Faden feuchtet sie
Mit Naß, das ihr ein triefig Auge lieh.

Mephistopheles.

O humoristischer Thor,
Du ziehst die bunte Farbe
Dem grauen Rock der Wahrheit vor
Und sprengst mit einer witzigen Raketengarbe
Das in die Luft, was zu verstehen
In Deinem Hirn es mangelt an Ideen.
So wisse denn, warum Großmutter

Und nicht des Teufels Mutter, als Bildungsfutter,
Womit man flügge Phantasieen kirrt,
Von Ammen Euch geschildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In monderhellten linden Sommernächten,
Allein vernehmbar den Gerechten,
Ausstößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der siedenden Materie Brei
Zuweilen leise ausgestoßne Schrei;
Gott schuf mich und er selbst zerstört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er setzt mir nach, er läßt mich nirgend harren
Und mich zu keiner kalten Form erstarren.
So bin ich nichts als nur sein eignes Beben,
Wie er sich schüttelt, wenn er seine Kraft
Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und sprühet, spricht und schafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gotte Zeuge nur
Und bloße Zeugung, ausgespritzt in die Natur.
In Allem find' ich meinen Uter,
Berg, Thal und Luft ist meine Mutter,
Und daß Erkleckliches ich nicht verhehle,
Besonders in der Menschenseele.
Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich geherzt, geküßt, belacht,
Und wer aus meinen allerliebsten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu saugen.
Es ist die Welt! Großmutter aber sitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was sie bei ihm bestellt;
Und wenn Gott just nicht pirscht in dem Reviere,
So öffnet sie mir wohl die Thüre
Und läßt verstohlen mich zu sich herein,

Dann schenkt sie mir ein Gläschen tausendjähr'gen Wein
Und packt mir alle Taschen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naschen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rucken
Aus Dankbarkeit manchmal ein wenig jucken.

Faust.

Du mischst Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thust, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schlamm versetzt, als knetest Du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu?

Mephistopheles.

Nenn zwischen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böses sich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug' ich mich ein mit meinen süßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Frisir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leisen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran
Und bring' durch ein'ge salbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Faust.

Ich sah es heut' —

Mephistopheles.

Woran?

Faust.

An jenem Dänen.

Mephistopheles.

Den jungen Hansen wollt' ich spänen
Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat so blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das ist im ew'gen Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und kitzelt nur dem Teufel unterm Arm.

Faust.

Wie glücklich war er nur, als wir Opheliens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Gespenster —

Mephistopheles.

Still, still, da lauscht das junge Blut am Fenster.

Dritte Scene.

Faust's Herberge. Von Innen.

Faust, der Hund, Hamlet (pocht draußen).

Faust.

Wer sucht mich in so später Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehe wahrhaftig nur Einen und doch sprachen Zwei! (Laut.) Mein Lieber, Ihr habt auf dem Markte so verwundernswerthe Dinge besprechen können, daß ich Euch bitte, mir dasselbe Weib, das wir sahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Faust.

Möchtest Du nicht lieber Pygmalion seyn, der aus einem Stein einst Leben schuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den Du von mir verlangst.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meisterschaft als ein Wunder, dessen Erklärung mir keine unruhige Stunde machen soll. Ich will nur Ophelien wiedersehen und jene fröstelnden Schauer über meinen Nacken rieseln fühlen, die zwischen Furcht und Wollust eine so unaussprechliche Mitte halten.

Faust (für sich).

Die lallende Kindheit! Solch unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht sieht, solche naive Empfindungslosigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Wesenheiten aufgetragen ist, bringen mich in Empörung. So sollen die Geister der Unterwelt sich selbst in Deine

Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurücklassen, daß Du in ewiger Unklarheit seyn wirst, welches Deine Heimat ist!

Hamlet.

Besinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unsichtbaren Reiche der Geister die verhüllende Decke weg!

Faust (mit dem Zauberstabe).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felsen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beschienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wiesenplan sich das Dach der schattigen Rebe strecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küssen, das Du kennst. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß sie die üppigen Verschlingungen Deines Werkes beleben, daß sie die Schnäbel wetzen zu süßen Präludien süßrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, Mephistophele!

Und es geschieht also.

(Faust und der Hund sind verschwunden.)

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, sie ist's, Ophelia! Die weiße Lilie, beschienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Fuß zögert aufzutreten; denn ist dies nicht Alles die verwirrte Täuschung meines Auges?

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet.

Hamlet.

Grüß Dich Gott? Sie ist kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du bist stolz geworden, Prinz! Und so blaß, das Auge wie verdurstend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt? Nur die Lippen scheinen die Canäle des heißen

Blutes geworden zu seyn; sie schwellen wie die Kirsche, die zu zerspringen droht.

Hamlet.

Es ist Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man sie nur ein wenig hart ritzte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergessenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare schnitt, wohl gezählt, zwei hundert sieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erst erkenn' ich sie. Diese kindische Naivetät steht ihr reizend schön und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei den ersten Küssen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie ist's; aber wie umgekehrt — Lockender als je ist diese Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiedersehens! (Ophelia verschwindet.) Da ist sie hin! Ich bin wie Irion und habe statt der Juno eine Wolke im Arm. Aber ich muß —

Geisterstimmen.

Seht, seht, er stürzt dem Schatten nach, wie berauscht von einem Liebestrank. Seine heiße Sehnsucht sengt das frische Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger schieben sich die Hügel zusammen und die Hindernisse, die unter seinen Füßen wachsen, hemmen den stürmischen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnsinnverblendeter! Dort ist Ophelia! An dem hohen Fenstergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie streckt die Hände, die hülflosen, gefesselten Hände aus nach Dir — rette sie!

Hamlet (vor einem Thurm in einer finstern Gegend).

Mein Athem schwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert sind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt und sie zu laufen zwingt, laufen, laufen Meilen weit, um mit

dem triefenden Schweiß das Gift, das ansteckende Gift der Liebe, recht in ihren Adern heiß zu sieden. Das Bild will mich nicht verlassen und lächelt mich aus Busch und Baum mit so anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinsterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia (oben am Fenster des Thurms).

Wer ruft mich? Bist Du es Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eisernen Gitter schimmert es weiß.

Ophelia.

Mir ist's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in diesem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du bist es doch, was unten zwischen den Gebüschen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Opheliens ist. Sollte sie selbst jenes weiße Schimmern seyn?

Ophelia.

Nimm diese Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe und drücke sie an den Stein, so wird er überall weich werden und Dir sein Ersteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Hasenschwanz — aber sieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Ding drücke. Ich steig' in die Nischen. Sie ist's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo ist sie!

Geisterstimmen.

Wo er sie faßt, gerinnt die Luft in Nebel. Nur dem Gelüst, nicht der keuschen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, seht, wie sich die dunkeln Schatten der finsteren Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unablässig steigenden, sich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tausend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Pallastes, dessen Echo von den Tönen einer verführerischen Musik wiederhallen. Dort von den Säulen ergießt sich ein Strudel tanzender Paare, rechts

ein andrer, ein dritter, — o wie die Lust den Fuß beflügelt! Wie sie schnell vorübergleiten und sie sich winken, lächelnd, mit rosigem Lächeln. Hamlet! Du zauderst?

Hamlet (auf einem rauschenden Feste).

Ich fasse blind hinein in die Reihen der Mädchen, weil ich sie überall zu sehen glaube, die ich suche. Ich schwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und sehe dann die Täuschung. Ah, dort rauscht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtstrahlen immer den Staar stechen und er immer wieder erblindet! Er sieht mich überall und täuscht sich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das ist sie nicht — das — das — Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht so in meinen Locken, Sturmwind! Still! still! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieselt, sich murmelnd in das Geflüster unserer Liebe mischen! Hamlet! Du Rasender! Du hast keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre — Hamlet! —

Geisterstimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verschwinden in das Rauschen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken — — — ach, ach! wir spitzen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir sehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Faust.

Er schläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle schläft.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust herunter.)

Pst! Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt, zerrissen, unkräftig, nur lebend

in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er flieht, und seine Entschlüsse werden gerade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankes Rohr wirst du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben und nie ahnen, daß die Hölle Dir einen untilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankst, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt schon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn krähet zum Zweitenmale. Es ist Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Faust und der Hund verschwindet.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier ist die Thüre offen. (Tritt ein.) Sieh da, Hamlet! wir bringen Dir eine ernste und freudige Botschaft.

Hamlet.

Was ist?

Horatio.

Ernst ist der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafstunde nach dem Essen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt senkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber ist es, daß die Krone nun auf Deinen Scheitel wartet. Wir begrüßen Dich als Herrscher Deines grünen Inselreiches!

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf nach Dänemark!

Und nicht des Teufels Mutter, als Bildungsfutter,
Womit man flügge Phantasieen kirrt,
Von Ammen Euch geschildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In monderhellten linden Sommernächten,
Allein vernehmbar den Gerechten,
Ausstößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der siedenden Materie Brei
Zuweilen leise ausgestoßne Schrei;
Gott schuf mich und er selbst zerstört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er setzt mir nach, er läßt mich nirgend harren
Und mich zu keiner kalten Form erstarren.
So bin ich nichts als nur sein eignes Beben,
Wie er sich schüttelt, wenn er seine Kraft
Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und sprühet, spricht und schafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gotte Zeuge nur
Und bloße Zeugung, ausgespritzt in die Natur.
In Allem find' ich meinen Uter,
Berg, Thal und Luft ist meine Mutter,
Und daß Erkleckliches ich nicht verhehle,
Besonders in der Menschenseele.
Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich geherzt, geküßt, belacht,
Und wer aus meinen allerliebsten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu saugen.
Es ist die Welt! Großmutter aber sitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was sie bei ihm bestellt;
Und wenn Gott just nicht pirscht in dem Reviere,
So öffnet sie mir wohl die Thüre
Und läßt verstohlen mich zu sich herein,

Dann schenkt sie mir ein Gläschen tausendjähr'gen Wein
Und packt mir alle Taschen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naschen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rucken
Aus Dankbarkeit manchmal ein wenig jucken.

Faust.

Du mischst Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thust, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schlamm versetzt, als knetest Du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu?

Mephistopheles.

Nenn zwischen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böses sich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug' ich mich ein mit meinen süßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Frisir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leisen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran
Und bring' durch ein'ge salbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Faust.

Ich sah es heut' —

Mephistopheles.

Woran?

Faust.

An jenem Dänen.

Mephistopheles.

Den jungen Hansen wollt' ich spänen
Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat so blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das ist im ew'gen Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und kitzelt nur dem Teufel unterm Arm.

Faust.

Wie glücklich war er nur, als wir Opheliens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Gespenster —

Mephistopheles.

Still, still, da lauscht das junge Blut am Fenster.

Dritte Scene.

Faust's Herberge. Von Innen.

Faust, der Hund, Hamlet (pocht draußen).

Faust.

Wer sucht mich in so später Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehe wahrhaftig nur Einen und doch sprachen Zwei! (Laut.) Mein Lieber, Ihr habt auf dem Markte so verwundernswerthe Dinge besprechen können, daß ich Euch bitte, mir dasselbe Weib, das wir sahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Faust.

Möchtest Du nicht lieber Pygmalion seyn, der aus einem Stein einst Leben schuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den Du von mir verlangst.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meisterschaft als ein Wunder, dessen Erklärung mir keine unruhige Stunde machen soll. Ich will nur Ophelien wiedersehen und jene fröstelnden Schauer über meinen Nacken rieseln fühlen, die zwischen Furcht und Wollust eine so unaussprechliche Mitte halten.

Faust (für sich).

Die lallende Kindheit! Solch unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht sieht, solche naive Empfindungslosigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Wesenheiten aufgetragen ist, bringen mich in Empörung. So sollen die Geister der Unterwelt sich selbst in Deine

Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurücklassen, daß Du in ewiger Unklarheit seyn wirst, welches Deine Heimat ist!

Hamlet.

Besinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unsichtbaren Reiche der Geister die verhüllende Decke weg!

Faust (mit dem Zauberstabe).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felsen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beschienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wiesenplan sich das Dach der schattigen Rebe strecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küssen, das Du kennst. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß sie die üppigen Verschlingungen Deines Werkes beleben, daß sie die Schnäbel wetzen zu süßen Präludien süßrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, Mephistophele!

Und es geschieht also.

(Faust und der Hund sind verschwunden.)

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, sie ist's, Ophelia! Die weiße Lilie, beschienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Fuß zögert aufzutreten; denn ist dies nicht Alles die verwirrte Täuschung meines Auges?

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet.

Hamlet.

Grüß Dich Gott? Sie ist kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du bist stolz geworden, Prinz! Und so blaß, das Auge wie verdurstend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt? Nur die Lippen scheinen die Canäle des heißen

Blutes geworden zu seyn; sie schwellen wie die Kirsche, die zu zerspringen droht.

Hamlet.

Es ist Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man sie nur ein wenig hart ritzte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergessenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare schnitt, wohl gezählt, zwei hundert sieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erst erkenn' ich sie. Diese kindische Naivetät steht ihr reizend schön und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei den ersten Küssen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie ist's; aber wie umgekehrt — Lockender als je ist diese Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiedersehens! (Ophelia verschwindet.) Da ist sie hin! Ich bin wie Ixion und habe statt der Juno eine Wolke im Arm. Aber ich muß —

Geisterstimmen.

Seht, seht, er stürzt dem Schatten nach, wie berauscht von einem Liebestrank. Seine heiße Sehnsucht sengt das frische Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger schieben sich die Hügel zusammen und die Hindernisse, die unter seinen Füßen wachsen, hemmen den stürmischen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnsinnverblendeter! Dort ist Ophelia! An dem hohen Fenstergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie streckt die Hände, die hülflosen, gefesselten Hände aus nach Dir — rette sie!

Hamlet (vor einem Thurm in einer finstern Gegend).

Mein Athem schwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebbezaubert sind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt und sie zu laufen zwingt, laufen, laufen Meilen weit, um mit

dem triefenden Schweiß das Gift, das ansteckende Gift der Liebe, recht in ihren Adern heiß zu sieden. Das Bild will mich nicht verlassen und lächelt mich aus Busch und Baum mit so anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinsterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia (oben am Fenster des Thurms).

Wer ruft mich? Bist Du es Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eisernen Gitter schimmert es weiß.

Ophelia.

Mir ist's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in diesem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du bist es doch, was unten zwischen den Gebüschen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Opheliens ist. Sollte sie selbst jenes weiße Schimmern seyn?

Ophelia.

Nimm diese Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe und drücke sie an den Stein, so wird er überall weich werden und Dir sein Ersteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Hasenschwanz — aber sieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Ding drücke. Ich steig' in die Ritzen. Sie ist's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo ist sie!

Geisterstimmen.

Wo er sie faßt, gerinnt die Luft in Nebel. Nur dem Gelüst, nicht der keuschen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, seht, wie sich die dunkeln Schatten der finsteren Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unablässig steigenden, sich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tausend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Pallastes, dessen Echo von den Tönen einer verführerischen Musik wiederhallen. Dort von den Säulen ergießt sich ein Strudel tanzender Paare, rechts

ein andrer, ein dritter, — o wie die Lust den Fuß beflügelt! Wie sie schnell vorübergleiten und sie sich winken, lächelnd, mit rosigem Lächeln. Hamlet! Du zauderst?

Hamlet (auf einem rauschenden Feste).

Ich fasse blind hinein in die Reihen der Mädchen, weil ich sie überall zu sehen glaube, die ich suche. Ich schwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reihen und sehe dann die Täuschung. Ah, dort rauscht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtstrahlen immer den Staar stechen und er immer wieder erblindet! Er sieht mich überall und täuscht sich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das ist sie nicht — das — das — Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht so in meinen Locken, Sturmwind! Still! still! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieselt, sich murmelnd in das Geflüster unserer Liebe mischen! Hamlet! Du Rasender! Du hast keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre — Hamlet! —

Geisterstimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verschwinden in das Rauschen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken — — — ach, ach! wir spitzen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir sehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Faust.

Er schläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle schläft.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust herunter.)

Pst! Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt, zerrissen, unkräftig, nur lebend

in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er flieht, und seine Entschlüsse werden gerade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankes Rohr wirst du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben und nie ahnen, daß die Hölle Dir einen untilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankst, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt schon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn krähet zum Zweitenmale. Es ist Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Faust und der Hund verschwindet.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier ist die Thüre offen. (Tritt ein.) Sieh da, Hamlet! wir bringen Dir eine ernste und freudige Botschaft.

Hamlet.

Was ist?

Horatio.

Ernst ist der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafstunde nach dem Essen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt senkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber ist es, daß die Krone nun auf Deinen Scheitel wartet. Wir begrüßen Dich als Herrscher Deines grünen Inselreiches!

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf nach Dänemark!

Epigramme und Xenien.

1.

Börne's Tod.

Schön ist's, sterben im Kampf; gleichviel ob die Unsrigen siegen,
Wenn nur den sinkenden Leib sinkend die Fahne noch deckt!
Schön ist's, sterben im Kampf, wenn nur die brechenden Augen
Noch den Kamerad sehn, der uns zu rächen sich schlägt!
Selbst wenn der Phalanx weicht, wenn Haufen gefallener Leichen
Dem verblutenden Muth ringsum versperren die Flucht,
Stirbt es sich froh! — Doch ach! Du, Börne, ließest die Erde
Tief im Frieden zurück, tief in gefesseltem Schlaf,
Starbst nicht, wie Du gewünscht, auf offnem Felde der Ehre,
Starbst im Dämmerungslicht, starbst, wie die Sonne verlischt!
Sprach ein Ereigniß Dir Muth, daß von den zitternden Schatten,
So Du die Deinen genannt, Einer mit rüstigem Muth
Trät' in die Weite des Schusses, wo eben Du selber gefallen?
Hörtest Du Waffengeklirr, oder nur feiges Geseufz?
Ach, wie schmerzlich der Tod, wenn, nicht im rollenden Donner,
Vor dem Gewitter ein Held, schwül und verzweifelnd, erlischt!

2.

Neue Kunstregeln.

Zweierlei drängt jetzt den Dichter: der Kunst die Reize der Neuheit,
Jene Wahrheit zu leih'n, die den Ideen entquillt,
Oder, so lang die Idee mit der Welt, mit sich selber noch streitet,
Wenigstens, was sie schon hat, alte Bewährung, Natur,
Ewig zu sichern, vor allen den Sang des Vogels, die alte
Rührung des Herzens und Nachts, was sich am Himmel begiebt.
Zog ein einiger Klepper am Sonnenwagen der Dichtkunst
Sonst, so hat sich ihm jetzt Spekulation zugesellt.
Hier vermählen sich Wilhelm und Doris, um zu beweisen,
Daß die Seele nie stirbt; hier ist's ein mystischer Zweck,
Warum Emil den Hahn des Pistols spannt, warum Aurora
Sich in den Gegner verliebt. Keines blieb das, was es war,
Alles wird durchschimmert vom Transparent der Idee! Sey's!
Giebt nur die Sonne den Glanz, scheint nur die Lampe nicht durch!

3.

Guter Rath.

Hunderte sagten mir oft: „Ach, hängen Sie Ihre Kritiken
An den Nagel doch auf! Sie zersplittern sich nur!
Lassen Sie Andren das Feld der kleinen Chronik des Tages;
Kritisiren Sie nicht, polemisiren Sie kaum!“
Und ich höre dies wohl und höre die Adria rauschen,
Wo ich Muscheln am Strand läse viel lieber als Boz,
Bulwer und Marryat, lieber als Kühne's Klosternovellen,
Muscheln am Strand, wie ein Kind, das an der Farbe sich freu't;
Höre das Wiehern und Jauchzen der Lazaroni Neapels,
Die Cavaliere noch sind gegen Gamins de Berlin;
Höre das Rauschen des römischen Corso, das wandelnde Glöcklein,
Das die heil'ge Monstranz kündet dem Sterbenden an;
Hör' an der Villa Virgil's, am Lago di Garda die Pinien
Flüstern, die ich begrüßt einst schon in besserer Zeit,
Höre dort drüben das Wimmeln Venedigs, indessen man hüben
Noch mit dem Gondelier feilscht, selig die Barke betritt
Und mit klopfendem Herzen die ew'gen Lagunen hinabwogt.
Käme mir nächtlich ein Gott, spannte den Pegasus aus,
Der am Fuß des Parnaß, statt im Grünen zu weiden, nur Furchen
Zieht für Gerste und Korn, Furchen für Hafer und Flachs!

4.

Die Tendenzpoeten.

Redet Ihr stets von der Zeit, der Idee und von dem Jahrhundert,
Weiß man wahrhaftig nicht, wie man Euch selber kommt bei.
Habt Ihr Talent, wie soll man, was Euer, wohl sondern und scheiden
Von dem himmlischen Stoff, dem Ihr das Beste verdankt?
Habt Ihr es nicht — was klagt Ihr mich an, daß ein Pfeilschuß
Leicht den Apfel wohl trifft, aber auch leicht die Idee?
Das ist der Muth der Kritik, daß man das Jahrhundert zu ächten
Wagen muß, wenn sich das Nichts rühmet, sein Sprößling zu seyn

5.

An Franz Dingelstedt,

als Schullehrer in Fulda.

(Bei einem Besuche ihm in ein Schulbuch versteckt.)

Wie man wohl öfters in ein Buch
Ein Rosenblättchen legt,
Daß den pedantischen Geruch
Der süße Duft verjägt.

So berg' ich im gelehrten Wust
Dir dieses kleine Blatt,
Daß er, Dir selber unbewußt,
Den Duft der Liebe hat.

Daß Dich's wie milder Frühlingswest
Beim Studium umzieh'
Und aus dem Bakel sprossen läßt
Das Grün der Poesie!

6.

An G. Herwegh.

Zu Neujahr 1843.

Verwelkt sind schon die grünen Tannenzweige,
Die man mit Weihnachtslichtern Dir bescheert;
Von Bundesmahlen, wo man Dich geehrt,
Blieb nichts zurück, als die Philisterneige.

Verfluch die Töne Deiner Zaubergeige!
Das ist ein Volk, der Dichterhand nicht werth!
Wie hat sich das im Nu so umgekehrt!
Erst straßendreist und nun so straßenfeige!

Vielleicht ergötzt Dich schon das Lärmgetriebe,
Vielleicht stehst lächelnd Du am Zürich-See
Und denkst: In Alpen mögt ihr mich verbannen!

Denkst: Bleibt mir nicht noch eine Siegstrophäe,
Aus düsterm Nadelholz der märk'schen Tannen
Ein Weihnachtszweig, die dort gefundne Liebe?

7.

An einen tropischen Dichter.

Freilich, räthlich ist es nicht,
Immer Wüstensand zu beißen;
Und man kann es nicht einmal
Jetzt noch freiligräthlich heißen.

8.

Ein Schleiermachersches Wort.

Du hattest sonst den Ruhm, zu fein im Worte sinnig,
Warum verdarbst Du ihn durch das Gefug: schlechthinig!
Kommt dieses Wort in Cours (zu denken, wär' es grausig!)
So sagt man bald vielleicht: nachdemig und gradausig.

9.

Die Reise des blinden Schullehrers Knie. Herausgegeben von W. M.

Bekanntlich will einmal der Blinde
Bei Gellerten den Lahmen führen!
Hier aber führt den Armen mit der Binde
Ein Lahmer unversehens spazieren.

10.

Ein Professor der Aesthetik im Jahre 1840 sein Collegium schließend.

Endlich zuletzt von Tieck der Aufruhr in den Cevennen —
Weiter gehen wir nicht. Was auch dahinter noch kommt,
Ist der Rede nicht werth. Seit achtzehn hundert und dreißig
Warten wir leider umsonst noch auf den folgenden Band.

11.

Ein Student frägt nach der Vorlesung beim Hinausgehen.

Mit Verlaub, Herr Professor, die Reisebilder von Heine,
Denken Sie Gutes davon?

Der Professor, sich besinnend:

Heyne? von Heyne? bei Gott
Kann mich wahrhaftig nicht gleich — der treffliche Archäologe
Heyne? schrieb Heyne denn je Itinerarisches auch?

12.

An F. D. Strauß.

Als die Mutter Dir starb, da hat sie Dir sicher gelobet:
„Hast Du geirrt, mein Sohn, ruf' ich's von drüben Dir zu;
Hab' ich den Heiland geseh'n und seine Maale berühret,
Hat er ob dem, was Du schriebst, finster das Auge gerollt,
Komm' ich des Nachts Dir im Traum und warne Dich, weiter zu wandeln
Auf dem Wege, den Dir, David, Dein Genius wies!"
Siehe, Du träumst und träumst und die Mutter kommt Dir im Traume;
Aber sie lächelt Dir nur, lächelt Dir: Wandle nur fort!

10.

Ein Professor der Aesthetik im Jahre 1840 sein Collegium schließend.

Endlich zuletzt von Tieck der Aufruhr in den Cevennen —
Weiter gehen wir nicht. Was auch dahinter noch kommt,
Ist der Rede nicht werth. Seit achtzehn hundert und dreißig
Warten wir leider umsonst noch auf den folgenden Band.

11.

Ein Student frägt nach der Vorlesung beim Hinausgehen.

Mit Verlaub, Herr Professor, die Reisebilder von Heine,
Denken Sie Gutes davon?

Der Professor, sich besinnend:

Heyne? von Heyne? bei Gott
Kann mich wahrhaftig nicht gleich — der treffliche Archäologe
Heyne? schrieb Heyne denn je Itinerarisches auch?

12.

An F. D. Strauß.

Als die Mutter Dir starb, da hat sie Dir sicher gelobet:
„Hast Du geirrt, mein Sohn, ruf' ich's von drüben Dir zu;
Hab' ich den Heiland geseh'n und seine Maale berühret,
Hat er ob dem, was Du schriebst, finster das Auge gerollt,
Komm' ich des Nachts Dir im Traum und warne Dich, weiter zu wandeln
Auf dem Wege, den Dir, David, Dein Genius wies!"
Siehe, Du träumst und träumst und die Mutter kommt Dir im Traume;
Aber sie lächelt Dir nur, lächelt Dir: Wandle nur fort!

13.

Das Endresultat des „jungen Europa" von H. Laube.

Stolz durchwandelt er da die Parkanlagen von Muskau,
  Stolz ein Dichter zu seyn, träumend von Adel zu seyn:
Hinter ihm her ein Jokey, das Fürstlich Laubische Wappen
  Auf den Knöpfen: Glacéehandschuh' im goldenen Feld!
Hinter den Bäumen ruft ihm die Fürstin Constanze: Valerius,
  Ist es Ihr Ernst, mon ami; sind Sie, bei Gott, Oekonom?
„Ja, andalusisches Weib, nach vielen verfehlten Tendenzen
  Brenne Kartoffeln ich jetzt, baue mir selber den Kohl."

14.

H. Heine.

Daß er sich selbst nur bezweckt, soll man dem Dichter nicht wehren;
Wäre dies Selbst nur so groß, herrlich und weit wie die Welt!

15.

Heine's Produktivität.

Heine's Salon No. 4. wird bringen: Erstens ein Dutzend
Lieder, das einmal bereits stand im Salon No. 1.,
Dann die Gellert'schen Fabeln und Anekdoten von Müchler,
Ferner ein klein A-B-C nur für den Schulengebrauch,
Endlich zuletzt ein Excerpt aus Bröder's latein'scher Grammatik,
Mensa durchdeklinirt — Alles zusammen, damit
Man die Censur vermeide, auf zwanzig Bogen, nicht drunter!
Bin ich nicht immer noch jung, bin ich doch immer noch reich.

16.

H. Heine als Sänger „kolossaler Gliedermassen".

Keine der Boulevards-Daphnen, nach denen Du reimend gelaufen,
Wandelt wie einst dem Apoll je dir in Lorbeer sich um.

17.

Xenien.

Flatt're, beflügelte Schaar! Wenn Deine Spitzen nicht treffen,
Daß Dein Gefieder vielleicht dennoch das Auge ergötzt!

18.

Embarras des richesses.

Ziel' ich nach Norden zuerst, nach Süden, ziel' ich nach Westen,
Ziel' ich nach Osten? Es duckt ringsum satyrisches Wild.

19.

Der deutsche Buchhandel.

Nicht mit dem Genius im Bund, nein, nur im Bund mit dem Stahlstich,
Beut' ich Länder und Meer, Himmel und Taschen noch aus.

20.

Der Meßkatalog.

Alles verwelkt, es schwindet die Kraft, es versiegen die Quellen,
D'raus der Genius schöpft! Du nur gedeihest und blühst!

21.

Schiller-Industrie.

Hast es geahnt, auch Dein eigenes Ich, Dein Denken und Dichten
Ward dem Volke zur Kuh, die es mit Butter versorgt.

22.

Die deutschen Zeitungen.

Hocken einander sich auf und springen und zeugen und pflanzen
Gräulich ein gräulich Geschlecht gräulicher Lügen nur fort!

23.

Die deutschen Zeitungen.

Selber künden wir an, was Viktor Hugo geschrieben;
Doch Einrückungsgebühr zahle der Deutsche Poet!

24.

Non admittitur.

Sagt, wie hält man die Luft, wie hält man die Welle vom Strome,
Von der Sonne den Glanz, Wirkung von Ursach zurück?

25.

Die bedingte Preßfreiheit.

Ewig lesen wir nur von bedingter Freiheit der Presse.
Giebt's seit dem Wiener Congreß nicht die bedungene auch?

26.

Der Grammatiklehrer Th. Heinsius über Preßfreiheit.

Ehre Dir, daß du uns lehrst zur orthographischen Regel:
Schreibe stets so, wie Du sprichst! jetzo auch: So wie Du denkst!

27.

Der großmüthige Censor.

Hiebe, mein Freund, auf die Andern, die kann ich, die darf ich nicht dulden!
Für die Witze auf mich biet' ich den Rücken Dir gern.

28.

Die deutschen Universitäten.

Wasser zwar immer in's Faß der Danaiden! Doch leise
Gleitet es unten hinweg, wässernd die Mühl' und die Flur.

29.

Trost.

Tübingen, Jena und Halle — so lange der Eule Minervens
Hier noch ein Plätzchen verbleibt, fürchtet, o Deutsche, für Nichts

---

30.

Göttingen.

Weil Du im Zeitgeist nie, nie in dem Volke gewurzelt,
Machte ein einziger Sturm Dich auch entblättert und kahl!

31.

Bonn.

Grafen besuchen Dich viel und Prinzen halten Studierens
Halber sich gern in der Näh' Kölns und des Carnevals auf.

32.

Heidelberg.

Alt schon werden die Herren und stumpfer die Witze; doch hält Dich,
Der Honorare nicht zieht, Dein Professor Natur!

33.

München.

Der Dekan spricht beim Immatrikuliren:

„Unterschreiben Sie erst den Revers, daß Sie keine Verbindung
Je und irgend gehabt!"

Der Student antwortet:

„Mit der Minerva auch nicht?"

34.
Deutschlands Einheit. 1838.

Voller schon pulste das Herz, da schließt uns die südliche Kammer
Petri Schlüssel zu Rom, Lug aus Italien, zu.

35.
Gemischte Ehen.

Fluche nur lästernd dem Bund, den das Herz mit dem Herzen geschlossen!
Der uns die Liebe gebot, Jesus, der segnet ihn ein.

36.
Der protestantische Landwehrmann.

Vor dem Sanctissimum knie'n? So wißt, daß vor Gotte zu stehen
Aufgerichteten Haupts, unser Sanctissimum ist!

37.

Schönes Kompliment.

Gerne blieb' ich bei Euch, doch verzeiht dem Naturphilosophen,
Wenn's im Sande der Mark ihm nur ein Jährchen gefällt!

38.

Rückert.

Ich auch komme zu Euch; doch müßt Ihr dem Dichter gestatten,
Daß er im Jahr' etwa drei Monat zum Frühling entflieht.

39.

Der alte Kottwitz aus der Priegnitz.

Hol' Euch der Henker! Im märkischen Busch schlägt Finke und Sprosser
Und von dem Dichtergewächs nenn' ich den Kleist nur und Tieck.

40.

Der Berliner.

Zwar nicht glüht mir das Aug' in melancholischem Tiefsinn:
Aber im lachenden Blau spiegelt die Sonne sich hell.

41.

Weimar.

Nicht an Weiler und Stadt ist gebannt die Ehre der Deutschen:
Ueber die Lande hinaus wehet der Odem des Herrn.

42.

Freundliches Entgegenkommen zwischen Heilbronn und Köln.

Steine schenken sie sich, um ihre Dome zu bauen,
Wärest durch Zufall Du doch, Stein auch der Weisen, dabei!

43.

Die Pariser Steine von 1830 und die Biebericher von 1840.

Einstmals ließ man durch Steine sich blutig einander zur Ader;
Jetzo läßt man durch sie still sich das Wasser nur ab.

44.

Engerer Anschluß.

Erst im Kaffee, dann im Kattun, in der Seide, einig im Zucker —
Geht erst der Magen voran, folgt dann die Seele wohl auch.

45.

Vereinsmünze und die süddeutschen Weinreisenden.

Hoch auf Borussias Wohl! Denn mit den doppelten Thalern
Hat es dauernd den Preis nun des Champagners fixirt.

46.

Der deutsche Rhein.

Haben soll'n sie ihn nicht, sie soll'n ihn nicht haben, so lange
Zu dem Becker'schen Lied man noch die Arie sucht.

47.

Der freie deutsche Rhein.

Schon von den Alpen herab trägst Du die Farbe des Meeres!
Meerwärts walle, denn im Ozean da bist du frei!

48.

Die merkantilische Frage.

Ja, der Handel soll blüh'n, der Friede und friedlich Vertrauen!
Fiel' der Gedanke nur nicht schnarchend in schimpflichen Schlaf!

49.

Wirth und die Volkshalle.

Was mich an Fürsten verdrießt, das ist ihr ewiges Mißtrau'n;
Oder merkten sie nicht, wie Du gereift zum Lakai?

50.

Derselbe und Dieselbe.

Von der Tribüne herab — die Jugend mußte Dir lauschen.
In der Halle des Volks schallte nur wolkiger Hall.

51.

An Tausende.

Die ihr uns einstens geschmäht, Ihr lallt jetzt: Sie soll'n ihn nicht haben!
Wer für die Freiheit nichts weiß, weiß sich was als Patriot!

52.

Stüve und Dahlmann.

Beide habt ihr die Zeit in blindem Wahn einst verketzert:
Opfert der Reue den Kranz, den sie bewundernd Euch beut!

53.

Die Hannöver'schen Doctrinäre von 1832.

Feilscht nicht erst mit der Zeit, was Ihr duldet, was Euch genehm sey,
Sonst wirft zornig sie einst Kram Euch und Waag' an den Kopf!

54.

Das Herrmanns-Denkmal.

Einen Arminius gab's. Er schlug die Römer. Thusnelde
War sein liebendes Weib. Weiter weiß man von Nichts.

55.

Frage an Herrn von Bandel.

Fandest Du denn im Volk nicht einen geschichtlichen Helden,
Daß in der mythischen Zeit graueste Nebel Du griffst?

56.

Nacheiferung.

Voader, de groote Hannes, de het de Törken gesloagen?
Vor soo'n allmächt'gen Keerl, was ook keen Wunner daby!

57.

Hegeliter und Hegelinge.

Diese verfitzten wie Fliegen sich in dem logischen Netze:
Jenen hob sich im Zwang freier nach Freiheit die Brust.

58.

Auf Hitzigs Warnung vor Belletristik.

Besser, daß zehn Studenten sich die Carrière versperren,
Als daß ein einzig Genie unter dem Hofrath erstickt.

59.

Ruhm und Gold.

Ruhm, mein Knabe, entstand aus rumor. Erstere Sylbe
Ward dem Deutschen. Das or ließ man in Frankreich zurück.

60.

Der transatlantische Unbekannte.

Schriebest Du Englisch zuvor, wie würdest Du reißend gelesen!
Wer dem Deutschen gefällt, komm'.als ein Fremdling zu ihm!

61.

Lessing.

Endlich rechnen sie Dich, mein Lessing, Sänger des Nathan,
Auch den Classikern zu! Cotta ja hat Dich gekauft.

62.

Jean Paul.

Innig hast Du geliebt, Dein Volk! O kannst Du vergeben,
Wenn es den Titan vergißt, Bulwer und Bremer verschlingt?

63.

An Justinus Kerner.

Möglich, die Geister sind da; doch daß ich ihrer nicht glaube,
Ist das nicht eben so wahr? Ist's nicht mein menschliches Recht?

64.

Das Glück der Täuschung.

Fliehest Du, Hoffnung, so weit — so laß mir den täuschenden Schatten
Nur noch so lange zurück, bis auch mein Auge verlischt.

65.

Vergebliche Kritik.

Längst hat ein schärferes Aug' in Schillers Werken gesichtet;
Aber dem kindlichen Traum bleibt er vollendet und hehr.

66.

Goethe.

Doppelwirkender Nam', anziehend zum Haß und zur Liebe! —
Aber was Liebe! Was Haß! Wunder bestaunt man und schweigt.

67.

Der Torso.

Unvollendet für uns; für Dich vollendet, ein Ganzes!
Daß man so Vieles vermißt, zeugt nur für das, was Du gabst!

68.

Das Kind Bettina.

Rauher, mein Ariel, wird der Kritiker Hand, caliban'scher
Schon Dein eigenes Wort. Kehr' in den Äther zurück!

69.

Bitte an dieselbe.

Sey uns offen und wahr! Wirr' in das keusche Geheimniß
Deiner Liebe uns nicht täuschende Mythen hinein!

70.

Eckermann.

Tüchtig und ehrlich Dein Herz, philisterhafter Dein Denken,
Aber lederner noch konnte ein Riemer nur seyn.

71.

Das griechische Wörterbuch.

Autorität war Schneider, der Rektor billigte Passow,
Aber was Riemer gesagt, war ihm verwerflich und falsch.

72.

Seltsames Bedientenvorrecht.

Hassen könnt Ihr den Herrn; doch bin ich wieder von Allen,
Der ihn zu lieben auch ward Einzigster privilegirt.

73.

Goethe's Mitarbeiter.

Ich, ich hab' ihn gekannt, ich habe die Werke geschrieben,
Die sein unsterblicher Geist mir in die Feder diktirt.

74.

Yo el rey: Yo el servo.

Schlegel hebe sich weg! Weg Humboldt, Schubarth und Goeschel!
Ihn zu bewundern das ist Einem, und mir nur, verliehn.

75.

Persönliche Beleidigung.

Was an den Goethe'schen Werken man fehlerhaft findet, beleidigt
Mich persönlich, der ich die Correktur davon las.

76.

Riemer's Prophezeiung.

Einst wird kommen der Tag, wo in Deutschlands weitesten Gauen
Jeder Bauer den Faust fromm wie die Bibel verehrt.

77.

Frage.

Siehe, das wünschen wir auch, die wir den Genius ehren;
Aber Du meintest vom Faust doch nur das erste Fragment?

78.

Riemer's Antwort.

Nein, auch den zweiten Theil! Wer für die klassischen Wunder
Nicht genug Griechisch versteht, schlage mein Wörterbuch nach!

79.

Goethe's Haus.

Nicht in dem engen Gebäu mocht' ich den Genius suchen.
Draußen nur wehte mich an heilig die rauschende Ilm.

80.

Friedliche Beschränkung und deutscher Ruhm.

Wehmuth ergriff mich stets, sah ich die berühmten Gelehrten
Wohnen so einsam und eng, Jena, in Deinem Genist!

81.

Guter deutscher Trost.

Vater und Großvater schon sind vor dem Hause gewarnt dort!
Und noch der Enkel bewohnt's! Immer noch stürzt es nicht ein.

82.

Jenaer Ersatz.

Hier aus dem grünen Thal kam soviel geistige Größe,
Daß die verlorene Schlacht man in dem Ruhme vergißt.

83.

Leipzig.

Sind die Kuchen noch frisch und ladet noch immer das Tagblatt
Zum Schweinsknöchelchen-Schmaus, Liebe zum Stelldichein ein?

84.

Gewandhaus-Gefühle eines Durchreisenden.

Lerchengesang ist mir lieber als Lerchenbraten; doch wäre
 Bessere Table d'hote besser als Eure Musik!

85.

Schwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts.

Wunderlich! Dieser musikzerflossene Enthusiasmus
 Zeigt sich in Mendelssohntüll, Mendelssohnshäubchen hier an,
Mendelssohnsschneppen und -Slipsen, -Foulards und Mendelssohnsmänteln;
 Modisch gestaltet es sich, weil's vom Gewandhause kommt.

86.

Erfüllter Zweck der Musikfeste.

Göttlich brauste das Lied, die Speisen waren vortrefflich,
Und das hohe Entrée hatte die Kosten gedeckt.

87.

Liederkränze.

Singe, wem Gott die Gabe verliehen, aber bedenkt auch
In bedenklicher Zeit **was** sich zu singen geziemt!

88.

Ein süd- und ein norddeutsches Musikfest.

Säh' ich mein einiges Volk und entbrauste der jubelnden Kehle
In majestätischem Klang einst so der Freiheit Choral!

89.

Eidgenössisches Freischießen.

Völker versammeln sich hier, um nach der Scheibe zu schießen;
Träfe doch jeder Kanton lieber sein Schwarzes daheim!

90.

Thüranschlag im Hotel Baur zu Zürich.

Alles im englischen Styl, in jedem Zimmer die Bibel,
Sonntags predigt ein Pfaff — Uebrigens fermez les malles!

91.

Zwingli's Denkmal auf der Gränze von Zürich und Zug.

Hier auf dem Berg fiel Zwingli und dort im Thal Kapuziner!
Reicht die Vernunft nur so weit, als sie besiegelt mit Blut?

92.

Zürich.

Sonst wohl konnte nach Rom man den Weg über Herrenhut nehmen,
Sicherer jetzt und gebahnt geht er an Bluntschli vorbei.

93.

Ditto.

Wenn einst Rohmer vertheilt die Fürstenthümer und Kronen —
Giebt er in dankender Huld Bluntschli'n den päpstlichen Stuhl.

94.

Junge Doktrinärs à la Rohmer.

Geist in gemäßigtem Maaß, von Gemüth noch geringere Dosis
Und von Charakter vollends selten ein kleinstes Atom.

95.

Zur Schweizer Zoologie.

Nirgends sah ich so braun gewisse grunzende Thiere:
Fuhren vielleicht in dies Volk hier Kapuziner hinein?

96.

Hurter.

Wandern kannst Du nach Rom und legst Italienern zu Füßen
Vaterland, Bildung und Herz, Sprach' und germanischen Geist!

97.

An die Bürger von Schaffhausen.

Jagt ihn vom Heerde nicht fort und duldet den irrenden Priester!
Nur von dem donnernden Rhein wird sein Gewissen betäubt.

98.

Basel.

Ehrbar bin ich und alt, als Wappen führ' ich den Rindskopf
Und mein Wechselgeschäft schmückt mir die Hörner mit Gold.

99.

Lausanne.

Rosen auf Alpenschnee und sonnengolden die Traube;
Aber ein pfäffischer Geist malt Euch das Alles in Grau.

100.

Französische Schweizer.

Gouvernantenmoral und pietistischer Clubbgeist:
Eins nur versöhnt mich mit Euch, höflich seyd Ihr und rein!

101.

David Strauß.

Darin auch find' ich Dich groß: Du schweigst und freust Dich des Schweigens,
Während im Tagesgeschwätz Andre verplappern den Ruhm.

102.

Gustav Pfizer.

Armer Vogel, Du trugst zum Nest Folianten zusammen,
Zündest es an und verbrennst, ohne ein Phönix zu seyn.

103.

Lenau.

Wie ein Schmetterling flog Dein melancholisches Dichten
Um die Flamme schon längst, ach und es stürzte hinein!

104.

An Franz Dingelstedt.

Misch' Dich in's Oberamt nicht, nicht in die Knöpfle und Spätzle!
Rathe zu Schwäbischem nie, rathe dem Hofe was deutsch!

105.

Klugheitsregel.

Trägst du ein neues Kleid, so nenn' es immer ein altes,
Weil du dem Vaterland sonst aristokratisch erscheinst.

106.

Der Wirth am Berge.

Hadern auch wollen mit Dir daheim ein Pfizer und Uhland,
Aber nach Außen erscheinst immer Du würdig und groß!

107.

Hofrath.

O, ich hätte des Raths so viel den Höfen zu geben,
Daß ich selber vielleicht nähme ein Hofrathpatent!

108.

Bedingung.

Sey nur gewaltig der Fürst! Auch müßt' ich einsam ihn sprechen,
Tief in das Auge ihm sehn, tief in die Seele er mir!

109.

Sonderbarer Schwärmer!

Manche von unsren Monarchen, wenn ihre Finanzen erschöpft sind,
Ziehn die Posa's nicht, Poserts, die Spieler, zu Hof.

110.

Die Beschneidungsfrage in Frankfurt am Main.

Unsere loyale Censur beschneidet den ewigen Juden,
Wie der Jude bei uns ewig beschnitten auch bleibt.

111.

Köln.

Wenn Dir O'Connel gefällt — man kann den Geschmack nicht belehren....
Aber es widert sein Lob, kommt es aus pfäffischem Mund.

112.

Georgi in Gießen und Darmstadt.

Deutschland, glückliches Land, wo der Wahnsinn sitzt zu Gerichte
Und in dem ständischen Saal taumelnd ein Trunkenbold lallt!

113.

Deutsche Wählerklugheit.

Weil uns zum Städtchen schon längst ein kleines Chausseechen gefehlt hat,
Wählen den Teufel wir Euch, wenn ihn der Amtmann empfiehlt.

114.

Realismus.

Ja, wir sind ein prosaisch Geschlecht! Wer schwärmte, wer glüht noch!
Halt! Ein schwindelnder Geist faßt uns für Aktien noch!

115.

Die Gewaltigen.

Was mich an Fürsten empört, das ist ihr Ritzen der Seele,
Das ist die grausame Hand, die sich am Geiste vergreift!

116.

Prophezeiung.

Einstens noch wird, nach dem Spruch, die Wahrheit von Dächern
gepredigt;
Baut ihr schon darauf hinaus deßhalb die Dächer so platt?

117.

Klage.

Oftmals in zweifelndem Muth, in falschem Wahne der Dichtung
Sucht' ich die Dämmerung auf, wünschte katholisch zu seyn.
Jetzo wünsch' ich es wieder, doch nur um berechtigt zu streiten
Mit im heiligen Kampf für das erwachende Licht.

118.

Ronge.

Luther schon nennen sie Dich: wo aber entwüchse ein Philipp
Oder ein Friederich noch unsrem Monarchengeschlecht!

119.

Andre Zeiten.

Riefen nach Frankfurt sie Dich, es sprächen wohl Bundesgesandte:
Münchlein, Münchlein, Du gehst einen verzweifelten Gang!
Aber die Excellenzen, sie klopften vertraulich die Schultern
Nimmer dem Münchlein, wie einst Luthern ein Edler in Worms.

120.

Eines aber träfe zu.

Kämst Du bei Eisenach an, so sprengten die edlen Gensd'armen
Wohl aus dem Thüringer Busch, Glatz wird Wartburg für Dich! *)

121.

Schneidemühl.

Ja, was giebt es noch Wald, der zu Planken gesägt in der Mühle,
Nützlicher über den Strom, als in den Wildnissen rauscht!

122.

Eine Aufgabe für Polizeirath Duncker.

Ungenäheter Rock, steckt hinter Dir auch Communismus?
Stand mit den Priestern vielleicht Nabel und Weitling im Bund?

---

*) Hat sich jetzt erfreulicher gewendet. Spätere Note.

123.

Probe.

Wenn das verkrüppelte Recht und was sonst im Vaterland siechet,
Würde vom Rocke geheilt, wär' es der ächte des HERRN.

124.

Köln.

Brächtest dem Bischof Arnoldi du Millionen von Fackeln,
Schwarz selbst am Tage erscheint Kölner und Trier'sche Nacht.

125.

Wunder.

Krankheit heilte der Rock? Gewiß, er heilte die Seelen,
Riß sie von Römischem los, gab uns zurück die Vernunft.

126.

An den Bischof Arnoldi.

Kurz war, Pfaff, Dein Triumph! Du freveltest an dem Jahrhundert
Und das Jahrhundert, es nahm Rache am päpstlichen Stuhl!
Rathlos nahmst Du den Rock aus der staubigen Truhe der Zeiten,
Stelltest ihn Kranken zur Schau, Weibern und kindischem Volk;
Aber es rissen dafür die Näthe der einigen Kirche
Und mit vernichtetem Blick schaust Du jetzt zitternd gen Rom!

127.

Guido Görres.

Rührender Unschuldswahn! Wie der Alte noch trabt Rozinanten
Klatscht das Söhnchen und schult tapfer sein Pferdchen von Holz.

128.

Der kleine Jason.

Argonautisch besinge der Rockfahrt heilige Mythe,
Ja, mein Söhnchen, das thu'! Singe, Jasönchen, Dich selbst!

129.

Heil. Windeln.

Liegen nicht irgendwo des Heilands heilige Windeln?
Guido machte darin gern noch ein Windelgedicht.

130.

Deutsche Professoren.

Heute noch führt man das Wort beim Champagner für Freihei und Wahrheit,
Morgen erklärt ein Protest nüchterner, wie es gemeint.

131.

Professorengeburtstagsständchen.

Unten, da jodelt im Chor die Jugend dem kühnen Professor —
Während sich oben ihr Mann höflich vor Höflingen bückt.

132.

Besinnung.

Zieh den Stachel zurück, Epigramm! Die Fürsten in Deutschland
Ziehn nur die Klingel und gleich weis't Dir den Weg ein Gens-d'arm.

133.

Geschichte.

Achte der Gegenwart nicht, sie wird Dich nimmer verstehen,
  Lege zukünftiger Zeit gläubig Dein Haupt in den Schooß!
Achte der Mächtigen nicht — es kommen und gehen die Zeiten,
  Einst nach gerechterem Plan ordnet sich Clio, was lebt!
O wie schrumpfen sie ein, die jetzt der Purpur bekleidet,
  Wenn der Historiker einst sichtet und richtet und schreibt!
Flattern seh' ich im Geist mit traurighängendem Fittig
  Leichenvögel um Dich, prahlende Wirklichkeit, schon!
Träume schon scheint ihr zu seyn, vergessene Mythen und Sagen,
  Wenn man im Index Euch sucht, Namen und Herrscher von heut!
Zittern erregt ihr dann nur, wenn einst von hölzerner Schulbank
  Noch ein gelehrter Pedant Eure Verdienste erfrägt!

130.

Deutsche Professoren.

Heute noch führt man das Wort beim Champagner für Freiheit
und Wahrheit,
Morgen erklärt ein Protest nüchterner, wie es gemeint.

131.

Professorengeburtstagsständchen.

Unten, da jodelt im Chor die Jugend dem kühnen Professor —
Während sich oben ihr Mann höflich vor Höflingen bückt.

132.

Besinnung.

Zieh den Stachel zurück, Epigramm! Die Fürsten in Deutschland
Ziehn nur die Klingel und gleich weis't Dir den Weg ein Gens-
d'arm.

133.

Geschichte.

Achte der Gegenwart nicht, sie wird Dich nimmer verstehen,
  Lege zukünftiger Zeit gläubig Dein Haupt in den Schooß!
Achte der Mächtigen nicht — es kommen und gehen die Zeiten,
  Einst nach gerechterem Plan ordnet sich Clio, was lebt!
O wie schrumpfen sie ein, die jetzt der Purpur bekleidet,
  Wenn der Historiker einst sichtet und richtet und schreibt!
Flattern seh' ich im Geist mit traurighängendem Fittig
  Leichenvögel um Dich, prahlende Wirklichkeit, schon!
Träume schon scheint ihr zu seyn, vergessene Mythen und Sagen,
  Wenn man im Index Euch sucht, Namen und Herrscher von heut!
Zittern erregt ihr dann nur, wenn einst von hölzerner Schulbank
  Noch ein gelehrter Pedant Eure Verdienste erfrägt!

134.

Berlin.

Nun, mein helles Berlin, jetzt grüßen die Xenien Dich auch!
Schaff' uns ein gutes Logis! Hast doch nun endlich Hotels!

135.

Musen und Grazien.

Sey doch nicht allzustolz! Du trägst Nicolais Perücke,
Ist sie auch quäkerisch jetzt oder teutonisch frisirt.

136.

Die Sandbüchse.

Immer die alte Sucht des Besserwissens und Könnens,
Gegen die Sonn' und den Mond immer der alte Protest!

137.

Spontini.

Maestro, belächle mit Stolz die Tadler Deiner Posaunen!
Rellstab, der Artillerist, führte Kanonen ins Feld.

138.

Wahrheit und Dichtung.

Alles ist friedlich und still, auf der Bühne nur lärmen die Trommeln
Und die Begeisterung blitzt in Colophonium auf!

139.

Friedrich II. im „schlesischen Feldlager".

Weiter und weiter entrückt die Perspektive des Alten —
Neulich schon spielt' ihn bereits täuschend ein Kind vom Ballet.

140.

Tieck, der verantwortliche Verfasser des Libretto.

Andern verdirbt er den Ton, verpönt die jüngere Lyra,
Greift er nun selber hinein, ist es Spektakel und Wust

141.

Gutachten.

Schicken Sie's nur zurück nach Sanssouci! Nimmer gestatt' ich,
Daß hier ein Drama gefällt, dessen Verfasser mein Feind!

142.

Niedrige Poeten-Schmeichelei.

Was ist ein Heldentriumph, was ist der Zug Alexander's
Gegen bequemes Relais-Reisen im Wiener Coupé

143.

Prinzessin Amalie v. S.

Sinnige Dichterin Du! Dein humoristischer „Oheim“
Wiegt mir Dutzende auf Oktaviäne von Tieck.

144.

Maaßstab.

Liebend soll der Poet des Volkes Schmerzen belauschen
Und dem gemeinsamen Weh opfern ein strömendes Herz.

145.

Tieck's Blaubart.

„Mondbeschienene Nacht,“ einst schienst Du Götter zu bergen;
Aber das Lampenlicht ließ hölzerne Puppen uns sehn!

146.

Aesthetische Reaktion.

Alte Kater sind gut, moderne Mäuse zu fangen;
Aber mit Stiefeln? . . . o weh, Hinze brach sich das Bein.

147.

Der Humor davon.

Alles zurück, der Staat, die Kirche, die Schule, das Leben,
Auch die Künste zurück, rückwärts die Literatur!
Doch ironisch Geschick! Antigone mußte uns lehren,
Daß es den Göttern gefällt, wenn man die Todten begräbt.

148.

Am unrechten Ort.

Freiheit der Karrikatur ist Karrikatur nur der Freiheit.
Narren bedürfen des Zwangs, Weise bezwingen sich selbst.

149.

Schleiermacher.

Kalt wie die Säule des Memnon und nur harmonisch erklingend,
Wenn ihn die rosige Gluth seiner Gedanken beschien.

150.

Der Mystagog.

Daß er den suchenden Geist nur führt an die Pforte der Schule,
Ist es die Folge vielleicht, weil er Schulpforte besucht?

151.

Janus ist Chaos.

Jupiter, Jao und Jo, Jehova, Chaos und Janus —
Und in dem Gähnen zuletzt find' ich noch mythische Spur.

152.

Steffens.

Gebe der Genius uns, in solcher Liebe zu flammen
Für die Wahrheit, wie Du irrend für Falsches geglüht!

153.

Der zehnte Band.

Dreifacher Index am Schluß und doch kein Faden, der sicher
Aus dem Labyrinth Deiner Verirrungen führt!

154.

Rückert.

Hast Du zuviel Dich genährt mit der Lyrik grünen Gemüsen,
Gehn nun in Dünndiarrhöe, Aermster, die Dramen Dir ab!

155.

Die Brüder Grimm.

„Oefters citirten wir wohl im Buch den verbannten Professor,
Aber zu Kuchen und Thee nimmer citirten wir ihn!"

156.

Einmal ist keinmal.

Pocht sie denn ewig ans Thor, die vaterländische Mahnung?
Einmal erklärten wir uns: laßt uns doch ferner in Ruh!

157.

Gelzer.

Habt ihr des Mannes gekannt und je den Namen vernommen?
Aber des Herren Aug' späht die Gerechten sich aus.

158.

Der neue Janustempel.

Offen stehet sein Thor und Hitzig läutet die Glocken,
Doch der politische Pfaff bleibt mit dem Küster allein.

159.

Ein Privatum.

Hitzig rufet hinaus: „Nur eine Person noch, nur eine!
Mindestens eine! Denn tres faciunt collegium!"

160.

Ein Publikum.

Ködern soll endlich Moreto, des Publikums Sprödigkeit aber
Weist ihn trotz Hitzig-Perin Donna-Dianenhaft ab.

161.

Ernst von Houwald.

Undankbares Geschlecht! Dem Deutschen muß man erst sterben,
Ehe man, daß man gelebt, ihm in Erinnerung bringt.

162.

Verdammniß.

Größer nenn' ich das Glück, mit Hegel und Kant in der Hölle,
Als mit Hengstenberg einst im Paradiese zu seyn.

163.

Die Bernsteinhexe.

Anfangs ersonnen für Strauß und plötzlich auf höheren Beifall
Richtet den Stachel des Werks gegen sich selber der Pfaff.

164.

Die ursprüngliche Absicht.

Fälschen ließen sich leicht die Evangelienmythen,
Deßhalb fälscht' ich zum Scherz pommersche Mythologie.

165.

Andre Wendung.

Aber jetzt dreht sich der Wind, ich werde bewundert bei Hofe,
Duncker und Humblot befiehlt Salbung und mystischen Zweck.

166.

Karl Beck.

„Ich trinke meine ganze Seele der Menschheit zu."

Trinke Falerner uns zu, trink' Rheinwein oder Tokayer!
Humpen, mit Seele gefüllt, machen die Kehle nicht naß.

167.

Rührendes Bauer-Stillleben.

Brüder beloben die Brüder und Schwäger und Brüder die Vettern
Und schon die Schwägerin lehrt Vetterchen brüderlich Lob.

168.

Die Literarische.

Jegliches Buch, das erscheint, weißt du in Fächer zu stellen,
Und in's Fach: „Polizeiwissenschaft" stelle dich selbst!

169.

Der Maler Güdin in Berlin.

„Etwas bläuliche Luft, ein bischen Wellengekräusel!“ —
Hundert Dukaten, Madame! Ach, wie so wenig mein Herr?

170.

Internationale Industrie.

Tausende malt nach Paris der Pinsel des neuen Fa Presto,
Aber in Schlesien dafür hebt sich die Leinwand im Preis.

171.

Die Seehandlung.

Stechen sie auch in die See die Oderkähne und treiben
Wellen vom Meere das Rad schlesischer Mühlen herum?

172.

Die Berliner Narrenvereinsstifter.

Carneval habt ihr vollauf! In der Vossischen Zeitung bewerfen
Täglich die Narren sich schon, wie auf dem Corso, mit Mehl.

173.

Nutzen der Seehandlung.

Knönagel, gieb Dich zur Ruh'! Was Mehl! Was schlesische Leinwand!
Anlehn macht sie für uns ohne die Constitution.

174.

Das Nautische an der Seehandlung.

Flotten versendet sie nicht, sie hat nur im Lande Gewerbswohl
Und die Constitution borgend zu Wasser gemacht.

175.

Gewisse Conzessionen.

Erst da thun sie, als sprächen sie nur die Sprache der Götter
Aber, o Wunder, mit Eins reden sie menschlich wie wir!

176.

Den vornehmen Geistern.

Nur wer die Sprache der Zeit belauscht, ist weise zu nennen,
Und der Weiseste Der, der sie am reinsten versteht.

177.

Ἀναγκη.

Ungestraft wohl kann man den Geist der Zeiten verkennen,
Aber sie rächen sich schwer, wenn man die Formen umgeht.

178.

Ein Symbol evangelischer Unschuld?

Schön ist des Schwanen Hals und rein sein Gefieder, doch ist nicht
Pfäffisch sein schlorrender Gang, zornig und tückisch sein Blick?

179.

Der Centralverein.

Staunen muß ich, wozu Berlin weiß Alles zu nützen!
Ueber der Armuth studiert's „parlamentarischen Takt!"

180.

Berliner Opernhaus.

Ist man zu stolz bei uns, von Paris die Queue zu entlehnen
Oder haben wir selbst Zöpfe im Lande genug?

181.

Das kupferne Zeitalter.

Traurige Dichterzeit! Das Publikum kennt die Talente
In dem Falle nur an, daß sie ihm dienende sind.

182.

Raumer „ein Lump"!

Frankreich, was thätest Du, wenn „ein Dichter" einen Gelehrten,
Ist er auch Liebling Dir nicht, dennoch so bübisch beschmutzt?

183.

Heinrich Heine.

Aristophanischer Schmutz ist jetzt das Allermodernste?
Diesem dann ward es nicht schwer, schmutzig zu seyn und modern.

184.

Besseres Gedeihen.

Deutsche Erde bedüngt nun der Mist afrikanischer Vögel,
  Unsre Literatur liefert den Guano sich selbst.

185.

Spekulative Reue.

Noch im Grabe nicht kalt beschimpft' ich den Börne ..... o Dummheit!
  Nächstens, gemüthliches Volk, preis' ich Dir Platen dafür!

186.

Moderne Rhetorik.

Macht sich die Thräne hier gut? Macht besser sich lachen? Ich prüfe,
  Ob sich das Lachen, ob hier besser die Thräne rentirt.

187.

Der edle Charakter.

Protestirst Du den Wechsel, so spöttl' ich Deines Verstandes,
Acceptirst Du ihn, dann, rühm' ich, cher oncle, Dein Herz!

188.

5000 Auflage.

Aufwärts zu höherem Flug versagt ihm die Schwinge der Dichtkunst,
Dennoch zu locken das Volk zieht er die Hosen sich ab.

189.

Würdige Stoffe.

Wo ist der deutsche Poet, der seinen Verleger besungen,
Wenn er die Austern bezahlt oder Champagner ihm schenkt!

190.

„Der Dichter.“

Dichter mit Gänsefüßen? Dies Zeichen darf Dich nicht wundern,
In Parisischem Koth watscheln die Adler doch nicht.

191.

Schlechte Kameradschaft.

Gleich ist uns Allen der Feind! Doch widert ein solcher Geselle,
Der statt des Bleis aus dem Rohr Unrath aus Spritzen verschießt.

192.

Weltruhm.

Weit erschallte mein Ruhm, zwei Welten hallen ihn wieder!
Wenigstens steht er gedruckt in der Revüe des deux Mondes.

193.

Freiligrath.

Säen wolltest Du Freiheit und hast Du nicht Witze gerissen,
Riß Dein edleres Wort Furchen dem Zwecke doch auf!

194.

Unterschied.

O wie verehr' ich, was wahr! Ich kann selbst dem Feinde nicht zürnen,
Wenn mich zu hassen ihn drängt Wahrheit der eigenen Brust.

195.

Immermann.

Herrlich blühte das Feld, die Aehren senkten die Häupter —
Alles zur Ernte bereit! Und nun der Schnitter — der fehlt!

196.

Die politische Wochenstube.

„Neidisch“ nennst Du mich, Prutz, und leider muß ich beneiden
Shakesspeares Komödien wohl, aber die Deinigen nicht!

197.

Heinrich Laube, die Birchpfeiffer preisend.

Nennst Du Biscuit, was bis jetzt für Pumpernickel gegolten,
Pumpernickelst Du Dir bald auch Dein eigen Gebäck.

198.

Resultat.

Viele bevölkern die Bühne, doch einst wird richten die Nachwelt,
Wenn sich vom Puppengebild trennt der empfundene Mensch.

199.

Bundestags-Fortschritt.

Endlich gestand man das Recht, den Räuber seines Vermögens
Zu verfolgen als Dieb auch dem Dramatiker zu.

200.

Unterscheidung.

Was ich selber erfand, das nenn' ich ein Originalstück;
Was ich Andern entlehnt, nenn' ich ein Drama schlechthin.

201.

Zugeständniß.

Wo ich Wort für Wort ein englisches Drama verdeutschte,
Sag' ich wenigstens: „Nach einem englischen Plan!"

202.

Uebersetzungs-Schacher.

Wie im Lottogeschäft vertröd'l ich französische Stücke,
Auf ein Dutzend und mehr kommt wohl ein Treffer heraus.

203.

Thaliatheater in Hamburg.

Sämmtliche Mimen heraus! Heraus Uebersetzer! Direktor!
Schneider und Dekorateur! Und noch zuletzt der Souffleur!

204.

Das . . . Theater.

Carlos und Romeo spielen hier silberlockige Greise
Und bei Juliens Kuß wackeln die Zähne im Mund.

205.

Zopf und Schwert.

Liebe erwarb mein Stück für Preußens deutsche Gesinnung;
Dennoch verboten sie dir's! Weil —? Tel est notre plaisir!

206.

Ehrenrettung der Schauspieler.

Die die Würde der Kunst zuerst mit Füßen getreten,
War die gemeine Kritik, die sich zum Lobe verkauft.

207.

Nationalität der Kunst.

Frankreich gefällt's, wenn der Mime sich hebt auf hohem Kothurne,
Uns, wenn natürliches Spiel prisend und hüstelnd sich bückt.

208.

Antecedention.

Hoch verehr' ich Merkur, doch wird mir die Elle zuwider,
Blickt aus dem Schauspielervolk rings der Commis-Voyageur.

209.

Die Göttin des Gedächtnisses.

Immer im Musenchor war Führerin sonst Mnemosyne.
Dank den Souffleuren! Jetzt kommt Mnemosyne zuletzt.

210.

Bescheidenes Kunststreben.

Hätte ein Mime die Macht von Königen oder Ministern,
Sämmtliche deutsche Kritik würde gehängt und geköpft.

211.

Die Freiheit der Bühne.

Lasset dem Volke nur dies! Das bischen Rumoren und Lärmen,
Das es zuweilen noch juckt, tobt im Theater es aus.

212.

Ein Andermal!

Ruhe nun Bogen und Pfeil! Der Köcher füllt sich zu Rande,
Wenn Du vollends noch zuletzt grollend der Bühne Dich nahst

213.

Xenien-Tod.

Nur was von einigem Werth kann durch die Xenie sterben;
Das, was allzugering, stirbt in sich selber schon ab.

214.

Die Xenien.

Wart! Gottloses Volk, man wird Dich Frömmigkeit lehren!
Fromm, wir sind es schon längst! Fromm in den Wünschen gewiß.

215.

Entgegnet!

Aus ist für heute der Schmaus! Ich lade mich gerne zu Gaste,
Wer mir zu dienen gewillt. Nur nicht mit Leipziger Kost!

216.

Bitte.

Bringt uns in Folio nicht um mit schaal abhandelnder Breite!
Lieber ein einziger Stoß, sicher und treffend gezielt!

217.

Fortsetzung folgt.

Und so sey es genug! Wir sehen uns wieder, wenn irgend
Wo es des Stachels bedarf oder zu kränzen ein Haupt.

Epilog.

Wie es uns manchmal ist.

O halte, Herz, o klopfe, Brust
So stürmisch nicht mit Werdelust
  In unermess'ne Weiten!
Dem Auge wird es wie ein Traum,
Die Hand greift zitternd in den Raum
  Und will mit Geistern streiten.

Ich fühl's, wie eine neue Welt,
Ein Sehnen selig mich befällt,
  Als zögen mich die Sterne!
Die armen Sinne tragen's nicht —
O vor den Augen, welch' Gedicht!
  Sie folgten ihm so gerne.

Vorrede

zur ersten Ausgabe.

Der größte Theil der hier mitgetheilten biographischen Skizzen wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden Geschichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an Begebenheiten, welche weniger für die Menschheit, als für den Papierspeculanten einigen Werth hatten. Man hat sich seit der Julirevolution ein sclavisches Interesse für Politik angewöhnt und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen; ein Servilismus, eben so thöricht, als jener, welcher in der Restaurationszeit herrschte, wo man sich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthusiasmirte. Es ist doch genug dafür gesorgt worden, die Zeit unannehmlich, nüchtern und unpoetisch zu machen.

In einer solchen zieht sich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig seitwärts und beobachtet die Menschen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beob-

achtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die schweren Geburten der Ministerien und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klassifiziren in Meineidige, Servile, Dummköpfe, Glückspilze, Staatsphilosophen, Kammerherren u. s. w. Ein jeder dieser öffentlichen Heroen zieht einen langen Schweif von kleinen „Evénemens“ nach sich, in welchen sich seine ganze Erscheinung hüllt, so daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer ist, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten besser auf den Schein, Manche sind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige stehen sogar noch im Vorgrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harnisch wie St. George glänzen und unsichtbar von Engeln geschützt werden, die wir vom Himmel auf- und niedersteigen sehen — kurz, das Interessanteste sind nicht mehr die Begebenheiten, sondern die Menschen.

Die Präcedentien! Dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeschichte Europa's und fordert Rechenschaft von der Apoplexie und der Paralyse, welche von einer großen und titanischen Vergangenheit übrig geblieben ist. O könnte man tilgen, was geschehen ist! Könnte man die Bücher all verbieten, welche die Wahrheit an die Nachwelt überliefern!

Ich gestehe, daß ich neben dem Zwecke der Charakteristik auch noch einen künstlerischen hatte und ich muß mir deßhalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen lassen.

Einmal wird man sagen, ich sey, um nur die plastische Einheit und Ruhe in meine Auffassung der Individualitäten

zu bringen, oft sehr mild und schonend zu Werke gegangen und hätte durch manchen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigte, was aber auch die Menschheit beleidigt. Doch wird dies immer eine Consequenz seyn, die, wenn ihre Prämissen nur da waren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Mißlichkeit der Zeiten entschuldige mich! Ich habe die Blumen der Poesie auf die schlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre oder die offenen Schäden ihres Verstandes zu verdecken, sondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr steht über Allen und wie mitleidig Ihr seyd mit der fremden Schwäche und dem allzuzähen feindlichen Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes!

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künstlerische ist, einem Vorwurfe ausgesetzt seyn, den ihnen die biographische Kunst selbst macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil sie die Rivalität der Geschichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt stehen und sie recht viel Raum geben sollen für die kleine Detailentwickelung des Privat-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darstellungen, denn sie wissen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Rosa aufsteht, ob Wellington gern geräucherten Schinken ißt oder ob O'Connel sich ein Tagebuch hält, worin er seine Ideen niederschreibt. Hier werden meine Berichte immer lückenhaft bleiben und ergänzt werden müssen von Varnhagen von Ense, Dorow oder sonst einem biographischen Denkmalsetzer, der noch andere Quellen zu benutzen Gelegenheit hat, als das große aufge-

schlagene Buch der Geschichte. Ich habe nichts gethan, als aus den objektiven Klammern der Geschichte das Alles abgelöst, was auf Rechnung der Charaktere kommt, welche dies oder jenes Faktum entweder selbst gemacht oder doch gebilligt haben. Nur Menschen wollt' ich schildern, bei denen sich nichts verstecken durfte und bei denen das Nebendetail der Privatverhältnisse so unbedeutend ist, daß sie nicht vermißt werden.

Frankfurt am Main, 1835.

Vorbemerkung

zur neuen Ausgabe.

Seit 1835 haben sich von den hier vorgeführten Charakteren wohl manche Thatsachen, aber nicht die Gesichtspunkte ihrer Beurtheilung verändert. Es konnte durch jene bei dieser neuen Bearbeitung Manches berichtigt werden, im Uebrigen aber durfte die ursprüngliche Fassung bleiben. Neu hinzugekommen sind: Karl Johann, Friedrich Wilhelm III., Altenstein, Oelsner, Shelley, Schleiermacher, Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, Wilhelm Schadow, Friedrich von Raumer und Georg Büchner, den politischen sollten sich auch einige literarische Charaktere anreihen.

Im Ganzen wird der Deutsche bei solchen und ähnlichen Skizzen jene „Gunst der Zeiten" vermissen, die uns erlaubt, die Wahrheit ohne alle Umschweife zu sagen. Wie lange wird es noch dauern, bis wir zu jener unangefochtenen Freiheit des Urtheils kommen, die z. B. Lord Brougham, einst Lordkanzler von England, in seinen „Staatsmännern unter

Georg III. und IV." anzuwenden wagen konnte! Von all den verschleierten Disciplinen, die bei uns für wissenschaftliche Forschungen ausgegeben werden, verdienen unsre Darstellungen der neuern Geschichte den wenigsten Glauben. Wir besitzen z. B. noch kein Buch, in welchem ein anerkannter Forscher gewagt hätte, offen und frei die Geschichte Friedrich Wilhelms II. von Preußen darzustellen. Und doch wären freisinnige Rückblicke auf die nächste Vergangenheit für die nächste Zukunft so belehrend.

Eine Menge Druckfehler und Entstellungen der ersten, minder vollständigen Ausgabe sind in dieser neuen weggefallen.

Frankfurt im Januar 1845.

Inhaltsverzeichniß.

Wie es uns manchmal ist.

O halte, Herz, o klopfe, Brust
So stürmisch nicht mit Werdelust
  In unermess'ne Weiten!
Dem Auge wird es wie ein Traum,
Die Hand greift zitternd in den Raum
  Und will mit Geistern streiten.

Ich fühl's, wie eine neue Welt,
Ein Sehnen selig mich befällt,
  Als zögen mich die Sterne!
Die armen Sinne tragen's nicht —
O vor den Augen, welch' Gedicht!
  Sie folgten ihm so gerne.

Ein Ton will aus der Brust hervor,
Erst leise, aber nun ein Chor
Von hunderttausend Kehlen.
Die Seele schwimmt im Töne=Meer;
Wenn das der Tod, wenn's Leben wär',
Sie wüßte nicht zu wählen.

Du gottgeschenktes Dichterwort,
Flieh' nicht von meinen Lippen fort,
Laß mich die Zauber bannen!
O Wunder, hemme Deinen Lauf!
Den Griffel her! Ich schreib' es auf —
Flieh' nicht sobald von dannen!

Doch — arme Kraft! Die Schwinge sinkt
So schnell wie eine Wimper blinkt,
Die That verwelkt im Keime!
Von einem Götteraugenblick,
Vom Himmlischsten blieb nichts zurück
Als diese kleinen Reime.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Zweiter Band.

Oeffentliche Charaktere.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Vorrede

zur ersten Ausgabe.

Der größte Theil der hier mitgetheilten biographischen Skizzen wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden Geschichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an Begebenheiten, welche weniger für die Menschheit, als für den Papierspeculanten einigen Werth hatten. Man hat sich seit der Julirevolution ein sclavisches Interesse für Politik angewöhnt und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen; ein Servilismus, eben so thöricht, als jener, welcher in der Restaurationszeit herrschte, wo man sich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthusiasmirte. Es ist doch genug dafür gesorgt worden, die Zeit unannehmlich, nüchtern und unpoetisch zu machen.

In einer solchen zieht sich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig seitwärts und beobachtet die Menschen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beob-

amerika, und Girolamo besuchte sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napoleone so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral oder wenigstens ein König werden sollte und doch ihr lieber und gegen sie artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! Dort lag sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige gebar, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre! Hier seufzt Madame Lätitia; aber der weise Kardinal fährt fort: „Ich hatte den Pabst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können: aber wollte er?"

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kommt, Fesch?" Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!" Wahrhaftig, so sprechen diese Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie — die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere selbst. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hatte einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, den Jammer seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverlässigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlschlug; denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so auffätzig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, welche als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren oder die durch Intrigue bald einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wie bald auch ihre Wirksamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unsrer Verhältnisse blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, welche die spätere Restauration adoptirte, obschon sie Ausflüsse der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschriten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Konsul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die *Lieferungen* bei der Armee, um sich zu bereichern, und mach-

ten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Spekulationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen holländischen Poldern mit einem fürchterlichen Defizit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach. Er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn“ und schrieb ihm Einmal über das

Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander verheirathen; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser weit schwieriger zu deprinzipalisiren ist, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur die Söhne Murats, dieses P a r i s unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social und die wohlfeile, bequeme und *freie* Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Ele-

ment hat die ganze Familie auseinandergesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt sein kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichsstadt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubt er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders keck ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Macchiavells Fürsten studirt

er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern und liebt es von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter und Schwägerin Bernadottes von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Palläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß soviel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb und die neue Kohlen auf Napoleons *Haupt sammelten*, vermehrten das Mißverständniß, so daß

Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Allirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war und seinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgils zu träumen und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten

Zwecke studirt und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maaßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf S. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben und nie, nie vergessen würden!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König hätte abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt hätte um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel *republikanische* Gebete gerichtet hätte. Seine Minister woll-

ten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? fragte er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner, wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich unwillkürlich zu republikanischen Grundsätzen neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen

Insurrektion im Lager von Forli starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebte und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll; Verdienste, die Frankreich später in Straßburg und Boulogne nicht mit der Kaiserkrone belohnen wollte.

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden und es wurde nur ein König aus ihm. Mehr als alle übrigen hatte er von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amusant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Mensch, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte, er besucht es oft, und Würtemberg öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates.

Von Napoleons Schwestern lebte 1835 nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder begeistert an und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der brüderliche Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst die alten Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch sein eignes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borghese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciochi hinterlassend, von welchen der eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier ausströmenden Descendenzen verschwimmen allmälig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hie und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Gene-

ration oft im Theater, und bewundert die Physiognomieen, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist von Natur nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, *excentrisch in* Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte.

Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg auf Andere übertrug und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannichfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik glänzende Beförderungen erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilische, eine andere ist Erbin des schwedischen und eine dritte Erbin des hechingischen Thrones. Das Schicksal der Söhne ist bekannt.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind erstickt; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich, aber die, welche die Despotie zerstückeln und Erben des Despotismus sein wollen, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das ganze un-

ermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche ein so großes Ganzes theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Auch eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und höchst wahrscheinlich doch nur wurmstichige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unserer Tage" ohne Flecken bliebe und die Geschichte um einen Mann trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

Talleyrand.

Frau Grandt und der Monat Mai mögen besser wissen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falsch geschworen hat; die Geschichte sagt, daß er es sechsmal that.

Sie liebt ihn aber und moralisirt nicht; Talleyrand war kein gewöhnlicher Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte sich nie, er lief nicht.

Hat man sich je mit mehr Grazie in die Zeitumstände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von seinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel schlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandostab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm seine Reden schrieb.

Talleyrand suchte die schroffen Kontraste der Geschichte auszuglätten, er sprang in den neuen Sattel mit einem Witze und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Europa viel Sympathie für seine graziösen Meineide herrscht, und es ist nicht schwer, dafür eine Ursache anzugeben.

Es gibt nämlich Leute, welche diesen greisen Priester für einen verkannten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer seinem eigenen himmlischen Geiste noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sehergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben deshalb zu Rathe ziehen.

Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besonderen Genius, der ihn zu seinem Liebling gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp? Wir wollen sehen.

Es war schon einige Jahre vor der konstituirenden Versammlung, daß der junge Bischof von Autun sich in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester wäre. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem lahmen Fuße nachschleppte, ein zweiter Esau, der an seinen jüngern Bruder die Erstgeburt für die Linsengerichte des bischöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädischer Philosophie und Ausschweifungen zusammengesetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel falsche Tugend. Dieser Jüngling von Bischof verstand es schon vortrefflich, die Maske vorzunehmen, er war galant, blumenreich, etwas salbungsvoll, und zog es in den meisten *Fällen* vor, zu schweigen. Man nannte dies erst Bescheiden-

heit, aber Talleyrand besann sich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch später im auswärtigen Amte von London noch nicht verlassen hat. Von diesem Augenblicke an hielt man ihn für geistreich, sein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Gescheidtes zu Tag kommen würde. Talleyrand genoß diesen Triumph des Stillschweigens, empfahl sich und eilte auf Mirabeau zu, der ihm schon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Personen durch, schwärmten durch das Palais-royal und verbrachten die Nacht am Spieltisch in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die besten Freunde. Dieser rühmte damals von ihm, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahr 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und gemietheten Küssen damals aussprachen? Nur so viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Kapitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs durch eine Messe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses.

Man konnte seine Rechnung nicht besser machen. Indem er sich für die Ungerechtigkeit seiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einschlief, für die Fasten und jenes Linsengericht des Esau rächte, erwarb er sich zugleich eine ansehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch sich auf den Thron Frankreichs setzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und schloß mit den Königen der Straßen und Vorstädte eine Freundschaft, die sich belohnte. Philosophirte Talleyrand schon damals, so wußte er, daß man in den ersten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug sein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illusionen leben muß, wenigstens eine Zeit lang. Er stiftete den Jacobinerklubb, er führte, wie Mephistopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, er drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, diese fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müssen, ohne Gnade verkaufte. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages besann sich aber Talleyrand. Seine Hände waren doch zu zart für eine Popularität, welche sich nicht wusch und keine Handschuhe trug. Die republikanische Tugend machte ihm Langeweile, seitdem sie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er sah sich im Spiegel und fand, daß die phrygische Mütze der Jakobiner seinen guten und tadellosen französischen Zügen schlecht stand; er stiftete den Klubb der Feuillans. Das war schlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereignisse kamen ihm zu schnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Postmeisterstück in Varennes und die Emigration verwirrte ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage

Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Messer der Guillotine schleifen, der Bannfluch des Papstes, der ihn persönlich traf, weckte Todesgedanken, seine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungestüm, die Leidenschaft und die Grausamkeit. Er drängt sich zum Gesandten auf und kann mit guter Manier Paris verlassen, welches ein unsicherer Boden ist.

So lange die Dinge gut standen in Frankreich, so lange nur erst Ludwig XVI. und noch nicht das halbe Frankreich geblutet hatte, spielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräsentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte seinen politischen Abandon erträglich, weniger seinen moralischen. Die Königin wandte dem ausschweifenden Priester den Rücken, ja seitdem der Konvent Lust spürte nach seinem Kopfe und ihn einmal über das andere freundschaftlich ersuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Mission ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einst Fasanen aus den Forsten von Perigord gegessen hatte. Allein Pitt, so ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem schwachen Gedächtnisse und wollte sich der Fasanen nicht erinnern. Talleyrand war zu stolz, sie zu erwähnen und verließ England auf Pitts Weisung. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie schwer sich London an ihm verbrach, so liebte er es doch unausgesetzt, und war sogar im Stande, die englische Verfassung das beste Prinzip

zu nennen, wo es nämlich die Klugheit gebot, auf sogenannte Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden sagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sei. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Ozeans, wohin er reiste, die weiße Kokarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, einer Lilie aus dem Geschlechte der Montmorency oder Levis? Bis dahin stieg die Leidenschaft des geächteten Priesters nicht, obschon er sich selbst die Indulgenz der Ehe gestattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt, eine Philisterin, aus Ostindien stammte. Zu der blendenden Schönheit dieser Dame gesellte sich eine muntere, prononcirte Einfalt: der arme Erbischof mußte seiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er setzte sich über den bösen Leumund hinweg und sehnte sich nicht nach dem Glücke, das inzwischen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Hasen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickstrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er sehnte sich nach dem schönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand sah nichts mehr, was fürchterlich gewesen wäre. Er schrieb an den Konvent, er schrieb im Tone des patriotischen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Washington sich in seinen republikanischen Tugenden immer mehr vervollkommnet hätte, und *verlangte* die Zurücknahme seines Anklagedekrets. Der Bür-

ger Talleyrand kehrte zurück; Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte.

Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Direktorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals seine Liebe zu Josephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Pyramidenfahrt; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber von dem Ruhm würde regieren lassen und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als er später nichts als bourbonische Konspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unsers Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Ver-

stande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Direktorium als — einen leidenschaftlichen Verehrer der Gesänge Ossians empfohlen hatte. Ossian war es, der Talleyrand lange Zeit geschützt hat. Napoleon verzieh dem Minister, der sein Portefeuille benutzte, um sich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß nicht, daß Talleyrand behauptet hatte, Napoleon läse zuweilen den Ossian.

Es ist zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien seines Herrn nicht mehr belauschte; denn Napoleon hatte noch mancherlei andre Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, desto mehr zog er die guten Sitten den Gesängen Ossians vor. Er glich darin allen besseren Usurpatoren, daß er sich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um sich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Großkämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börse und des Spielhauses, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anstoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er nicht mehr an Schottland und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade.

Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspekulationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden

die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, welche um die Wiege des Kindes Reichstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sicherer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie. Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu sprechen, und diese Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbons war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen prekären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbons populair zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor diesen guten Diensten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab

seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer.

Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titelerоberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel, jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb, jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend seyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen und las treffliche Diskurse ab, die die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe sich nie ein Geschäft soll entgehen lassen, nämlich das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und den spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde aus der Mittelklasse, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konspiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt, man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß sie nicht anders sein würde, *als die* frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich

verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen. Er machte die Revolution von 1830 so gewöhnlich wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrands letztem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftsmanns, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzwecke machen zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er ists, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen?

Was wollt Ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schicksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt Euch andere Umstände, und immer werdet Ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen wäre. Louis XIV. hätte in ihm einen vortrefflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch

seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern, wäre er erdrückt worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um sowohl Partei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbschaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrands sechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden unter seinen Umständen; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, sie schwören zu müssen.

Eine besondere Weltanschauung blickt aus den aufgezählten Schicksalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die sich immer an ihrem Orte erproben konnten. Talleyrand philosophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menschlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewissen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur — gewissermaßen. Er sog das Mark seiner Umgebungen aus, er absorbirte Entschlüsse, Interessen, Besorgnisse, selbst den Verstand der Außenwelt, und verwandte alles zu seinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht alles Betrug, was mit einer Nichteinlösung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Absicht des Gegners in Anschlag, und wußte, daß Einer von des Andern Leben zehre. Warum denen Wort halten, philosophirte er, die jeden Augenblick bereit sind, dich selbst zu betrügen? Die Ereignisse entschuldigten bei ihm Alles; nur das Eine glaubte er dem Himmel schuldig zu sein, daß er ihnen nicht unterläge. Der Egoismus war seine Religion; er kreuzigte sich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine

Maximen, welche man sogar erhaben nennen könnte. So hütete er sich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächsten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, so konnte er sogar großherzig seyn, z. B. gegen die Errichtung einer Pairskammer zu stimmen, obschon sie ihm für den Augenblick eine köstliche Würde gebracht hätte. In solchen Augenblicken erhob sich seine Gestalt, seine Worte wurden edler und der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe schien sich um sein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht geizig nach solchen Augenblicken. Er suchte sie nicht absichtlich und begnügte sich damit, seinen Zweck zu erreichen, selbst wenn man die Mittel in Abrede stellen mußte. Er erschrack vor dem Jesuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that dies Alles ohne Prinzip, ohne System, ohne feste Maxime.

Eine feste Maxime hatte er, und die schloß alle übrigen ein; ich habe sie schon erwähnt, es war die, soviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politische Laufbahn würde anders ausgefallen sein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand früher versuchte, ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Direktoren bringen sollte. Im Konsulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war äußerst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich

wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürsten von Spanien trieb; doch scheint hinter ihnen wiederum ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war stets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürstenthum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich an der Börse zu entschädigen. Sie war noch bis auf seinen letzten Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik diente seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelte er den Völkern ihre Schicksale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so heißt dies: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann!

Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese nicht so alt; sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Kanals schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die ge-

heimen Springfedern kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth zu schätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der heiligen Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis, den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch stürzte.

Nach der Julisrevolution nahm er seine Politik da wieder auf, wo er sie vor fünfzehn Jahren stehen lassen mußte. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde Frage in Englands Interesse zu ziehen und auf fast indirektem Wege dort den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That sollte man glauben, Talleyrand sei kein Gesandter in London, sondern ein englischer Minister gewesen. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England, zu alledem, was das Pariser Kabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen oder die gleiche Verantwort-

lichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es versuchte, auf eigne Verantwortlichkeit in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen.

Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein und der lange Anstand ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung glaublich zu machen. Doch müssen diese Dinge sich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionsrecht, welches dieser Allianz zum Grunde liegt, scheint vielmehr das Tageslicht etwas gescheut zu haben und nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung.

Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob Talleyrand sich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen sich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung

herausstellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Prinzip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrands erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne auf und zwang sie, in das Gleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweist. Er betrieb die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil sie eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender scheint, um Oestreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten „Balance" sein Meisterstück erreichen, wenn er Oestreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitete an etwas Unmöglichem. Die feinste Kombination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsre jetzige Periode der Legationssekretaire kann nicht lang dauern. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verrieth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik war ein leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber er hätte ihnen zeigen sollen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand war zum erstenmale genügsam geworden. Er spielte nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann wollte das Heft

nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte läugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem höchst realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber es ist nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzte Louis Philipp dessen Politik fort.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala kostete mehrere Tausend Francs; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches

er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Sauls. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verstand im Palaste, wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ober mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, zuweilen den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag und Alles, was *sich in einem* Tage versäumen läßt, setzen muß. Dieß eben

hat unsere Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll einer Excellenz überhaupt der Himmel verschlossen sein? Die grausamen Franzosen! Sie machten Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen.

Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer der Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und

fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist schon verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen spielten. Er wurde älter und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich frühe die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war.

Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ *sich von ihm* tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die

Revolution von Aranjuez, die Abtretung von Bajonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen.

Die Cortes von 1808 traten zusammen und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen.

Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in

ein Resultat zusammenzufassen und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er steht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse.

Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er der auf einem, fast möchte man sagen, *geschichtlichen* Wege unter die Opposition gekommen ist, findet

sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem „Göttlichen", wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer spätern Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren! Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet und als am 4. September 1820

diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine spätern Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichtsdestoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kon=

greß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß

nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte läugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem höchst realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber es ist nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzte Louis Philipp dessen Politik fort.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala kostete mehrere Tausend Francs; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches

reich, noch ganz voll von Verehrug des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakspeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo wurde ein Beispiel. Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich *zufrieden* werden und von seinem Nächsten immer die Hoff=

nung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei veränderten Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben-Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen.

Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das salische Gesetz und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die

Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister *wählen*, Takt haben, die Garde defiliren lassen und kriege-

rische Operationen unterzeichnen! Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat.

Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real, ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zu-

kunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu, abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des „Ringes,“ die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden brauchte, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt und allgemein wurde das Martinez'sche Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs.

Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der folgende und noch gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Martinez hat Madrid verlassen müssen und ist wiedergekehrt, ist wieder gegangen und wieder eingesetzt worden. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden

zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn wahrscheinlich doch auch in Zukunft wieder stürzen wird, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die spanische Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus solcher Minister längst durchgefallen sein. Spanien bedarf mehr der Ordnung als der Freiheit. Es ist ein unglückliches Land und bietet Stoffe zu größeren Tragödien, als dieser Staatsmann gedichtet hat.

Chateaubriand.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen und einen goldnen Ring an dem zarten, poetischen Schreibfinger, so gibt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des ewigen Jünglings.

Ihr werdet wenig Menschen kennen, welche mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand, der letzte Kreuzfahrer, hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mensch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraussicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand ist ein Greis geworden, ohne ein Mann gewesen zu sein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er seine Erfahrung für eine feindselige Macht, die ihn überall enttäuschte. Alles, was ihm

geschah, hielt er für eine Vorbereitung und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen könnte, wo er von seiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber ist er alt geworden, seine Jugend hat bis an sein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters gewesen seyn, so müßte seine Verzweiflung jetzt tragisch und des tiefsten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt diesen Widerspruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das sonderbare Schicksal, immer zu spät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas besessen zu haben; er ist oft gefallen, ohne daß er je aufrecht stand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals Jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen; wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer seyn; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz: aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Troste übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir Cretins. Männer von Genie sind vor

großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach verkannt worden und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe herabsteigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fassen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, so faßte ihn der Wirbelwind unsrer großen Zeitgeschichte und warf ihn aus seinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten und sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine gewöhnliche Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, welche er in seinem Tornister vor Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die Hauptrolle spielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich gar nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum prononcirten Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolution vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der Flucht dort hatte liegen lassen, erinnerte und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, tränkte es im Jordan und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich wieder Mode werden konnte, einen heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas

mehr, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an sein Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriands Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich selbst nach seinen neuesten Unfällen schon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kollision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der oft kindische Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwischen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie sie sich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in diesem Falle nichts ist, als eine Tragikomödie derselben, ein Roman, zusammengesetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo ist hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo sind die Schlangen, die er schon in seiner Wiege erdrückte? Welche greise Seherin hat die Hand auf sein Haupt gelegt und in ihm den künftigen *Propheten* gesegnet? Wie schwer wiegen wohl die Schilde,

die er aus seinen ersten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieser Maaßstab paßt hier nicht; Chateaubriand kommt erst nach seinem dreißigsten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegasus mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, zu einer Idee, die, so vorgetragen, bald eine Chimäre wurde.

Wenn ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar so arm ist wie dieser, so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Kadet, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbons nach Holyrood zogen und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden und dann nicht einmal von Andern bedauert zu werden.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm

von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuets, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoset zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einst so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach, gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menschen, der ihn zuweilen besuchte und in das Getriebe des Staates sehen ließ, das ihm zu verstehen sehr schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rocke mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième ein, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen und ein gewisses Messer zu vermeiden, welches für den alten guten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak und Malesherbes examinirte den jungen Lieutnant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz sie vereinigten sich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer

den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben ins Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen, der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erstickten den Ausruf: die nordwestliche Durchfahrt! die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon; er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinghosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich, stört ihn nicht! Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, recht bürgerlich eine Pfeife anzündet und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Kosten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die

nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch in dem Urwalde, er belauscht das Krokodil, das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes und leider brach das zerissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl und schiffte sich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erst mußte er sich verheirathen. Er war aber gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen; dann floh er nach Brüssel zu den Emigranten, zu der confédération noble et irrésistible, die sich selbst den noch „gesunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeit lang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen und

geherzt von ihnen und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien schon gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er schrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er es selbst später billigte. Sein Prinzip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den **Genius** desselben schon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er dessen Consulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er von zweifelhaften Geistern Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenso unverbesserlich, aber er nützte den Planen des Konsuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römisch-katholischen Götter" in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriands Poesie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn, wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst und schickte ihn als Legationssekretair zu seinem Oheim, dem Kardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssekretair? Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen und zu versiegeln? Chateaubriand wollte nur Rom

sehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung? Er wollte die Schweiz sehen, er ging und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um „Gotteswillen;" die Ehre des letzten ließ er selbst im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulème, als dieser — nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte, — Taufwasser vom Jordan, das später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielte, seine Märtyrer und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Kulminationspunkt der Autorschaft Chateaubriands. Hier kommen alle seine alten Phantasieen, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen gesellt. Noch nie ist zu einem erhabenen Zwecke eine solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, Alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriands zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen Käfern des Mithradienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien

von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit malerischen Perspektiven, psychologischen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelobt, von der Nachsicht gebilligt war. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie inwohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt und täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie hielt? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ganz ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben könnte, wenn er (zufällig einmal!) die Messe oder das **de profundis** hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er

unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns, bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen und nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man sieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen sind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu konspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftigte er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbonen hinein.

Als Napoleon zum Erstenmale so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein System und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dies selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis XVIII.,

und das Terrain war groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb damals zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte. Chateaubriand gab zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach jetzt auch von den Privilegien desselben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverstandes und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart und träumte sich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Partei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar so „impertinent,“ daß ihn Louis aus den Pairs strich und fürchterlich beungnadigte, Louis XVIII., der die Charte selbst verfaßt hatte und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich doch damals von Frankreich schon etwas mehr gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulème werde ein zweiter Napoleon werden und das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte,

wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweitenmale fiel.

Diesmal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich, aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbonen gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat. Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes, geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmend macht; sondern eröffnete auf eigne Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Broschüren und Protestationen noch angehörten, er konspirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er aufs Neue seine schriftstellerische Chouanerie, er heftet seinen Ruf an den fal-

tenreichen Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen. Wir wissen, wie sich das auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor. O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich zu große Lächerlichkeiten.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch Chateaubriands Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren auf den Punkt gekommen, daß so zu sagen Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein und wurde von nun an der Bevollmächtigte der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts; auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend; Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateau=

briand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt seine Memoiren und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen.

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdrucke zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe jetzt alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Julisthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt der Bourbonen und doch hat er ihnen am wenigsten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren sein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Grillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt, Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränk-

ten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter die Partei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter — die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es und machen aus einer Thatsache der Autorität ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Königthum, wie für die Freiheit.

Mehemed Ali.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, jung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie? Das Genie mit Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsre Physiognomieen: wir lieben, aber *ohne Entzücken*: wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen

nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir sind so gerecht wie Aristides, so schlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir sind es unter der Maske; wir scheinen nicht das, was wir sind.

Fein, nüanzirt, künstlerisch sind die Charaktere Europa's, sie sind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, sich seine eigne Welt schafft; unser Horizont ist eng, die Atmosphäre der That so zuwider, daß man sie gleichsam umgehen muß, um zu athmen. Wir sind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweist; wir sind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir sind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, so weit als wir von unserm Heerde nach der Bastille brauchen; hier ist nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, sein Junges wirft: schwebt in einer Matte von Mast zwischen zwei Kokosbäumen; lernt spät laufen, spät sprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkosungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt schon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lancasterschule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch selber schaffen, Alles das selber ahnen, was Basedow und Pestalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele wachsen, wie sie sich entfalten; mit jeder Sonne steigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Interessen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten starrt; die Partei ist gewählt:

hier, dort, überall Lorbeern! Zuerst im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenschweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch zuletzt die Kugeln der Partei, die gerade siegt, niederstrecken!

Das ist Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guinea's, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil mit erjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschin-

giskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längst schon übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Taback und Baumwolle, führt die Kamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur eine Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch selber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeikommissarius, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Parteien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieser Unterricht währte nicht lange; denn sein Vater, der Polizeikommissair, starb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß und der schlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Prophe-

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich doch damals von Frankreich schon etwas mehr gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden und das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte,

wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweitenmale fiel.

Diesmal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich, aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbonen gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion des Houriparadieses Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mameluken mit unwiderstehlichen Reizen entgegen gekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hunderttorigen Thebens, verjagte Desaix, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mameluken so erbittert waren, daß sie, bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich kaum glaube; man wickelte garstige Mumien, welche von verliebten Orientalisten für schön ausgeschrieen sind, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück und bewies, daß im Nilschlamm nur eilf Theile Wasser, aber acht- und vierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Buonaparte bei Abukir schlagen zu lassen; denn Buonaparte hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, „der Sultan mit

dem Golbarm," setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchelhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte und riefen: Es gibt nur Einen Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mameluken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mameluken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitkolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mameluken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich gegenüber; dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albanesen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der ersten türkischen Expedition und hatte sich inzwischen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit desto größerer Sicherheit von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder selbst den Ausschlag, oder stellte sich auf die

Seite, welche überwog, je nachdem die Umstände es geboten. Es war hier kein Ungestüm eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um seinen Stolz zu retten, selbst den Erfolg in die Schanze schlägt, sondern eine kluge Berechnung, die sich zu beherrschen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn sich bis zum Ziele ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge seiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Gesandten, noch mit den Beys. Der Zwiespalt unter diesen selbst kam ihm dabei trefflich zu statten. Er nahm die Miene an, als sei er dem von der Pforte geschickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ sich aber zweimal von den Mameluken schlagen; Taher Pascha diente ihm, indem er Kusruf stürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Pascha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mameluken und verband sich mit Bardissy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundsatzes, daß der Theilende herrscht, trennte er sogleich die Interessen und schied sich einen neuen Hinterhalt, die Albanesen, heraus. Die Albanesen mußten ihm später zu Allem dienen, sie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzustiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mameluken diente ihm, das Terrain immer mehr zu säubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeschafft, Elfy Bey besiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenosse selbst, Bardissy.

Die Albanesen mußten ihm den Gehorsam aufkündigen den Sold von Bardissy verlangen; dieser drückte das Volk um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte Statthalter der Pforte, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mameluken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mameluken wurde zurückgeschlagen und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: er sprach lächelnd einige Worte und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Prozeß und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen

in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß das-jenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalter-schaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed in den Mameluckken, welche noch nicht besiegt waren. Sie standen seinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janit-scharen dem Sultan, da sie in offenem Felde ihm gegenüber-lagen. Er versuchte, sich durch List von ihrem ersten An-drange zu befreien, ließ sie von scheinbar aufrührerischen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, so daß er drei und achtzig Mameluckenköpfe nach Konstantino-pel schicken konnte.

Die mißtrauische Pforte aber schwankte schon, wen sie für den Augenblick mehr fürchten sollte, den Pascha oder seine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Tür-ken überwindlicher waren. Sie sandte zweimal den Kapudan Pascha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Pascha von Salonichi ernannte und ihn somit aus Aegypten vertreiben sollte. Zu Mehemeds Schrecken versöhnte sich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld und er wußte, daß er dadurch die Pforte sogleich umstimmen konnte. Da warf sich der Pascha seinen Albanesen in die Arme, welche sich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten versprachen. Sie legten die Hand auf den Koran und schritten, ihrer sie-benzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie verlassen würden, brachten eine ansehnliche Summe aus *ihren eignen* Schätzen zusammen und retteten so den Statt-

halter, welcher sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Wolken von Mehemeds Sonne zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen.

Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen würde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis er seinem Versprechen nachkam. Er hütete sich wohl, ein Eigenthum zu verlassen, das in seinem eignen Hause noch so bedroht war. Er wollte die Mameluken nicht im Rücken lassen und führte jetzt jenen tragischen Akt aus, der, in Konstantinopel gegen die Janitscharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie weit noch die völlige Vermählung der Civilisation mit Asien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mameluken schlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Festung von Cairo ab! Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die ersten Köpfe brachte, beruhigte er sich; als das Ganze geschehen war, behauptete er, Napoleon hätte es mit den Bourbons nicht besser gemacht. Er dachte an Enghiens Fusillade in Vincennes.

Die Pforte schwieg: denn sie schliff schon selbst an ihren Messern für die Janitscharen. Dies Alles für die Civilisation! Dies Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäischen Geschwindschritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt das Interesse des Krieges und wird es bei seinem Regierungssystem immer haben. Der unruhige Soldat, meuterisch im Frieden, zu Abwechselungen unter seinen Befehlshabern gestimmt, voll Haß gegen das fränkische Exercitium, tobt seine Leidenschaft im Kriege am ersten aus; der Krieg beschäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habsucht der Kleinen. Darum hielt sich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichsam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald gegen Feinde, welche er sich im Süden seiner Provinz aufsuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche er von der europäischen Monarchie gelernt zu haben scheint, seine Familie so populär als möglich zu machen: er brauchte Kriege, um seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erstgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen und starb in den Armen einer schönen Georgierin. Ibrahim Pascha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundsätze und selbst großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geschlagen und zu neuen Angriffen unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, seinen Sohn im glänzendsten Triumphe in Cairo einziehen zu sehen. Er ist ein liebender Vater, schwärmerisch für seine Familie und nicht wenig auf die Descendenz bedacht. Er hat sechs

Wärterinnen eines Kindes, das seinem Sohne Ibrahim starb, ohne Weiteres im Nil ersäufen lassen.

Wenn man die Reformen Mahmuds mit denen Mehemeds vergleicht, so muß man gestehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu imponiren suchte, der Vicekönig aber nur, sich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erstaunen, dieser den Beifall Europa's. Mehemed schmeichelt der Civilisation, was Mahmud nie that.

Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabakshändler verläugnen. Er ist der ungebildete Mann, welcher plötzlich zu großem Reichthum gelangt ist und den Umgang gescheidter Leute aufsucht, welche er bewirthen und bezahlen kann. Er umgibt sich mit einer Bildung, von der er selbst nichts versteht, von der aber z. B. reiche und ungebildete Eltern sagen, daß ihre Kinder Alles lernen müssen, tanzen, französisch, Klavierspielen, Opera singen u. s. w. Mehemed Ali ist ein Spekulant, welcher gute Geschäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünstigt haben und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorstellt, obschon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali besäße den Enthusiasmus der Bildung. Er ist weit entfernt, ein so großartiger Reformator zu sein, wie es Peter der Große war, welcher in den Strelizen auch seine Mameluken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beschwingten Geist erhalten, der sich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wissenschaften einflößten; er zeigte überall das geniale Erstaunen eines Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche

zufällig dem bisherigen Kreise seiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte sich zu den Wissenschaften mit einer artigen Schaam, welche er im Namen seines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali ist weit von dieser Humanität entfernt. Für diesen Pascha sind die Wissenschaften eine Gemäldesammlung, welche sich der Glückspilz anschaffen zu müssen glaubt, ohne von ihr etwas zu verstehen. Er würde vielleicht der Sammlung längst überdrüssig geworden seyn, wenn sie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali sieht ein, daß man ohne Kultur in seinen Gewinnsten immer verkürzt wird und daß es nöthig ist, um ein usurpirtes Land zu besitzen und zu vererben, seiner Herrschaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, sondern auch von den Eingebornen nicht so leicht weggezogen werden können, weil diese für die fremden Maschinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet sich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet sie nach ziemlich türkischen Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehres trassirt. Die büreaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europa's, die ordinaire, alte Hefe unsrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hülfe und es ist möglich, daß sich Asien nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete,

seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loser werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That nur noch ein Viertelmond.

Man hat früher gesagt, in seinem Plane läge der Thron von Konstantinopel selbst, wenigstens für seinen Sohn. Diese Katastrophe wäre merkwürdig und kann den politischen Witz verführen, hier schon im Voraus seine Kombinationen zu machen. Aber abgesehen davon, daß eine solche Veränderung ohne Rußland nicht geschehen kann, ohne Rußland, welches über Persien den Rücken der Türkei umschleicht und] jede Dynastie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt sich auch aus der ganzen Physiognomie der ägyptischen Herrschaft, aus dieser besorglichen, zeitvergeudenden Tergiversation Mehemed Ali's und den zweifelhaften politischen Talenten Ibrahim Pascha's keine Zukunft dieser Art voraussehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Sesostris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber solcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereignissen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten muselmännischen Militairherrschaft oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Aussaugesystems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten ist. Wie, wenn die europäische Civilisation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei selbst eine Rolle spielte? Gährungsstoffe sind vorhanden, vom religiösen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberschwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Frist eines kümmerlichen Lebens etwas

Schlamm gehofft hatte. Auch hat sich ein großer Theil des europäischen revolutionairen Geschwürs nach Aegypten hin zertheilt, die Exerziermeister und Renegaten könnte Mehemed Ali nicht vergebens aufgenommen haben. Mehemed Ali fürchtet auch diesen unruhigen Geist und hat sich den Besuch der Polen verbeten. Das sind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schicksal eine Zukunft zusammensetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeist, spielen schwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillschweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Pascha Alexander machen?

Aus Macedonien sind sie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt ist, schon seine Feste von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Er hat Recht, denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommissarius wird ein Pascha von Syrien und Aegypten.

Nach den neuesten Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann wäre es nicht unmöglich, daß er nach jahrelanger Buhlerei mit der Bildung der Christenhunde noch wieder türkisch fromm und wie ein orientalischer Talleyrand als ein Heiliger stürbe.

Wellington.

Man konnte im Jahre 1835 zweifelhaft sein, ob die Hauptrolle bei der damaligen englischen Krisis mehr von einem Manne oder einem Systeme gespielt wurde.

Es schien fast als hätte der König William, in dem noch immer hie und da der leidenschaftliche Seemann durchblitzte, nichts Anderes in seine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff Albion, Kapitain William, bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräsentant desselben? Ein Ministerium ohne Einheit, ohne Zusammenhang, eine Improvisation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung so wenig vertrauten, daß sie von einander losließen und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der sie voraussahen, daß die nächste Zukunft ihr eine Entscheidung abverlangen würde; ein Ministerium, dessen Handlungen nur Entschuldigungen zu sein schienen, ein Ministerium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte sich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblasenes Antlitz, die Augen

hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, fast lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches sein Ministerium mit schnöden mephistophelischen Gesten begleitete, Brougham in der That ein Charlatan und sein eigener Spaßmacher geworden.*)

Oben auf den Mast hatte sich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeschwungen. Anständiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber gespornt vom Ehrgeiz und eifersüchtig auf die Koterien der Hauptstadt, signalisirte er die Zukunft, schloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung und kokettirte von seiner Höhe herab mit den patriotischen Gesundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläsern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte damals Cobett von Kartoffeln, von irländischen Ferkeln, von Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Dingen, welche seither durch den Communismus mehr in den Vordergrund getreten sind.

Der König hatte in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks mußte dem Könige so groß erschienen sein, daß er seine Zuflucht verdoppelte und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein

---

*) Diese Charakteristik dürfte doch wohl sehr zu mildern sein.
Spätere Note.

System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergessen.

Dies ist das Unglück. Wellington und Peel kamen nicht allein; sie selber können die Partei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo etwas Tiefschmerzliches liegt. Wie? Dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europa's entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßstab einer blinden Parteiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgestattet ist; es mißt mit seinen oft nur zu illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine gar fest und bestimmt in der Geschichte angeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Pallaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, dies war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grü-

ßen, dieselben Fenster, welche nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein so bald verjährter Ruhm! Eine Grausamkeit, welche einen tiefen Blick in unsere Zeit werfen läßt!

Und doch ist in diesem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Interesse der Völkerfreiheit; es ist möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Person, sondern in seinem Ruhme selbst liegen. Es ist möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann ist, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes einen feinen Instinkt oder eine sehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, die aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, welches ungleich vertheilt und keineswegs die hoffnungsvolle Jugend, ein blitzendes Auge, ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen und dadurch zukunftschwanger geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich im Kriege, denn im Frieden gibt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie oft vergessen wird, wenn es kein Terrain hatte. Alle historische *Größe besteht* darin, daß man mit imposanten Unterlagen

oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, welche so groß sind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden und mindestens Divisionen. Solche Rechenexempel sind oft leichter zu lösen, als die Aufgaben z. B. des Schneiders, der bei einem Frack auch die Theile in der Hand hat und wenn er das geistige Band, die Mode, so schön mit ihnen zusammenschmilzt, wie kein General seine einzelnen Positionen, doch nie so viel Unsterblichkeit damit einernten wird, als dieser General. Darum drehet sich Alles, was den Ruhm betrifft. Diese Logik mit imposanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, es gehören dazu Geburt, Gunst, Zufall, Anciennetät. Dies wissen die Völker und sind seither so kalt geworden gegen die Größen, welche ihre Situation patentirte; sie wollen nur die noch verehren, welche sich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigne Welten schaffen. Dies ist der Grund, warum Wellington so unendlich klein gegen Napoleon, mit dem er rivalisirte, erschien: er hatte sich die Begriffe, mit denen er rechnete, diese Unterlagen seines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht selber gegeben, sondern sie waren ein anvertrautes Gut, eine Maschine, die in seinen Händen die Operationen machte, worauf sie abgepaßt und zusammengesetzt war. Das Gewinnen von Schlachten sei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, für Jeden, der seinen mathematischen Kursus machte, das glauben die Engländer, wenn sie über die großen Siege ihres Herzogs spotten und über seinen Ruhm die Nase rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem sich Wellington in die Jahrbücher der Geschichte schrieb, so scheint allerdings

auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, dennoch seinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee?

Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetze, außer der Verfassung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair ist in England nicht einmal im Stande, eine sociale Stellung zu behaupten. Zu diesem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kommt ein Heer zahlloser Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittische Heer reformirte, nicht vollkommen haben abstellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfassung, welche seit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu schuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen seinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte und gerüstet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter seinen und den gegenüberstehenden Herren beschleunigt hat.

Die englische Armee stand, als Wellington anfing, mit ihr seine „Wunder" zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußischen Truppen, welche vor Napoleon für die klassische Armee Europa's gehalten wurden; ja selbst im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit seinem Spielzeuge, das ihm fast allein angehört, das Mögliche angestellt und seine verfaulten Flecken auch reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen

Eindruck macht. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, welche sich nicht ausrotten lassen, in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und ihrer Soldaten selbst, das sich nicht tilgen läßt. Die englische Armee hat weder den Instinkt der moralischen Ehre noch Gemeingeist; wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old-England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu Hause sind. Die höhere Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel: der Kontinent kannte sie bisher nur als Hilfsdetachements und Bundesgenossen

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Kavallerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere Kavallerie und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein fürchterlicher Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterien, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein „Genie“, weil sie im Lande keine Festungen haben.

Wenn man Alles dies in Anschlag bringt, so scheint es, als sei von der großen Meisterschaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer wieder einige Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Diese liegen in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Dies ist nicht Servilität, wie bei den Russen, nicht Muth, wie bei den Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Korporalstock, die empörende Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populair genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften kostbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar *überall* sein, aber auch an hundert Orten geschlagen werden,

eine Chance, in die der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, welche ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dies waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein ganzes Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst im höchsten Grade diese lächelnde Kaltblütigkeit, welche ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Konsequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der That wußte Wellington niemals seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was einmal

gewonnen einem Feldherrn von Genie blut= und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man ein Glück hochpreisen, das diesem Manne von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr, dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Verzweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern torystischen Cid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen gibt es keine englische Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleons Kolonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommene Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old=Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, und die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika bereitet waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen

Napoleon war so außerordentlich, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, verschanzte sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, welche jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn des Pistols zu spannen, kommandirte und ließ den Thieren vor die Stirn schießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, dies ist, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzoge Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben und sprechen deßhalb geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht, bei Waterloo, über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, einen Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Moreau oder Dembinski in ihm sehen wollten; denn es handelte sich um einen Rückzug.

Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Kom-

mando indischer Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erstenmale eine Schlacht, die so originell geliefert wurde, daß seine Truppen über die Feinde, die sich todt stellten, weggingen und im Augenblick der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei diesen blieb die erste Rolle für Wellington, der sein diplomatisches Talent gegen die Maratten zuerst ausbildete. Bathritter, beschenkt mit einer goldenen Vase und einem Diamanten besetzten Ehrensäbel, verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugiesischen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derselben und von diesem Augenblicke an begann er seine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig seyn, was die Schicksale der Welt bestimmen sollte: wenn man ihn zu Allem zog, so wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongresse nahmen ihren Anfang, jene chirurgischen Versuche, die Glieder des europäischen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall seine Stimme zuerst geben und man kann nicht läugnen, daß er sich dieser Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitischen Aufwallung handelten und von einer gewissen allgemeinen und gegenseitigen Großmuth geleitet wurden, besann sich der Egoismus der englischen Politik zuerst von den poetischen Illusionen der heiligen Allianz und ver-

folgte sein eignes insularisches Interesse, das nicht verschieden ausgefallen sein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution wesentlich beschränkt hätte. Man kennt die Protestationen der Castlereagh'schen Politik, Widersprüche, die man von dieser Seite nicht erwartete; aber es geht ja schon lange in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande sein soll, eine imposante auswärtige Politik aufzustellen. Dieser Widerspruch gab zu Mißverhältnissen Anlaß; in welche Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor seinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarschall fast aller Armeen des Kontinents und überall als der glänzendste Gast der Residenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber ist Wellington der Erbe jener Grundsätze, welche Pitt, Castlereagh und Liverpool hinterließen. Wäre der Aristokratismus nicht etwas Angebornes, so hätte schon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müssen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich seinem Ruhme Vorschub leistete, die einer bald schwächern, bald stärkern Opposition gegenüber das politische System vertheidigten, welches Englands Finanzen zu Gunsten einer einzigen ruhmgekrönten Persönlichkeit zerrüttet hat.

Wellington ist kein Redner. Er erschrickt, wenn er der Stimme und dem Antlitze seines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge versagt ihm und seine Drohungen fallen nur leise und gemäßigt aus dem unberedten Munde.

Als das Rasirmesser Castlereaghs das britische Ministerium zerschnitt und Wellington mit Canning seinen Platz

wechselte, entwickelte sich zuerst die politische Meinung des Herzogs und seiner Opposition, zu jenem Schrecken, der sie jetzt für England ist. Es zeigte sich jene alte Wahrheit im neuen Beweis, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politischen Rechte ihrer Mitbürger werden, wie Camillus ein so großer Krieger und Feind der Volksfreiheiten war.

Doch nach Cannings Tode wieder ins Ministerium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, seine Drohungen zu erfüllen. Die Heiligkeit seiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen ist schreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was später folgte, ist uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. sich beugen sehen, als er das Reichssiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widersprüche im Oberhause und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesstoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Versuche in die Breschen des Whigismus einzusteigen, und dann einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächsten Zukunft und der nächsten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem englischen Volke! Denn was ist der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortschritts, als ein Signalruf für die zerstreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht e i n i g werden konnten? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienst leisten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer.

O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geschützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen und im Innern durch ungebahnte Gebirgsstraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Barke, die England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es seinen eignen Clans und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigstens illusorisch und formell das besaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verschaffen würde. Irland war mit seiner Unruhe, seinen barokken Einfällen, mit seiner glühenden katholischen Andacht immer bereit, die englische Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freistatt religiöser und politischer Emissaire, welche Frankreich oder Spanien sandte, und die den Adel und Pad mit seinem Irish Bull immer leichtsinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Gerüchtes, für eine leise und improvisirte Demonstration ins Feuer zu gehen. Wie oft sich auch die Irländer getäuscht sahen und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen sollten, von den Bergen vergebens

erwarteten, so gaben sie sich doch dem nächsten Priester mit fremdländischer Aussprache leichtsinnig wieder hin und hofften, der heilige Patrik würde ihnen endlich auf einer Armada den katholischen Himmel, von welchem sie sich ganz ausgeschlossen fühlen, zuführen und Alles ins Gleis bringen, was sie dann ohne Plan, tumultuarisch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erschlagenen heischten Vergeltung und die Rache gesellte sich zum Fanatismus. Das religiöse Kolorit des Widerstandes verlor sich in den Hintergrund und die französische Revolution fand Irland reif zur Ansprache politischer Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compostella, sondern die Emigration, die französischen Lilien, welche Irland so geliebt hatte, daß es französisch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten sich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf seiner Küste, zogen ein Lager zusammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechselt.

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation und mußte gleichsam Alles das entgelten, was England sich ärgerte, nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parla-

ments — den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten könnten!

Aus diesem Gewaltstreiche Pitts und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationelle Vorurtheile, lügenhaft eitler Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz. Dies hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst fruchtbaren Bodens nährt, dies breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Existenz würde vielleicht zuletzt auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden, genährten Leibe des Unterdrückers eine ideelle Entschuldigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Katoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter oder Sohn, der in London Schuhe putzt oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die

rechtliche Beschönigung des Elends, dem Gedächtnisse steht da die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit englischem Hasse. Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Religion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, welcher seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden: die Kultur der kleinen Distrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grausamkeit zweier Executoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt und die Brüderschaft der „Weißbuben" organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück geschlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammen findet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus O'Connell's in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt und welche

doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen gegen die Pächter unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich: die politische Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrektion, der unantastbare Sekundant der Flintenschüsse, welche nächtlich in die Pfarreien und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Demagogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, welche systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung wäre. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius steht auf einer Seite und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkühr und hingestellte Absicht gewesen, sondern die Demagogie hat so gut ihre Macchiavellismen, wie die Autorität, welche sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten Systeme so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht vorhanden gewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wun=

derbaren Stellung, in dieser kron- und scepterlosen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrschaft über Millionen, in diesem Vertrauen eines ganzen Volkes, das seinen Günstling und Fürsprecher sogar auf eine Civilliste setzt, welche ihm den Schein eines angestammten Herrschers gibt.

O'Connell ist den alten Demagogen schon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung seines persönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für sich ein positives Resultat, irgend eine Würde oder erbliches Ansehen, kurz mehr zu erobern, als für sein Vaterland die unbestrittene Möglichkeit, sich bequem und mit Vorsorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck seiner Agitation kann niemals die Devise: Dan I. gewesen seyn, sondern das Ganze handelt sich darum, die genannte Zukunft sowohl zu befestigen, als zu beschleunigen.

O'Connell sieht ein, daß sein ganzes System auf drei Grundsätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde Irlands immer in eiterndem Zustande zu erhalten, auf den Schein der Gesetzmäßigkeit und endlich auf die Sicherung seiner Person.

Irland weiß, daß es seine Konzessionen nur erzwingen kann und daß das Drohende in der Masse liegt; daher O'Connells unermüdete Aufforderung, Vereine zu bilden und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch den Schein der Versöhnlichkeit noch in seinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Gesetze zu thun und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch seine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englischen Macbeths gleichsam durch eine Unmöglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme,

und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eitel delphische Schlauheit. O'Connels Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emanzipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung ins Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten.

„Alle katholischen Irländer, sagte er, alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundert und zwanzig Personen vereinigen. Diese hundert und zwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Contrast dieser Bestimmung mit dem, was sie eigentlich sagen soll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber sie bezeichnet vollkommen O'Connells System, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigne Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wie=

der erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, so gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist; zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus: „Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahre 1812; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz und seitdem hab' ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinem scheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede und Injurien und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dies eine für den Demagogen unerläßliche Maßregel ist; denn wo sollten seine Invektiven hinaus, wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn insultirte, stehen müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei fortwährend sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kommt nicht als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es ganz seine Richtigkeit und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, welche ihm von seiner ersten Erziehung geblieben sind.

Denn obwohl Advokat seinem Gewerbe nach, so kam doch die Perücke auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer

angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, in dem französischen Seminar zu St. Omer erzogen. Der große Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, eine Kunst, ohne welche man schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm bei der Lektüre des Traktats de Civitate Dei politische Folgerungen noch ganz fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, man kann deshalb auch nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und sie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot und hilft ihm die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus. Die Parole, welche ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell! Seine Benutzung des Aberglaubens erweckt die traurigsten Empfindungen.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land

durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot und nothwendige Rückschritte nach sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten gibt, die wie geladenes Feuergewehr drohen und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind!

Man sprach auch schon oft davon, daß O'Connel dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schooß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen besucht und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advokaten-Priester, der ein patriarchalisches Ansehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, der immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn dann wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, auf die Präsidentenstühle der politischen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich dann in die Intriguen der Parteien, die seine Stimme erobern möchten. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre tak-

tischen Angriffe, bald die Minister, welche ihm ihre Geheimnisse anvertrauten.

Das Ministerium Grey, so denkwürdig mehr durch seine Nothwendigkeit als durch seine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtsamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelassen hat.

Diese Unbehaglichkeit einer unheimischen Stellung ist der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhause gelangt, in irischen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes ist; der ihm treu bleibt, weil er sich zuletzt in die Nebel enger Verschwägerung und Blutfreundschaft verliert. O'Connells Züge klären sich auf, wenn sich das Ende der Session nähert; dann sieht man ihn schneller durch die Straßen Londons schreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenschirm wie ein Feldwanderer über die Achsel gelegt oder damit gegen die Luft fechtend, ein irisches Volkslied summend und begrüßt von seinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich schon oft ihr versprochen hat, sie in sechs Monaten zu dem glücklichsten Lande der Erde zu machen und im Parlament die kleinste Beschwerde aufzuheben, die den Kleinsten drückt. Die Völker tragen nichts nach: sie tragen O'Connell nicht nach, daß er einst vor Georg IV. kniete, er versichert, daß er sich jetzt dessen schäme: sie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er erst stimmte und deren Erneuerung er später zuzulassen versprach; denn sie wissen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeständnisse that, zu welchen sich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht ist gegen den guten Wil-

len nachsichtiger, als das Volk, das sich in seiner Gesammtheit zu stark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt diese sanfte und linde Moral der Völker und ordnet sich deßhalb der Laune seiner Nation bis zum Abentheuerlichen unter.

O'Connell erreicht sein siebzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Er ist ein Sklave der Irländer, ein Sklave seiner Stellung, bei aller Freiheit. O'Connell würde durch seine übertriebene Hinneigung zum Volksaberglauben, den ein gebildeter Mann nur schonen, nicht theilen sollte, in letzterer Zeit viel von seinem Ruhme verloren haben, wenn nicht der Unverstand seiner Gegner, als sie ihm den Prozeß machen ließen, seiner Stellung wieder die Glorie der Märtyrerschaft geliehen hätte.

Doktor Francia.

Am glänzendsten entfaltete sich die Macht des Christenthums da, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäischen Monarchieen seine Zuflucht nahm, sondern zu seiner eignen Naivetät, zu den Nürnberger Spielsachen, durch welche es verbreitet worden ist unter den Indianern der neuen Welt.

Die Missionarien aller Konfessionen gingen auf den Ursprung der Lehre zurück, auf Jesus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fischer, auf die Zöllner, denen die Gnade der Visionen zuerst geworden war. Das Christenthum warf seine Infuln und Tiaren ab, das bischöfliche Pallium und die sammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte sich praktisch, handwerklichen Ursprungs, in Hembärmeln, und half, flink und rüstig die Axt schwingend, die Urwälder lichten, der Civilisation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um sich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam hier wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte,

um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem wassertretenden Petrus; wie man sein Vesperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphosen; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und ihre neuen Priester unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Diese meistentheils römische Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche Roms Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind.

Die Schüler Loyolas erkennt man jenseits des Ozeans nicht wieder. Vergessen sind die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze machiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königsmordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement, und nichts ist zurückgeblieben, als der wahre Grundsatz der Gesellschaft Jesu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet und die Benediktiner zu viel Wissen. Die Jesuiten, diese weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte sagen protestantischen Priester des Katholizismus, halfen allein, denn sie waren praktisch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Rosenkranzes um die Achse einer trägen Hand, sie griffen zu Karst und Spaten und lehrten die

Völker, nicht nur selig, sondern auch glücklich werden. Die Klöster wurden die Stationen der sich Bahn brechenden Civilisation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Existenz, er wurde nur gepredigt durch Beispiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit und durch Sitten, welche sich von selbst milderten.

Südamerika ist die Schöpfung des edelsten Jesuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menschheit sehen, ehe ihr nicht so gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Magdeburg, werden das Bewundernswürdige dieser Thatsache nicht zu schätzen wissen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Kolonieen.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, wo unermeßliche Länderstrecken von dem Winke eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, welche von den Parteikämpfen der Aristokratie nur insofern berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrektionen, die sich so schnell aufsattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Aristokratie.

Eben so ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz, und die katholische Kirche da, wo sie in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begeben=

heiten einwirken. Ihr grosses Ansehen ist ihr geblieben und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholizismus in allen diesen schnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emanzipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improvisation gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können; es war in politischer Rücksicht befestigt und hatte das Prinzip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche sich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erschütterungen des Mutterlandes waren in den Kolonieen ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren besten Willen und zwangen sie, für Joseph Partei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution Folge des legitimsten Signals und mußte zuerst

damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Kolonieen in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weiteres der erstarkenden republikanischen Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren und zwar mit Früchten, welche unglaublich scheinen, denn Alles, was an Tendenz, an Prinzip sich in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthusiasmus neuer Ideen dort entstanden ist, war die Folge des Jesuitismus und jener Bildung, die man auf den Universitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitische Prinzip des Loyolismus bildete sich allmählich zu einer freien Weltansicht aus, zu einem System der Menschenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morschen Fundamente des politischen Gebäudes zu benagen anfing. Obschon so weit von Rom und Sparta entfernt, schwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenschaftliche Creole wurde elektrisirt von dem Rousseau'schen retournons à la nature, und die Werke von Robertson und Raynal studirte er mit um so größerer Hingebung, als sie für Amerika selbst geschrieben waren.

Aber hier ist es auch, wo wir stehen bleiben müssen, um den Schlüssel zu einem verschlossenen Charakter und einem verschlossenen Lande zu finden. Bis auf die Encyklopädie,

vielleicht noch bis zur Deklaration der Menschenrechte, reicht die Bildung, deren genialste und originellste Repräsentation wir in Don Jose Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckensherrschaft ist bei diesem wieder angebrochen; Robespierre schreitet wieder stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotismus der Tugend und „Bescheidenheit“ ist die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde ist schon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra; — Marat starb in seinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno; — Danton ging unter, weil er den Gott im Laster suchte — Doktor Castelli. Die todtbleiche, grausame Mäßigung Robespierre's herrscht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrscht und geglaubt haben, die Menschen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrschaft noch nicht begonnen; der kriegerische Ruhm gibt noch keine Ansprüche, Napoleon ging noch nicht über den Simplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuscher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, schon angesteckt von dem Beispiele Napoleons, aber Napoleons so, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und so schüchtern war, daß sich erst Weiber in ihn verlieben mußten, um seine Tapferkeit an den Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleonisirend und eifersüchtig, der auf den ersten Konsul, der auf die Nebenbuhlerschaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eifersüchtig auf den Gipfel des

Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812 und so früh geknickt, wie diese.

Alle diese unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatischen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Riesenschlangen und Mosquitos, zerschellen an einander und die Freiheit siegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen und die Zonen, die sie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir stehen noch am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche silberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswiesen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse und den amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos-Ayres, in der silbernen, argentinischen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte sich schon aus den ersten Kämpfen der spanischen Kolonieen mit dem Mutterlande, auf demselben Wege, welchen wir schon nannten, dem der Verlegenheit, wie man sich bei den Umwälzungen der Halbinsel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata und riß sich von der spanischen Herrschaft los, indem es ruhig den Ereignissen folgte, welche von der Hauptstadt dieser großen Statthalterschaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt sich deshalb am besten über den Ursprung der Herrschaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande ist, sich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorstellung zu machen.

Von der argentinischen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erster Versuch gelang und die In-

teressen kreuzten sich hier gerade so wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft gesichert war. Denn nicht nur, daß die spanische Besatzung geringer war als auf der westlichen Küste, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmischung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treulosigkeit und Interesse verfuhren, leistete der Revolution den glücklichsten Vorschub. Von den ersten Kämpfen gegen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der rechte schien, verwickelten sich die Interessen unauflöslich.

Die Vicekönige lösten sich ab, während die alten Befehlshaber sich kaum befestigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da sich der Zustand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzose Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Ansprüche Europa's und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Usurpation seiner Landsleute retten wollte, stellte sich weiter heraus, daß er Bourbonist war und an den alten spanischen Thron dachte, ja sogar an Brasilien, von wo aus die intriguante und leidenschaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen springen ließ.

So wirrte sich Alles in einen labyrinthischen Knäul zusammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rücksichten durchhieb, da sie nur der Zukunft und sich selbst verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des ersten Decenniums unsers stürmischen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regierungsjunten zusammen, und in Dolores stand der Märtyrer der mexicanischen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüst Zeugniß zu

geben von dem, was die Zukunft an seinem Tode rächen würde.

In Buenos-Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blau- und weiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand recht organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advocaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein, das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouché einst zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete zweideutig der Chef der geheimen Polizei, der sich hier selbst verrieth, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte sich in die Revolution und Francia bewies, daß er die Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab und beeilte sich, seine Eroberung innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein kurzer war.

Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova und studirte ruhig in Assumcion den Machiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Konsequenz der neuen Dinge sei und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen und fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua und leitete eine humane, unblutige Mystifikation ein.

Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah.

Waren dies Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dies die glühenden Stiere des Hannibal? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms?

Der Exekutionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot und zog sich bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine *Kasernen* am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwischen ihren langwierigen Kampf mit dem rivalisirenden Montevideo begonnen, sie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Brasilien wenden, welches Ansprüche machte auf die Banda Oriental. Diese Zwistigkeiten währten bis zum Jahr 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem schaffte.

Rechnet man die Anstrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Westen hin kostete, so begreift man, wie viel Zeit die Usurpation von Paraguay gewann, sich zu befestigen, sich chinesisch gegen das Ausland und die schwankende Tagesgeschichte abzuschließen und einen Zustand zu erhalten, der uns für den vulkanischen Boden von Südamerika unmöglich scheinen möchte.

Paraguay selbst ist einer der fruchtbarsten Binnenstriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation, wie überall in diesem gesegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünstigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebst dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland so neugierig sein und die Theepflanze so sorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des persönlichen Einkommens des Diktators; denn er selbst, der Doktor, ist erster Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbesserungen Linné's und die Wissenschaft im Auge hatte, und kerkerte ihn ein.

Die Bewohnerzahl ist gering und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Mestizen, Farbenschattirungen aller Art begegnen sich in Assumcion; der Rest auf dem Lande sind Indianer, zahme, halbzahme und wilde. Diese letztern können, wie die Darmstädter das R, das F nicht

aussprechen, wobei also das Staatsoberhaupt immer um einen Buchstaben zu kurz kommt und somit keineswegs an die Freiheit, die in seinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der barokken Natursitten Amerika's: ihre Frauen essen kein Fleisch, gleichsam um nicht zu verwildern, sie lassen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthusschen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statistik des Staates wenig günstig ist.

Viele dieser Stämme sind noch nicht einmal mit dem Christenthume bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jesuiten schließen kann. Diese ehrwürdigen Väter wollten die Völker erst glücklich machen, ehe sie ihnen erlaubten, mit dem Rosenkranze zu spielen. So kommt es, daß Paraguay der Antipode von Tibet ist, daß der Doktor hier nicht bloß für einen Doktor der Theologie, sondern für die Theologie selbst gehalten wird.

Und welche Ironie! Francia ist Atheist; keine Seltenheit für Amerika. Lebte doch einer der geschäftigsten Gottesläugner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er proskribirt war und auf den Azoren sich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu seinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den frühern Atheisten, als Schöpfer des Himmels und der Erde verehrten!

Man sieht, welcher Maaßstab an jene hermetisch verschlossenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Ist Francia ein Tyrann? Ein Usurpator wie Cromwell? Nein, er ist ein kalter Philosoph, der mit der Menschheit experimentirt.

Ihr seid immer gewohnt, nach Euch die Menschen zu beur-

theilen, und sprecht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundsätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als verginge sich jener Doktor an seinem Diplom und an seinem Hute, als glaubtet Ihr, man könnte doch Schiller und Goethe oder den deutschen Liberalismus auch wohl besser verstehen, als so!

Nein, wir kennen Francia: es ist Robespierre, der plötzlich unter die Menschen Rousseau's versetzt wird: es ist Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beschreiben und füllen soll. Es ist eine Herrschaft, von der Ironie präsidirt, und grausam nur dann, wenn sich die Langeweile oder hypochondrische Laune des geistreichen Geistlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jesuiten sehen, dann nehmt ihn als Philosophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer scheußlichen Mutter (aber einer Mutter!) gut hieß; nicht von dem flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an seinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch so viel Kenntnisse besaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeister werden zu können, oder an Phalaris und seinen glühenden Ochsen und die Pythagoräische Philosophie! Denkt an Machiavell und den Sprung von den Diskursen über Livius zum Fürsten! Oder an Baco von Verulam, den Verfasser des Organons — und den englischen Kanzler! Ich thue nichts als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrschaft ist das ernsthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter seinen Wilden, die das F nicht aussprechen können, und wenn die frommen Mestizen eine

neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus: „Wann werden die Menschen aufhören blind zu seyn! Eine Reihe von Geschützen an der Gränze ist besser, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dies ist Francia, von welchem man geneigt ist zu sagen, seine Herrschaft wäre priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anarcharsis Cloots ist Diktator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen — aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrome eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten und unter rohen Naturvölkern, welche den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor diesem Miasma nicht sicher war und entschloß sich schnell zu Konzessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen, was *sie schienen*, werden mußten.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah und gab eine allgemeine Repräsentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, durch die sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genies und dann wieder wie von dem Resultate solcher Kenntnisse, die freilich daheim in seinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländischsten Sprachen, citirte die ökonomischen Schriften Xenophons, um einen kleinen Geldposten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß sie über Adam Smith und den Physiokratismus ihre Stimme abgeben sollten. Dazu kam noch, daß sein drittes Wort Uneigennützigkeit war und er von den Deputirten so viel Patriotismus verlangte, daß sie keine Entschädigung in Anspruch nehmen durften.

Da sehnte sich denn Jeder aus der theuern Hauptstadt nach seinem Meierhof zurück. Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntnisse auch die Demokratie eine unvollkommene Verfassung wäre, und in einer der schönen südamerikanischen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden brasilianischen Nachtfalter, waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philosophen von Assumcion verschwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu scherzen, wenn Francia seine Indianer erschießen läßt, die sich unterstehen ihn starr

anzublicken. Man erzählt dies. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia, führen tief in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit und der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlets, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genies und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und ungerechte Citate wurde die Freiheit aus einer Abstraktion eine juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Distrikte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und *glücklich* mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreff-

liches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, welche der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Konzessionen sind hier wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denke sich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Perücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen Marino Falieri von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt!

Er starb im Jahre 1840 in Folge einer überhandnehmenden Wassersucht.

Armand Carrel.

Athemlos, in einer ewigen Bewegung, drängen sich die Aeußerungen des politischen Lebens in Frankreich, so daß selbst der Umfang von Paris nicht groß genug zu sein scheint, für jede derselben einen hinreichenden Raum zu lassen.

Nichts ist dort vollständig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten, Triumphe zu feiern; diese hält nur in der Stille ihre Leichenbegängnisse.

Auch für den Contrast ist nicht Raum genug da. Die Masse der Interessen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, schattirt sich ineinander, so daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unversöhnliche ihres Abstandes zu verlieren scheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erscheinung, wie der große Prozeß des National vor der Pairskammer, entscheidende Folgen gehabt haben; überall, wo Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dies Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie poetisch ist.

„Wir — die Männer des National!“ welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase, die Armand Carrel aussprach? Welche Verbindung gibt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, welche jenes schroffe Jenseits erobern möchten könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!“ ein Contrast, der überall siegen würde, der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, welche leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

Man sahe damals wirklich einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathieen, welche überraschen; eingerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend: man sahe diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sahe diese bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die, wenn man sie nicht zu Fuß haben will, wie Mirabeau sagte, zu Pferd kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomieen einen Tag, tröstete sich, daß was kommen mag, unvermeidlich ist und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde,

das sich auf die Weihnachtszeit freute, zu seinen Gönnern, zu seinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß bis zu irgend einem großen Stegreifereigniß oder einem entscheidenden Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt und daß nur der fest steht, welcher sich bewegt; der Besitz ist fortwährende Eroberung oder Vertheidigung; die Existenz ist ambulant; noch ist die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraste siegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu positiven Resultaten führen, wenn nicht Unvorsichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernst machen sollte. Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin belästigt sein; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erst eine Weile schweigt und sich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu schieben; in Frankreich entscheidet aber nicht die Manier, sondern die Gesinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterschriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieselbe Sache? Kann der Tiersparti mit seinen halb napoleonistischen, halb bürgerlichen Manieren, mit seinen linkischen Complimenten, mit seinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, seinem kurzgeschnittenen, ungelockten Haar, mit seinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er kleine Pasteten mit der Gabel ißt, lä-

cherlich machen — kann er mit diesem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynastie in Verlegenheit setzte?

Ach, bei Leibe nicht! Nein, beide vereinigen sich in der Ansicht, welche sie von einer parlamentarischen Opposition haben; beide, Tiersparti und Doktrin, halten die Opposition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magensaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Radikal ist keiner von beiden gesinnt. Hier ist ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit setzt. Die Doktrin täuscht sich hierüber nicht; sie erklärte längst, daß der Tiersparti nicht wagen wird zu siegen.

Die Doktrin spielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für sie ein Interesse erregt hat. Wer sähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, diesen geistreichen Roué, der das ganze Königthum in seiner Hand zu haben scheint, und der dennoch ihm so verhaßt ist, weil er seinen demokratischen Ursprung nicht abstreifen konnte, weil er alte burschikose Ausdrücke und Formen beibehielt und sich noch immer so benimmt, wie ein junger Schüler des Collège, der plötzlich einen Wechsel von Hause bekommen hat, sich mit seinen Kameraden einschließt und einige Tage lang seine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem Staatsrath Mignet die Namen der Freundschaft austauschte, wo ihre Schwüre gemeinschaftlichen Feinden galten, wo sie zusammen Luftschlösser bauten und sich wechselsweise belauschten, wie mit den wachsenden Barte die Illusionen schwanden.

Mignet, ruhig und gesetzt, von ängstlicher Besonnenheit, der pedantische Gegenstand der Späße des kleinern Thiers,

immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiser Vorsicht, ein Meister des Styls, ganz plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente.

Thiers, lebhaft, Räsonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises, Meister der Menge, imponirend durch den Willen und die moralische Macht der Wahrheit, welche elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik, und doch auch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chriemhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieser Tage macht unsre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, als die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher

entwickeln, als die Meinung. Die Anbetung des Kaisers steigerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit der sinkenden Größe des Mannes zusammen: die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person.

Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm, Alles fiel in Eins zusammen und auch in eine Thatsache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen strafte und großen Anfängen ein kleines Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden abgewiesen; die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspektive; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zerstampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Aeltern und ließ sich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn gern hinter ihren Ladentisch gestellt und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; denn es waren ansehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen und das Heil der Welt in guten Preisen des Indigo und Pfeffers suchten.

Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr

Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, welche später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Ideen; die jungen Männer griffen sie auf und versetzten sie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unserm Jahrhundert angeboren wird. Man verschmähte nicht den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigene Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war ein Geist der Unruhe, um so gefährlicher, als sich zur Poesie noch die Einflüsterungen und das Gutheißen von Männern gesellten, welche durch ihr graues Haar das Unwahrscheinliche möglich zu machen schienen und das Verbrechen heiligten.

Auch war nicht Alles Unbesonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zusammenbrachte; sondern schon historische Einsicht in Frankreichs betrogene Geschichte, eine Ueberzeugung, welche theoretischen Ursprungs war und sich nur der Leidenschaften bediente, um Sympathie und Märtyrer für sie zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29sten Regimentes. Die Militairverschwörung von 1820 verzweigte sich auch in *diesem* Corps; die Entdeckung derselben ging aber diesmal

noch schonend über dem jungen Republikaner hinweg, welcher früh die Vorsicht des Mannes entwickelte und von weisen Combinationen einen Vortheil zog, der der guten Sache immer zu Gute kommt.

Carrel wurde versetzt; doch brach seine Geduld zuletzt an der fortwährenden Vereitelung der patriotischen Absichten. Die geheimen Gesellschaften waren vom Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre Streitkräfte und Carrel sahe ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müsse mit Hindernissen; wie so viel scheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beschönigen pflegen.

Seine Seele dürstete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgesagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu bestehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, schwang sich auf einen kosmopolitischen Standpunkt und beschloß der spanischen Sache seinen Arm und seinen Tyrannenhaß zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee und ertrug unter Mina die Mühseligkeiten des spätern katalonischen Feldzugs.

Als diese Dinge scheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Kapitulation einbegriffen, doch in Toulouse zum Tode verurtheilt.

Die Schicksale haben in diesen Kämpfen oft wunderbar schnell gewechselt. Noch heute trifft es sich wohl auf der pyrenäischen Halbinsel, daß, nachdem an eilf Unglücklichen das Todesurtheil vollstreckt ist, für den zwölften die Flinte versagt und im ganzen Bereich so wenig Pulver vorhanden ist, daß man kein frisches auf die mörderische Pfanne schütten kann.

sagte dem neuen Königthum den Eid und begann gegen den 7. August und den 13. März einen Kampf, der noch dauert.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trug bei ihren verschiedenen Propheten im Jahre 1834 nicht dieselbe Physiognomie.

Die Republik der „Tribüne" war keine Perspektive der Combination, sondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es waren die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausschüsse, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe ersetzen sollten. Die Republik der Tribüne war noch nicht constituirt, ihre Gesetze waren noch ungegeben, es war mehr ein historischer Enthusiasmus, der sie verkündete, ein Andenken, berauscht von dem großen Revolutionsprozesse früherer Tage, berauscht von den erhabenen Phrasen, welche damals noch unter dem Beile gesprochen wurden, berauscht von der Kunst des Todes, welche seit den christlichen Märtyrern nicht so meisterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fing keine Grillen über die Zukunft, sie war nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; sie spielte mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit dem Dekadi und ähnlichen Nebensachen, welche bei ihr die Stelle dessen vertraten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht. Die Tribüne hat sich nicht halten können.

Der National beruht auf einem andern Calcul. Er hält die Zeit der Republik, wie sie in Frankreich schon gewesen ist, nur für einen transitorischen Zustand. Die damalige Republik war nichts als Revolution; sie stand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Gesetze starben, wie in werdenden

Zeiten, immer schnell ab, sie hatte noch keine, sie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proscription, für die „Tribüne" so nothwendig, weil sie die Republik mit der Revolution verwechselte, sind für das System des National unwesentlich. Es ist nicht Grausamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände stumm die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern welche mit Schmerz aufwachsen unter tranchées, maux de dens et rugissemens. Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

Die Philosophie des National verbietet ihm auch zu konspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeschehen lassen wird und welche noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menschheit zu stellen wußte. Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöscht ist und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre und solche zu geben, welche die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther befriedigen können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse, die auch seiner Positivität voran gehen müssen; er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in

welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer, in welchem wir vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns so oft mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn sie schon ihre Rechte hätte, zeigen würde. Nicht aus einer weiten Abstraktion, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigne Hand, ist anständig und zulässig in gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Seiten zeigen, daß ihnen es nicht unwünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen?

Dies ist das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen und von dem Genie, das man gern den Gegnern abwendig machen möchte, abschlägige Antworten zu bekommen.

Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo

sich zwar Alles zu beeilen scheint, der zahlenden Autorität seine Dienste anzutragen; aber zugleich Dienste, welche nur im Vorüberflug dem Leistenden Vortheile abwerfen sollen, bis zur zwölften Stunde, so lange bis ihn das Gespenst der Impopularität vertreibt und er so viel gewonnen hat, daß er sein ferneres Glück der Börse anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchste Gewalt mit so vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben ist, wo die Juristen für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie sorgen sollen!

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßstabe der französischen Revolution, so wird man sehr rasch zur Hand sein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen. Dies ist eine große Ungerechtigkeit; denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, sondern an der Revolution; der National aber übersieht die Revolution, weil es in menschlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu bestimmen, wie sie werden und wodurch sie kommen.

Der Sache des „National," mit der wir seiner bonapartistischen Richtung wegen als Deutsche uns nicht besonders verwandt fühlen können, schadete unermeßlich der frühe Tod Carrels. Seine Nachfolger haben ihn nicht ersetzen können. Armand Carrel fiel im Jahre 1836 im Duell von der Hand Emile de Girardins.

Ancillon.

Selten bietet das Leben deutscher Staatsmänner einen biographischen Reiz dar. Es ist aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zusammengesetzt, es kommt erst dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greisenalter erreicht hat; ja oft ist selbst der höchste Rang, mit welchem ein deutscher Staat seine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geschichtlichen Interesses, wie groß auch die stillen und bescheidenen Verdienste sein mögen, welche man sich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das ist der loyale Gang, welchen die deutschen, im Gehorsam gegen ihren Herrn ergrauten Staatsdiener fast alle gemacht haben. Dieser Gang ist friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, sich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden und darf darauf rechnen, für sein geduldiges Fortziehen der Staatsmaschine eine Menge geräuschloser,

kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Eidame zu verheirathen, seine Wittwe zu versorgen und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirruyg kommen können; man hat gesunde Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reduktionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; dies sind die bedeutendsten Epochen und Einschnitte in das Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dies ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergeblich sucht.

Die kleinen constitutionellen Staaten fordern allerdings jetzt das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird nur eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen und sie das in der That sind, was sie zu sein — keine Verpflichtung haben. Hier lauscht die Geschichte und zeichnet sich manche Thatsache auf. Die preußischen Staatsmänner konnten früher selten größer sein, als ihre Verhältnisse, da die letztern unverrücklich vorgeschrieben sind: eben die liberale Zulassung aller Stände in die Carrière schwächt die Vorsprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde stehende, reiche und massenhafte Aristokratie hat, so gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädestination für das Verdienst und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfassung und Repräsentation ist, so gibt es auch dem talentvollen Emporkömmling, dem Genie keine Anwartschaft, wenigstens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch manchmal geistvolle Auffassung seiner Dienstpflicht verwandelt ist.

Neben diesen jüngern Staatsmännern finden sich noch zahlreiche Reste von Preußens historischer Vergangenheit; Namen, deren Anfänge sich in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umstände in Stellungen gekommen

sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an manchen charakteristischen Zügen, an kleinen überraschenden biographischen Wendungen, an Lebensschicksalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen ist, herantritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms II., welche ihres unparteiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers noch harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emanzipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs II., den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war damals die Zeit der Rotüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer glücklichen Stunde; man kann darüber im Urtheil nicht so streng sein, denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ sich durch diese Periode der Günstlinge am besten an. Welche Menschen sind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber sie rissen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, sie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen und

machten dem demokratischen Elemente Raum, welches später den Staat gerettet hat.

Es war damals leicht in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theile Militairs, welche sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hilfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, welche die politische Autorität verführte, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand damals Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn Er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauspieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geworden wäre und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben sterben zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte das einzuholen, was man glaubte versäumt zu haben, die Appellation an die Masse, an das Talent, an den Zeitgeist.

Unter dem Ministerium Stein feierte die Humanität einen

ihrer seltensten Triumphe. Man sahe einen Staat, erschöpft in den alten wurmstichig gewordenen Mitteln der Regierungskunst, sich der Natur und dem lebendig strömenden Volksgeiste hingeben; eine Verjüngung im frischen Blute der Demokratie, eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte. Unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; seitdem aber ist wieder Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen. Die Staatsmänner dieser neuen Schule bieten vielleicht einmal später Stoff zu einer besonderen Charakteristik: jetzt aber nur die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigstens dem Alter nach, jener Namen gehört, dessen Talenten und Lebensschicksale diese Skizze gewidmet ist.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein ausdauerndes Gedächtniß erworben haben.

Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, welche damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Kolonie immer die günstigste war.

Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, welcher es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen

fortzuleben. Diese Emigranten hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaften und Industrie, welche ihnen schnell die Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit fast zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich unter einander auszeichneten und welche doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist niemals so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der Berlinischen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heut unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Kolonie auffallend von jedem andern Berlinischen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altkluger Ausdruck, der sich früh in der Familie bildete, hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewisses Calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; hier die Eigenschaften, welche oft gänzlich entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Kolonie noch glänzender, da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück von Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche der undeutsche Friedrich vergötterte. Seit der König sogar den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Kolonie steigern. Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Heroen, dichtete Chansons und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, welche mit Voltaire wetteifern sollte und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle diese Dinge sahe aber Frédéric Ancillon hinweg; er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung und bildete sich für das geistliche Fach aus, das von seinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben.

Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem

wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird.

Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken und fragte sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Bossuet, Mabillon und Malebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie sie auch noch die kritische Philosophie entstellte, Ekel verursachen: noch mehr, wenn er die Beredsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält, wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit oder selbst zu der deistischen Gewandtheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf ein glückliches Naturell sich gründeten oder die doch immer eingestehen mußten, daß für sie der klassische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb? Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution hinein, welche

mit Kant über Deutschland kam und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobis.

Das Princip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte und von Dogmen, welche er auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das Gemüth haben, appellirte. Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen schweren Forschungen manchmal die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln, ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus und scheute sich vor den Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte.

In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, welche so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen; schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystems, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin und die stärksten und lebhafteren Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich in ihr schon so durcheinander wirrten, daß nur

die physische Gewalt der Leidenschaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte und selbst da noch, als der Schrecken statt des Gesetzes zu regieren anfing, diese blutigen Bewegungen mit weiser Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann sehr bestimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer so philosophischen Weltansicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde. Sie sahen ja die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit der glorreichen Regierung Ludwigs XIII., mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; sie gaben in der allmählig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, alle die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV., die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden.

Wir streiten hier nicht über Ancillons fernere Ansicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derselben

unvermeidlich schien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man sie zu regeln unterließ, herbeigeführt sein sollen; erwähnen sie aber, weil sie deutlich die praktische Richtung, welche Ancillons Geschichtsstudium nahm, erkennen läßt. Seine Ansicht von der Revolution ist mehr die eines Geschäftsmannes und Publizisten, als die einer philosophischen, fast möchte man sagen, superstitiösen Abstraktion, welche die Dinge geschehen läßt und nichts in ihnen sehen will, als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon schloß sich frühe jenen Schriftstellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewissen Instinkt des Abscheues und mit Leidenschaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robinson welche in Allem, was jenseits des Rheins geschah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten sahen; sondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geschichte und der Leidenschaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moralische Imputation am Ende theilten. Die historische Schule von Koch in Straßburg begann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandtesten ist.

Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule in Berlin angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten, wenn sie statt Türenne und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber von dem Geiste der Insubordination anstecken ließen, welcher durch die Gendarmerie-

offiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Personen damals aus übel verstandner Genialität genährt wurde.

Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen, sie griff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon wäre nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit oder wie man es damals nannte, Bravour fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geschaffen zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war, aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu siegen oder das Unglück mit Würde zu ertragen, beim Prinzen Louis.

Ancillon sah von dieser Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche sich anheischig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der

Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist und der Loyalität, welche an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, welche sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philosophie, welche durch Kiesewetter repräsentirt wurde. Kiesewetter gab sich damit ab, die Kantische Philosophie zu trivialisiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr seinen bequemen Manieren und seiner Stellung verdankte, als einer besondern Fähigkeit, welche seinen flachen Geist ausgezeichnet hätte. Kiesewetter milderte den Ernst der Philosophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenschaft ein kleines Zugeständniß machte; er zog es vor, statt am Hofe den kategorischen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu sorgen und arrangirte Bals masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterstützte.

Der Ernst der Zeit machte diesen Resten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritanische Strenge stach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthusiasmus und Entsagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand gegeben und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtete, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken, in ein Herz, das der Welt schlagen will, gepflanzt hat, kann ihn für alles das ver-

antwortlich machen, was in der Erziehung nicht aus dem Naturell hervorgeht.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch bis 1840 zu erwarten hatte, entwerfen sollte. Die Resultate derselben sind noch unbekannt und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr das Uebergewicht erhalten hat. Später hat Ancillons Ansicht gesiegt. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht, wie er ausdrücklich sagt, in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter „unbefugter Schreier", die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen. Wenn

von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag. Dies Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren und ihm einen consultativen Antheil an der Gesetzgebung gestatten, ohne Initiative.

Natürlich war dies nur eine persönliche Ansicht, welche das Gesetz über die allgemeinen Reichsstände, statt zu vollziehen, umging, die Ansicht eines Gelehrten, welcher seine eigne Theorie des Staatsrechts hatte, die Ansicht eines Beamten welcher Gelegenheit hatte, in den schönen Mechanismus der Regierung einzusehen und keine Lebensäußerung für zuverlässig hielt, als die mit Controle und im administrativen Sinne. Zur Erhärtung seiner Stimme kam allerdings das Zweikammersystem, das in Deutschlands kleinen Staaten improvisirt wurde und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für sonderbar hielt, auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu sprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußischen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht besitzt, eine Aristokratie, welche mit ihrem Grundbesitz eine imposante Stellung einnähme, einen gewissen gothischen Modergeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen schon vertrieben hatte. Doch haben sich alle diese Dinge seither geändert. Ancillons Ansicht war wirklich keine bloß wissenschaftliche, sondern die Prophezeiung künftiger Fakta, die zwar für den gothischen Modergeruch hinlänglich gesorgt und doch keine Verfassung gegeben haben.

Die Restaurationsperiode von 1815 — 1830 forderte

die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus. Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten einen neuen Gegner, statt Napoleons die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten. Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jahren gelassen hatte; und in Berlin erhob sich die Hegelsche Lehre mit so vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philosophirte. Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen, sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln und dies logische Kopfüber etwas länger fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst zurückkehrte.

Ancillon nahm seine Modifikationen der Jakobischen Philosophie wieder auf. Seine Resultate haben keinen systematischen, wohl aber einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft und begnügte sich damit, die mannichfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Prozeß, in der wechselseitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Instinkt,

welcher durch mannichfache Bewußtseyns-Zustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie macht, indem die Vernunft mit den Existenzen gleichsam multiplizirt wird.

Jakobi philosophirte, um gewisse Dinge, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zustande, wo die Dinge so zu sagen nur der Wunsch sind, daß sie wären, sondern sucht sie zu beweisen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn sie diesem eine Verdunkelung Gottes ist, so ist sie bei Ancillon eine Hülle desselben; sie hat bei Jakobi in ethischer Beziehung negativen, bei Ancillon aber positiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich diese Untersuchungen ab. Ancillon, welchen sie wieder in das Gebiet der Geschichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte sich dem politischen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem ersten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußischen Politik.

Nur wer in den faktischen Folgen der neuesten Bewegungen unsrer Zeit nichts sieht, als die Erfolge einiger verbrecherischen Leidenschaften, oder sich dem Glauben hingeben kann, alle Thatsachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden, nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politischen Behauptungen durch die Erfahrung nicht bewiesen worden ist. Die Einwendungen der Conservativpartei gegen die der Bewegung waren so gut Hypothesen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen sich die letztere schmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag. In der Stimmung und Laune, welche die

Freude über gelingende Coercitivmaßregeln veranlaßt, entfällt selbst der Besonnenheit und tiefern Einsicht in den Lauf der Geschichte oft ein Urtheil, gegen welches schon die nächste Zukunft eine Protestation einlegt, die um so siegreicher, je faktischer sie ist. Kein Faktum steht aber sicherer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußische Politik hat somit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigste Abrede gestellt hatten. Die Stellung, welche Preußen seit der Julirevolution nach Außen annahm, war als eine friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr wurde der Friede geboten, nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen. Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß die Dinge ihm nicht neu waren?

Die Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, damals eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publizisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen.

Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so leichter zu erringen waren, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden

zu gebieten schienen; später, wo die neue Ordnung der Dinge in Frankreich sich mit der alten assimilirt hatte, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt ist, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderiren konnte, später eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von welchem die Staatsmänner einsehen mußten, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als jede andere Allianz.

Ancillon starb mehre Jahre vor der Zeit, die ihn vielleicht auf den höchsten Gipfel seines Glückes gestellt hätte. Eine Menge in ihm schlummernder Ideen würden dann erst zu ihrer vollen Geltung gelangt sein, als sich die unter Friedrich Wilhelm III. etwas starr gewordenen Dinge in Fluß setzten und zu neuen Schöpfungen und Gestaltungen nicht nur die Nothwendigkeit sich offenbarte, sondern auch der Wille des Nachfolgers, dessen Geist und Herz ihm so nahe standen.

Rothschild.

Wenn es schwer ist, von dem Finanzgetriebe unserer Zeit eine gewissenhafte Meinung zu fassen, so ist es deßhalb, weil das Ganze so wunderbar der Phantasie imponirt. Trügerische Begriffe durchkreuzen sich hier mit offiziellen Thatsachen, Fiktionen mit wesentlichen Resultaten, Hypothesen mit erwiesenen Schlußfolgen, kurz es ist ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen ist, eine Identität des Idealen und Realen, welche schlagender ist als die der Hegel'schen Philosophie.

Was ist Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenstände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erst Adam Smith sagte: Geld ist das Triebrad der Cirkulation. Das ist die Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Cartesius mit cogito ergo sum im Reiche der Geister wirkte, das hat für die materielle Existenz, für Luft und Athem die Phrase gethan: Geld ist das Triebrad der Cirkulation. Man riß sich los vom Begriffe Geld als

eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man sagte: Geld ist keine Waare, Geld ist Nennwerth, Geld ist die Formel einer Idee, Geld ist nur Chimäre. Man sagte: Schüttet die Schachten von Potosi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Flusses Silber, daß sie damit ihr feuchtes Haar schmücken! Kredit — das ist das rechte Bergwerk, Kredit ist das eigentliche Amerika, die krediteinflößenden Mienen unsers Antlitzes sind ohne Wortspiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und so kam es, daß das Papiergeld geschaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbestimmung und konnte somit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszusprechen! Geld sollte nur noch ein Umsatzmittel sein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unaussprechliche Kapital an Industrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geistiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblicke, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil

mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich reeller, d. h. vorsichtiger, als die frühere und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom, welches über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei weitem übersteigen! Wenn es nur dies wäre, daß die Borgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt es alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith; aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins beträgt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es giebt rauhe und empfindungslose Menschen, welche für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, gar kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich wäre, wenn die Völker die Spaziergänge der Kapitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß bloß von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Kapitals. *Sie glauben* sich aus finanziellen, moralischen und politischen

Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen. Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Kapitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß gering besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspieles. Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, welche den Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich Niemanden aufgedrängt haben. Die] Verpflichtungen sind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Riesenbau von Dukatensäulen mit Piasterkapitälern und flatternden Couponsguirlanden umgehen und das blitzende Wunderwerk anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt lehnt sich der Autor an seine bescheidene Honorarsäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Kurszettel aus der Couliſſe unter ihre Fittige gebunden; ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die 3prozentige Rente gestiegen ist; Kuriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen; die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen und Nathan Rothschild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz

frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist, um damit die Zinsen der brasilischen laufenden Schuld zu decken. Ist dies nicht interessant?

Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschilds jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan als Sonne unter den europäischen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand küßt und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens der Katholischen ernannt wird?

Beschäftigt Euch einmal gläubig einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspektive einer Zeit, die noch nicht lange verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Die Frankfurter Judengasse! Zwei schmutzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte, ziehen sich in einer ängstlichen, finstern, schlecht gekehrten Parallele neben einander hin, von einer unvollendeten Synagoge bis zu dem jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer einen innerlichen Zusammenhang unter sich haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wan-

dernde Hausirer, die Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte — o man lernt hier eine planmäßige Existenz, wie sie hinter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, zusammenreihen. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineingucken läßt; ist es nicht, als stäcken Dinge darin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden? Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn. Mitten unter Auskehricht, Resten kauscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier Alles fast wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Messias endlicher Erscheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakonisches, mit humoristischer Freiheit gesprochenes Deutsch. Die Gesichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich wuchernden Triebe der jüdischen Natur zu entstehen scheinen, das nachlässige, die Hand in die Inexpressibles gesteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeschwollenen Leibe, kurz alles jüdisch Charakteristische trägt in sich einen vielleicht ganz harmlosen Ausdruck, aber dem bösen Gewissen des Christen, einer jahrtausendjährigen Verschuldung, dünkt er wie mögliche Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gasse und den jährlich 14 Brautpaaren; darum versehen wir uns nichts Gutes hier in dem Quatiere Israels.

Aber großmüthiges Volk! Nichts als leben willst du,

nichts als jenes unblutige, vor Moses gerechte Fleisch, das der Schächter seinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel und Menschen, welche Lust zu handeln haben, Menschen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier ist keine Rache und ich verdamme meine Phantasie, wenn ich auf dem Gemüse-Markt stehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln und ich mir über Eurer dunkeln Gasse, über diesem von allen Nebengebäuden und den Beistraßen isolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich malen muß, als sei diese ganze romantische Antiquität dazu bestimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erschreckt nicht! Ich bin keine Cassandra.

In der Frankfurter Judengasse nun wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauses Rothschild war, Mayer Anselm Rothschild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anselm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolfgang an der schlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thumim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und einst die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und *Ketiph* ist und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des gro-

ßen Rabbi von Toledo, der zuerst den Werth der Masora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus seiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er suchte statt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als sich das Projekt, im Violettkleide ein Priester zu werden, zerschlug, da war Mayer Anselm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens gestellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien Theresiens und den Unterschied der preußischen Viergroschenstücke von den falschen Ephraims Friedrich des Großen; sondern er blieb noch stehen bei einer Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten sie nun von Gold, Bronze oder Kupfer sein.

Mayer Anselm war bewandert in jeder Centurie, in persischen und byzantinischen Münzen, er war geschickt, das Werk des Professors Eckhel in Wien zu rezensiren, wenn ihn die Salzburgische Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geschäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geschäft wäre); aber er that es wie Moses Mendelssohn, der auf der Burgstraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaarenhandlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geistes blätterte.

Nur war der Unterschied der, daß Mendelssohn für Kant, Mayer Anselm für Winkelmann schwärmte. Jener unterschied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erscheinung, dieser einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie sich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato und beide wieder von Sokrates

unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrungen sind, wo sie ihre Todten begruben, wo man ihre Münzen fand. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte diese Liebhaberei seines Nachbars und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie sie beide so unterhandelten und wie sie sich beide so belehrten über die Nacht der alten Zeiten und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Prozent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anselms Verdienste belohnte.

Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt genug. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; denn dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche in Frankfurt nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothschilds ältester Sohn harrte noch vor Kurzem vergebens darauf, nur in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs

sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige und bankbrüchige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt und ihnen vielleicht die persische Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und sprach leise in sich hinein: „**concordia res parvae crescunt; discordia maximae dilabuntur.**“ So starb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete überall Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselms war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das System der Kontributionen geherrscht, welches für Frankreich die größten Verlegenheiten deckte. Und die, welche sie zahlen mußten, stießen überall auf englische Subsidien und darin eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zustände der vorzüglichsten Staaten den Kapitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oestreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Eu-

ropa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechsel-Verkehr zwischen Fürsten und Völkern schien reell, Jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen, die Entschädigungs-Gelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Gebirge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlösser hineinbaute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen Systeme ausbildeten und jetzt in den Lehren der National-Oekonomen ihre festen, sehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten einer neuen Religion, welche ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothschild zu „operiren" anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Kontinent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oestreich begünstigt und die politischen Maßregeln dieser Staaten zu gemeinschaftlichen für *wenigstens* zwei Theile gemacht, so wäre die Verschuldung

der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, welcher die geringste Provision nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens ist wohl immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dies war nach dem Kriege von 1815 einestheils die Errichtung der Tilgungsfonds, sodann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stücke mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Aktien gehandelt wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht physikalisch bestimmen kann, von wannen er kommt und wohin er fährt. Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, welches von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt und die Demokratie selbst, dies Schreckbild der Kapitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemanden verderben will und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin ist und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Ober-

hand behält, wo es nur eine Maßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen ist. Stände sagten aber gut für die Schulden der Regierungen oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtung ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde durch das constitutionelle System noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Diese Maßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maßstab des besten Willens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse zerstören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oestreich. Nicht nur, daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des östreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten kursirenden Schuldverschreibungen Oestreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques hatten in sich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oestreichs unerschöpflichem Nationalreichthum, seinen ungarischen Bergen,

welche oben das Gold der Rebe, unten das Gold Fafners hüten, von seinen steierischen Eisenhämmern, seinen gesegneten sonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oestreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde machen. Die Metalliques sind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind herumwerfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengirouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothschild waren bald in das Interesse der östreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 liefen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschildschen Loose; 1835 waren schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, welche für originalöstreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligation creirt. Preußen hatte schon im Jahr 1817 von dem Frankfurter Hause 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitalisten ein, Aguado, der für Spanien, Lafitte der für Frankreich und Hayti negozlirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt: sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst, oder durch ihren Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach einem Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maaßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Sou-

verainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen?

Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes ersonnen. Ihr kennt den Roman von Seatsfield, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchstanziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir — sagt einer von ihnen — und über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihre Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich

und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland und das träg-bigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und fügen und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dies ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machination aus, was die unwillkührliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt ihr, daß die ganze Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhafte Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabrizirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphen-Minister soviel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Dimission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede ist, die wie die Gebrüder Rothschild im Angesichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte wohl oft bei ihnen mit unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Fi-

nanzmetaphysik nach dem Muster Oestreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Prozenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, großmüthig von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Projekt vom damaligen Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden seyn soll.

Sodann mochte auch die Julirevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und de facto in Kollisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Gebrüder Rothschild von östreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit längst zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspekulationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überflutheten und der Handelsgeist sich mit unermeßlichen Kreditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte und die plötzlich konstituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild zirkulirte. Die bedeutendsten Han-

lungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankreich stellten zwei der angesehensten Häuser ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Was ist? sagten die Rothschilds.

Sie ertrugen die hessen=darmstädtische Finanzkrisis; sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Kombinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesses und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden ist.

Anselm, der älteste Bruder, gibt in sich alle die Eigenschaften wieder, welche den Frankfurter kleiden. Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem „Platze" nicht kokettirt und nicht einmal rivalisirt.

Dem Salonstone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräsentirte vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packte seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm war Alles kolossal. Jemand sagte über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt.“ Kann man dem Bilde trauen, welches Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so war es ein jovialer Mann, der im Stande ist, sich über seine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthume entfaltete, mehr der unbewußten naiven Freude über sein Glück sich ergab oder ob er sich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie selbst wie ein wunderbares Objekt betrachtete.

Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste seyn. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt.

Jacques in Paris ist Pariser, d. h. ein Charakter, worüber „hundert und ein“ Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius,

der über sie die Wache hält, ein fast unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes und freut sich in dem schmutzigen Viertel die Einzige zu sein, welche alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen oder ein neues Gemälde zu betrachten, das der Sohn neben Oppenheims berühmte Susanna placirt.

In neuerer Zeit haben sich die Rothschilds viel zu nachdrücklich in die innern Angelegenheiten des Judenthums gemischt. Wer durch seine gesellschaftliche Stellung so der durchschnittlich unglücklichen Existenz des Judenthums entrückt ist, wie diese Geldkrösus, denen überall geschmeichelt wird, der kann sich auch nicht mehr im natürlichen Zusammenhange der Bedürfnisse fühlen, die sich im Schooß der jüdischen Gemeinde mit der Zeit herausstellen. Erst wenn die baronisirten Rothschild's nachweisen können, daß sie unter der Stellung der deutschen Juden leiden, erst dann hätten sie ein Recht, jüdische freisinnige Entwickelungen zu verhindern. Wir leben in einer Zeit, wo der Gott der Reichen nicht mehr der Gott der Armen ist. Es sollen andre Ausgleichungen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits stattfinden, als die früher geglaubten. Dahin strebt Alles! Zäh am Alten sich zu klammern, mag Denen sehr leicht fallen, die in der Fülle des Glücks leben! Der Unglückliche muß sich einen tiefern Lebenstrost suchen, als den ihm der Aberglaube mit seinen knöchernen, herzlosen Formen darbietet. Ist das Religion, im Armensünderhemd mit der brennenden Kerze in der

Synagoge seinen Reichthum abzubüßen und gleichsam die Dämonen des Unglücks zu beschwichtigen? Aberglaube ist es, Furcht vor dem „Dalles", Furcht vor dem Dämon der Armuth. Wenn die Rothschild's es für zweckmäßiger halten, selbst bei jenem Glauben zu bleiben, in welchem der Vater reich geworden ist und bei dem sie seither ihre Güter vermehrt haben, so sollen sie sich nicht in geistige Entwickelungen mischen, die sie nicht verstehen und ihren Einfluß, ihre Güter, ja ihre Börsenverbindungen sogar nicht dazu mißbrauchen, daß sie eine Bewegung unterdrücken, die von Gemüthern ausgieng, welche ihrem leidenden Volke einen tiefern Lebenstrost geben wollten, als der aus stumpfer Beruhigung bei abgestandenen und überlebten Vorurtheilen quillen kann.

Sultan Mahmud.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Traktat zu besiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdruckte. Darf man Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europas einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müssen, der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl schnellen Beifall mit.“ Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine, verrathen. Kurz man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald im Triumphe europäische Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur so leichtsinnig den Kern der europäischen Kultur in der Schaale fände und noch leichtsinniger von einigen mehr theatralischen, das Kostüme und die Coutüme betreffenden Metamorphosen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft schließen könnte! Unsre Philanthropie sieht immer mit illusorischen Augen, kuppelt Feuer und Wasser zusammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort sagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu schlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Ostens eine Kulturfrage ist, sondern sie muß eine historische Lösung finden, was man historisch nennt, eine Lösung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir schon von Mehemed Ali sagten, den Enthusiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civilisationsversuche blicken nur auf das hin, was Europa besitzt durch sein anständiges Benehmen und seine Industrie; denn wie könnte man dem stolzen Padischah so wenig Einsicht zutrauen, daß er glauben sollte, Europa's politisches System käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität spielt hier gar keine Rolle, sondern das was man in der Türkei unter dem Namen Nizam=Dschedid verflucht, die Neuerung, das hat einen ganz historischen Grund und soll ganz bestimmten, ächt türkischen und muselmännischen Absichten als Erleichterung dienen. Man muß sich deßhalb über die Geschichte der Osmanen seit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen und seine und Amurats Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg des Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel, welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichrist. Seither ist die Pforte auf ihre Grenze beschränkt; aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnug ist, da der Türke überall, wo er sich niederläßt, nur gewohnt ist, wie im Feldlager zu leben, so mußte mit dem schwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improvisirten, durch die Wechselfälle der Eroberung bestimmten Besitze jetzt einen dauernden Zustand schaffen und so gründete sich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältnissen eine Herrschaft, welche sich rächen und auf Genuß und Vertheidigung sich beschränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günstlinge auf eine tumultarische Weise mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen sich die Sultane in die Serails zurück und drängten die osmanische Geschichte von jetzt an zusammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängnisse, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geschwister erdrosseln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Rosenhecken Mord und Verrath ersonnen wurde und Alles so still ist, daß man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen Sultaninnen des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidne Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab und das Schwert Mohammeds, das ein neuer Sultan noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer, und wären es Blutsverwandte gewesen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen sich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eunuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, welche ihm sein eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufalle und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, aus den Janitscharen.

Diese stehende Miliz, welche sich erst nur aus den Ge=

fangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl und welche deshalb einen so unbesiegbaren Korporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, Niemanden fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Wohnung des Kaisers, „stürzten ihre Kochkessel um," was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, welche sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande und wenn Mord und die im Holz von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte vielleicht mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte vielleicht irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe wieder neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die höchst und ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verworrenen

und erstickenden Atmosphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkischen Namen versöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr ist, als das, was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es ist eines der vielen Probleme unsrer Zeit, beweisen zu können, wie in der Türkei Wahnsinn, Grausamkeit, Schwäche doch oft noch mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und schönen Sittensprüchen zusammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieses Widerspruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweise trifft, sondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugsamem Stolze, in seiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es ist eine ganz falsche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn sie die türkischen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humanistischen Interesse für die Idee oder aus der Scham, etwa hinter der europäischen Civilisation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dschedid ist nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene *politische* Maßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitscharen ein Gleichgewicht zu schaffen. Unsre Philanthropie wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß ist der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge seiner Industrie voraus hat, sich anzueignen; aber kann man die Einführung z. B. der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht um die europäische Kriegführung zu überflügeln,

ließ Mustapha III. den Baron Tott zu sich kommen und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben à ricochet wirft, sondern um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren und sie in eine steife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte.

Warum sollte Achmed III. die Buchdruckerkunst nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und Montaigne hätte sprechen und sie vorziehen wollen zuerst dem Koran, dann den Dschihan = Numa oder dem Belvedere der Welt dem Ussulül=Hikem oder den philosophischen Grundsätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen," welche Werke alle früher oder später in Konstantinopel gedruckt worden sind.

Der einzige Selim III. scheint nicht freigeblieben zu sein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Gustavs von Schweden und Josephs von Oestreich charakterisirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitscharen. Ihr Untergang war nicht die Losung der Civilisation, sondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrschen als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erst im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkischen Alleinherrschaft vernichtet ist, müßte sich etwa die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu spielen gedenkt. Wir sehen das stolze

Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans.

Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätten machen können. Die Pforte besitzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, welches, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einst allerdings Gänse waren? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten.

Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen, welche es tragen; es sind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut träufeln! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, *weil den* Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset

den ach! so leeren Schatz, den Marstall, den Betsaal. Jetzt tretet leiser. Wir sind in der Nähe des Harems. Lauschet nicht, was die cirkassische Odaliske von ihrer Heimath singt, — das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen dort am Fenster setzt eine grüne Brille auf, um eure Mienen zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verstohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er ist betrunken!

Keine Pendanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu sagen pflegt, übertritt er das Gesetz des Propheten: sehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropische Reformator, der der Pforte zugestanden werden muß, Selim III., beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft, während draußen Mustapha IV. herrschte, dem jüngern Bruder des Sultans, seinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkisch und arabisch; doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf sich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profession trieb, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müssen. Mahmud war auf die Schnörkel seiner schönen Handschrift so eitel, wie ein Kommis oder, man erzählt es, der Marschall von Treviso.

Er übte sich gerade in seiner Kunst und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philosophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegerischen Aufstandes an sein Ohr schlug. Das Feldgeschrei war Selim, den Taher Pascha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron

setzen wollten; aber bald erschien der zitternde Mustapha mit seinem Oberstallmeister und würgte den Greis, den sie heimlich überfielen. Mahmud raffte seine Kalligraphieen zusammen, und versteckte sich vor dem Blutdurst und der Furcht seines Bruders so lange, bis ihn die Meuterer selbst aufsuchten, und ihn an des gefangenen Mustapha Stelle setzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigsten Charaktere in der neuen türkischen Geschichte. Das Resultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günstige Tod Mustaphas, die ungestörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Mustaphas und vier schwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitscharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und sich heldenmüthig in die Luft sprengte, und eine zur bösen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuterischen Kasernen unterhandeln müssen. Der Sultan beköstigte die Janitscharen selbst und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden oder sie verschmähten Brod und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europas im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit, das an *allen* Streitigkeiten der Politik seither immer aktiven Antheil

und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad u. s. w. rissen sich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte und zwei Widersacher, welche bestimmt waren, späterhin die ganze Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte wohl gar die treulose Politik, seinen Paschen heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschafts-Bedienten aus Pera strafte er durch den Tod und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung fast erschrak. Den Rest seiner Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selber seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preises seiner Schreibekunst hier so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hineinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob er lesen und schreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter als der Sultan, machte einige gute Kapriolen und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier.

So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen und nicht mit einer Treulosigkeit geendet hätte.

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord

und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Kongresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahre 1822 im wilden Aufruhr gegen den Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Bartcivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Kreaturen.

Khalet lachte beruhigt, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn ja umarmt und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm eine seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las, der alles Vorangegangene, die alten Schwüre, die alten Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon gefaßt und erdrosselt. Das ist türkische Sentimentalität!

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern kreuzten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabströmte

in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das ist türkisch groß, aber sehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in ihren Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Griechen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch „unerwartete" Demonstrationen à la Navarin nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein und was hätte gehindert, daß nicht auf's Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte?

Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dies, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konsequent durchführte. Er verbrannte die

Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er ist der Federball der Intrigue zwischen dreien Kabinetten; wollte er auch seine Statthalter, welche sich emancipiren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fiel ins Meer, als er einmal die Schiffe seiner Hoffnung besteigen wollte.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Grenzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Maske abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten und sie mechanische und Verstandesabstraktionen nennen.

Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Unterschied, ein demokratisch-populaires Element, werde gegen die wunderlichen Statusquos unsrer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon verdächtig macht, nicht darauf, daß unsere Propheten noch der Zukunft so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein glühendes Entzücken gegen das Christenthum, welches auch noch in seiner jetzigen Gestalt immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badeweihen, seiner Moscheen und Fasten ist, kein Moslem, der zur Annahme des Christenthums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hilfe kommen; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten hat, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wohl aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. In Europa und Asien wird man wahrscheinlich einst griechisch beten, in Syrien bis nach Indien hin anglikanisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika — atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich in der türkischen Verlassenschaft getheilt haben.

Karl Johann.

Geschrieben im Jahre 1835.

Auch hier rollt ein Bild des Jahrhunderts auf.

Sinnend, in einer Haltung, die vorauszusetzen scheint, daß sie beobachtet werde, steht im Königsschlosse von Stockholm ein Mann, schlanken Wuchses, stark ausgeprägt in seinen Gesichtszügen, Nase und Kinn kräftig ausgestreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelschwarze Punkte, ein Greis, zwei und siebenzig Jahre, und doch wallt wie die Nacht so dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt sich das Haar und ist erfahrungsschlau wie Louis Philipp. Man trägt eine Perrücke von den schwärzesten Locken, die je ein Italiener trug und ist so alt, weise, mäßig und philosophisch, wie Karl Johann, Ponte-Corvo, Bernadotte.

In dem großen Saale weht südliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Prospect, welcher dem in Betrachtungen versunkenen Greise vor Augen liegt. Der blasse frostige Horizont schwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, welche Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht

mehr, wo diese aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarsee, auf der Ostsee, die eine Eiskruste ist, so weit das Auge reicht, seufzen holzbepackte Lastwagen; ein Eisvogel kommt aus Norwegen und setzt sich vor das große Fenster, wo der König steht. Der König scheucht ihn fort. Er läßt seinen Blick über die Gegend schweifen. Da unten am Schloßthor schultert der Dalekarl, gehüllt in den wärmenden Mantel und mit seines Mundes Athem den Reif wegthauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Catharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über Deine heimathlichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Campanerthal!

Er wärmt sich an seinem Gedächtnisse. Er ruht sich aus im Schatten eines Orangenhains und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzuthauen. Eine Partie lebendiger Wesen, Mitteldinger zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde es im Grase thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, backen eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem ganzen Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen.

Das ist eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußersten Marken des Nordens kam, die ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl sagte, um den neuen König zu sehen. Sie wollte, zurückgekehrt in die Heimath, einen Stoff haben, um den vorüberziehenden Nomadenstämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger wäre als Peter der Große und Gustav Wasa. Es sind Lappländer, die, wenn sie nach Hause kommen, einen nomadischen Geschichtsabriß, eine herumschweifende Zeitung abgeben wollen. Schon seit acht Tagen sind sie in Stockholm, stellen sich an die Straßenecken, glotzen die Häuser an, werden in's Theater geführt, wo sie bei des Komikers Hjörtbergs Scherzen verlegen lächeln und reden in einem um ein Jahrtausend zurückgebliebenen Schwedischen Dialekt, den selbst Professor Rask nicht versteht. Bernadotte besinnt sich. Sie wollten ihn sehen; sie hatten im Vorzimmer gewartet und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, stürzten sie sich hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkst du? An den Tag, wo du im Angesichte der Alpen zwanzigtausend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzosen zuriefest: **Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde?** Nein, du denkst an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elendthier!

Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da stehen sie und glotzen mit ihren dummen Augen in die gescheutesten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut in dem warmen Saale; bald stehen sie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranschwimmt. Sie stoßen sich unter einander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen

das schwarze Haar des greisen Mannes. Er ist wie auf Kohlen. Sie betrachten seine goldgestickte Marschallsuniform, diese sonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock ist. Sie greifen nach dem Schwertorden, nach dem Wasa-, dem Seraphinenorden: er mußte sich schmücken, denn woher soll denen, die die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte spricht kein Schwedisch; am wenigsten einen Dialekt, den Rask selbst nicht versteht. Ach, er seufzt! Er dachte an Rousseau, an die Erklärung der Menschenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraste erdrücken ihn. Dort St. Just, wie er bei Straßburg das Heer organisirt, in dem er selbst diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man sieht es nicht, mit stumpfen, aufgestülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächst.

Wenn sie nur gingen! Was sie nur an meinen Epauletten haben! Was thun sie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein großes schmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorschein; da nehmt, Bernadotte! Das ist Rennthierfleisch, sechs Wochen alt, steif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleisch! Sie wollen dir eine Freude machen, Bernadotte! Nimm, man kocht es in Schneewasser, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, schüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Die Lakaien springen hinzu. Der greise König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachsen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er Tabak riecht. **Où est Oscar, mon fils?** ruft er und wankt in sein Cabinet. Oscar versteht Schwedisch, Oscar ist populär, Oscar hat keine

so noble, feine, höchstens von Pulverdampf parfümirte Vergangenheit gehabt, wie der Vater. Oscar muß mit den guten Leuten Tabak kauen. Oscar wird das erfrorne Rennthierfleisch in Empfang nehmen. Oscar wird sich im Schloßhof mit den Lappen im Schnee wälzen. Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois!

Die Krone muß ein großes Glück sein, daß sie Bernadotte auf sein Haupt setzte. Er war Fürst von Ponte-Corvo, beherrschte als Gouverneur Hannover, die Hansestädte, hatte Dänemark in seiner Botmäßigkeit, hatte eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrscher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten, die ich nicht erlebt habe, muß überwältigend gewesen sein. Wenn man Napoleon haßte, mußte man nicht genug erfinden können, was an seinem Ruhme und seinem Schicksale nagen sollte. Die alten Throne stürzten ein. Die Marschallstäbe Napoleons wurden Königsscepter. Der Süd und Nord Europas, Neapel und Scandinavien, sahen Männer von dunklen Anfängen auf ihren von alten Dynastieen abgeriebenen Thronen.

Will man die Geschichte moralisch beurtheilen, so soll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entschuldigen suchen. Da ist ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marsch um die Welt begann, den Aermel aufstreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleisch schrieb: Vive la Republique! Und zwanzig Jahre später steht er vorm Altar der Sturkyrka in Stockholm und des Priesters Oel salbt die Majestät an seine Stirn. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen

jener welthistorischen Metamorphosen einer Zeit in die andere, einer Idee in die zweite und dieser wieder in das, was die erste bekämpfen wollte. Hier ist die Consequenz kein Maaßstab mehr. In großen Perioden entschuldigt der Ehrgeiz der Masse den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen versuchen, in Zusammenstellung einiger Thatsachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anschaulich zu machen, für welchen sich schwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin schlagen nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Egypten. Auch dieser Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexanders, ward Einer von des großen Macedoniers zwölf Marschällen und riß Egypten an sich, als die Verlassenschaft ihres Herrn getheilt wurde. Weise und gerecht war seine Regierung. Er hob den Handel seines Landes und blieb dabei tapfer und würdig der Lorbeern, die er in andern Verhältnissen einst gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen sich die folgenden Bemerkungen, um Bernadotte in seinem Verhältnisse zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß seiner Thronbesteigung und zuletzt um die Regierung Karl Johanns. Unser Verfahren wird zuerst historischer, dann biographischer, zuletzt publizistischer Art sein.

Johann Baptist Julius Bernadotte nannte sich in seinem spätern Leben zu oft selbst einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben sollte, den er seiner Geburtsstadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hätte. „Ich bin ein Gascogner," sagte er nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon sich das Ansehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht stellen; „aber Napoleon

ist es noch mehr als ich." Vielleicht schmeichelte es dem Marschall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu sein und doch immer die Wahrheit zu sagen. Montesquieu und die größten Geister der Gironde waren seine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Lust am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es ist wohl etwas zu enthusiastisch gemeint, wenn man sagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden später die Trennung von dem Handelsgrundsatze Napoleons verdankt. Ich glaube wenigstens, daß Bernadotte damals nur das Wohl seines Landes und nicht das Weißbrod im Auge hatte, das er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich schon fünf und zwanzig Jahre zählte. Jetzt steigt man. In fünf Jahren war Bernadotte Divisionsgeneral unter Jourdan und that sich durch die glänzendsten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikanische Zeltgemeinschaft gekettet. Sie standen sich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadottes Benehmen plötzlich eine politische Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundsätze, welche St. Just in Straßburg der Organisation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von dem Ehrgeize, der keine Grundsätze hat, ausgelöscht worden; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militärischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wohl die erste sein), er ist mit Kleber, Desaix, Moreau, Hoche verwandter, als mit

den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikanischen Sittenstrenge zu Gunsten englischer Manieren, dem Citoyen zu Gunsten des wieder auflebenden Monsieur, den Gehorsam aufkündigten. Bernadotte focht unter Bnonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, aber unmuthig, gereizt, ohne Eifersucht, aber auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Interesse ist, nahe daran war, jenen bourbonistischen Spion, welcher später in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beschleunigen, den Grafen d'Entraigues, aufzuheben, wurde er zum Gesandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz seine Pläne gegen die junge französische Freiheit zu entwerfen begann, hängte Bernadotte an einem schönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel, welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener sahen hierin ein Signal für die Propaganda, sie sahen eine Verspottung jener Krieger, die sie, obschon befreit vom Kriegsdienste, aus ihren eigenen Mitteln freiwillig in die Fluren Italiens gesandt hatten, rissen das Straßenpflaster auf, warfen dem Gesandten die Fenster ein und benahmen sich so tumultuarisch, daß die Dragoner aus der Josephstadt, kaum angekleidet, herbeisprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechts Einhalt zu thun. Der Krieg sollte aufs Neue losbrechen; so war die Meinung des beleidigten Directoriums. Doch Buonaparte weigerte sich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Ursache fehlte und die Thorheit Bernadottes von

keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonapartes Rückkehr aus Aegypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn aber am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Josephs Buonaparte, Desirée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von Natur sentimental*), bewahrte der Gattin Bernadottes eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude daran. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden ver-

---

*) Las Cases, der Napoleons Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannichfach aufgefordert hätte, Werthers Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W. Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Aegypten den Werther gelesen und eine Nation, die solche Bücher produzire, verachtet hätte? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist aus der Luft und aus Menzels Goethe-Haß gegriffen.

ließ und bis vor sechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechselnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demselben rothen Hause, welches jetzt die Thurn und Taxis'sche Postanstalt. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiste, um legitimistische Studien zu machen und sich auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie er es neulich in Kalisch that, gab der Mutter in Brüssel ein Rendezvous und suchte sie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab sie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, ist jeden Abend im Theater, wo sie kein Wort von den Stücken versteht, und hat sich als Hochmeisterin in alle die Gesellschaftsorden einschreiben lassen, welche von der schönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügungen gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleons Herz den Saamen einer Gesinnung, der ihm von diesem Augenblicke nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte war ehrgeizig. Das kann selbst Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität seines psychologischen Scharfblickes beschrieb oder beschreiben ließ, nicht in Abrede stellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsministerium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Krise zu schildern, die mit einer Revolution enden müßte, fragte Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit sagen, warum er im Kamisol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür stünde und eine Cigarre rauchte, da jetzt Jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter

den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?“ „**Contre tous les perturbateurs de la République!**“ antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre machte. Barras und Sieyes, (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle einer Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war eine Protestation gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andre und doch zu ehrlich, um Rücksichten zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbeeren zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, er übersah, daß nichts den Herzen der Nationen sich so einschmeichelt wie die Tugenden des Friedens und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt,

wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, welche von Antwerpen aus sich näherten und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb, durch das Aufgebot der Nationalgarden. Diese eigenmächtige Verfahrungsweise war ganz dazu geeignet, Napoleons schlummernden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch seine Veranlassung, als durch die Meinung, welche ihm vom Volke imputirt wurde, in fast allen Conspirationen genannt wurde. Mallet, der schon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerschrockenen Manne so verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zusammen genannt. Man nahm es als fest an, daß dieser General noch unter der consularischen Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptstadt verabredet und den Umsturz der damaligen Verfassung bezweckt haben sollte. Napoleon selbst war nicht der Letzte, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wollte, daß Niemand mehr gegen ihn zu conspiriren wagte. Bernadotte söhnte sich, durch Josephs, seines Schwagers, Veranlassung mit dem Machthaber wieder aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savarys, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und das allgemeine Schrecken der Generale geworden war, seit der biedere unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadottes. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so

sehr wie den Patriotismus dieses Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlassungen dieser wiederholten Zerwürfnisse. Am ersten Orte sollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das Preußische Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feste Position nehmen, sagte Napoleon zu Antomarchi noch auf St. Helena, und das Preußische Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er bei, oder, wenn man Rapps Berichten folgt, nach Napoleons Meinung weniger Eifersucht auf den Ruhm der andern Marschälle: denn wenn es Bernadottes Wünschen gemäß gegangen wäre, so hätte, wie Napoleon sagte, Davoust die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadottes, der sich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachsen, die er commandirte, Lobsprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich gestehe, daß der Bericht, den Bernadotte über den Muth der Sachsen abstattete, die Erwartung übersteigt, die man von der Tapferkeit eines Volkes haben darf, welches zum größten Theile aus Gelehrten, Buchhändlern und Sänftenträgern besteht, und glaube mehr an die Ansicht, welche sich über die Schlacht bei Wagram in der Geschichte festgestellt hat, daß die Sachsen, eingedenk des deutschen Vaterlandes, das sie in den Oestreichern bekriegten, gewichen sind; aber Napoleon nahm Gelegenheit, den Prinzen von Ponte Corvo wegen eines in diesen kritischen Zeiten so übel angebrachten Complimentes an die Bundesgenossen in den Augen der Franzosen als einen Verräther der Nationalehre zu bezeichnen. Die Zwistigkeiten bei Eylau waren dieser Demüthigung vorausgegangen. Dort hatte

Napoleon, um die Ehre eines schwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Bernadotte geschoben und ihm den Vorwurf einer Verspätung seines ihm zu einer bestimmten Stunde vorgeschriebenen Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte wußte von Nichts. Der Offizier, welcher ihm die Depesche überbracht haben sollte, war todt und Napoleon hatte gut weise sein, wenn es sich um die Vertrauten seiner Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte seinen Abschied und beschloß, in Frankreich als Privatmann zu leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napoleon war überrascht und leistete in der ersten Hoffnung, für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Widerstand. Derselbe Marschall, den er einst vor ein Kriegsgericht stellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als seinen Haß, war daran, eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Napoleon ließ ihn ziehen, versprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erschrak erst, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechsel entspann sich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie sind erstens Franzose, zweitens französischer Prinz und erst drittens König von Holland oder Schweden: dies war sein Refrain. Der Ausdruck: das Interesse meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer sich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie gründen konnte ohne Machiavellismen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, so ließ' ich ihn in Vincennes erst Schwedisch lernen!“ „Bernadotte war es,“ sagte er in St. Helena zu Las Cases, „der unsern Feinden den Schlüssel zu unsrer Politik, die Tactik unserer Armeen mitgetheilt; er ist es, der

ihnen die Wege zum heiligen Boden gezeigt hat." „Er ist jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne sitzt," fügte er ein andermal hinzu; „das ist ein Skandal, dessen Beispiel für die legitimen Monarchien zu gefährlich ist, als daß sie es ungestraft lassen könnten." So riß ihn die Leidenschaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte besaßen denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der Andre nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthliches Leben führen läßt, wenn auch unterm sechzigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft Gustavs müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von „Sr. Majestät" von seinem „Papa" zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemals polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern *pflegt*, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich

aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne“ Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf Fersen, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg, auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu wiedersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen, eines Brahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleons Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier trafen Aller Wünsche zu; denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil der Offiziere hatten in der That schon ganz speziell an einen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst an sich dachte? In Schweden gilt es für loyal

---

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der **Revue des deux mondes** steht, wird ein Graf Levinstein genant, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal faktisch, sodann statistisch, weil Levinstein kein schwedischer Name ist. Auch in dem Pamphlet des Obersten Gustavson; der dreizehnte Mai 1809 findet sich keine Auskunft.

zu sagen: Der König war ebenso überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bourrienne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer ganz besondern Freundschaft für Bernadotte giebt und mit gränzenloser Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie oft Carl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine" nannte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständniß mit der Aristokratie, als der Wahl vorangegangen, an. So viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normand in Paris ein Königreich wahrgesagt hatte, das überm Meere läge, Bernadotte dabei — nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleons ging ein Enthusiasmus voran, welchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wurden. Die Völker vermischten ihre eignen Hoffnungen nicht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie sahen sogar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen Napoleons geschlagen wurden, denn ihre Politik ging nur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französischen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die Concessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Regierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konnten. So war es in Schweden. Die kriegerischen Akte Gustav Adolfs mißfielen, seine Bemühungen um Pommern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme war die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige, auf den sie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte stand den nordischen Völkern am nächsten. Seine civilen Tugenden entfalteten sich schon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber seinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausschweifungen Einhalt zu thun, den Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadottes

Benehmen ist für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, besonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten französischen Verehrers der deutschen Universitäten, an Madame von Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren gewesen wäre. Spätern Ruhm sammelte sich der Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortiers, Michauds und Brünes Benehmen an diesem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelassen, welche der neue Gouverneur verwischte. Das Dekret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte sich, ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf seine Veranlassung mußten die Douaniers immer das eine Auge geschlossen haben. Vertrauliche Gespräche ließen bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Merkantilsystem hatte. Die Hanseaten und Nordländer erfuhren hier Prinzipien, welche sie nicht ahneten von dem Manne sobald in Ausführung gebracht zu sehen. Später kommandirte Bernadotte in Copenhagen. Er traf das arme, zerschossene, überrumpelte Copenhagen halb in Asche, die ganze Stadt aber in tiefster Trauer. Es war eine besondere Fügung des Schicksals, daß Bernadotte überall da ankam, wo er Ausschweifungen zu zügeln oder Schmerz zu versöhnen hatte.

Selbst die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marschall. Dem Fürsten Wittgenstein werden die ihm in der Gräflich Voßischen Briefangelegenheit geleisteten Dienste unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten eben so sehr wie Geschenke. Der König von Preußen war bei derselben Angelegenheit interessirt, wo Bernadotte mit vieler Gewandtheit seinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte. Kein fürstlicher Name ist in Preußen so populär,

wie früher der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan, gegen die Römer kämpfen zu müssen, sollte die Liebe der Volsker einen Ersatz geben.

Wir sind jetzt in unsrer Darstellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur den Schweden noch antreffen, wo die Pyrenäen, die französischen Zeltgemeinschaften vergessen sind. Wir sehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abschied nehmen und einige schwedische Worte einstudiren, die sich auf der Reise aus dem Wagen werfen lassen. Wir wissen nicht, was er lies't; Macchiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden ist der neue Prinz in Copenhagen, so stirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geschichte mehr als der Biographie angehören und sehen nur noch den König auf dem Throne Gustav Wasa's, auf dem Schlosse Karls IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo die Könige verwahrt werden, welche das Vertrauen des Volkes täuschen, wie einst Erich. Betrachten wir Carl Johann in der Mission, welche er dem schwedischen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Deutschland und Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigsten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensschlüsse, Schweden ist kaum noch der Schatten dessen, was es einst war. Ein armes Land, das allerdings noch die Finnischen und Pommerschen Ufer der Ostsee sein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen besaß, lieferte streitsüchtigen Königen die zahlreichsten, muthigsten und gehorsamsten Heere.

Nach einer Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordischen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entsatze kommen; und noch länger hätte diese Freudigkeit der Nation, diese Hingebung an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinsamen Willen zersplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der schwedischen Geschichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grausamste Geschenk des Schicksals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutschen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden so widerspenstig, wie Belgien gegen Holland, ist kein Ersatz für eine Provinz, die dem Czaren von Rußland seine besten Krieger liefert. Schweden ist in einer Lage, die ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Der Traum jedes patriotischen Unterthanen Carl Johanns ist der Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeist an der Newa meißelt und der die ewige Gränze zwischen Scandinavien und Rußland bilden sollte. Jetzt ertragen sie es schwer, daß sich Alexander und der Kronprinz in Abo umarmten und sich der Ehrgeiz statt Finnland Norwegen unterschieben ließ, da man ihm Hoffnung machte, Erbe Napoleons zu werden. Es ist gewiß, daß Bernadotte während des ganzen Feldzuges daran dachte, jenen Hermelin zu erhalten, der im Glauben des Volkes auch schon für Moreau bestimmt gewesen war, den Bienenmantel Napoleons. In Paris wagte Bernadotte nur etwa drei Tage diese Hoffnung, in der ihn Alexander bestärkte, und reis'te ab, als er die geheimnißvollen Cirkel sah, welche Talleyrand mit hinkendem Fuße schrieb. Bernadotte war getäuscht; aber wer konnte Alexandern, der Aller Welt Alles versprach und Jedem gern den ganzen

Himmel in den Schooß schüttete, zürnen? Wie konnte es Carl Johann in seiner Lage? Die Schweden sagten, daß er auf sie rechnen dürfte; aber Carl Johann nahm das, was ihm gewiß war, die Achtung der Nation, und suchte sich noch das zweite Ungewisse zu verschaffen, die Freundschaft der heiligen Allianz. Die Nation seufzt. Sie haßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gehaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Landskrona, eine Festung, welche Torkel Knutson baute; aber die Politik des Kabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: werden sie erst wieder fallen, wenn Carl Johann stirbt?

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, welche sich als moderner Liberalismus in unsern heutigen Verhältnissen eingekleidet haben, in Widerspruch. Derselbe Republikaner, welcher in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Copenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft die Massen sich erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört Jedermanns Sicherheit auf. Dann muß die Autorität der beschützenden Gewalt sich in ihrer ganzen Energie zeigen und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogativen war, übergab in Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern

Gesetze verfuhr, als dem seines Willens und des Liktoren-beils. Die gewöhnlichen Gesetze begannen nicht eher wieder, bis nicht das Volk zu seiner Pflicht zurückkehrte." Diese Erklärung verräth energische Maximen, welche zum Glück in Schweden noch nicht angewandt worden sind. Jedes Land und jede Lage modifizirt Abstractionen dieser Art. Die Schweden sind nicht leicht überredet; ihre Ueberzeugung reißt sie oft hin, sie sind zum Tumulte geneigt. Ihre von einander entfernt liegenden Wohnsitze zwingen sie, sich in einer gewaltsamen Uebereinstimmung ihres Willens zu erhalten. Die Mißgunst ihres Bodens, der ihnen das Brod so kärglich spendet, macht sie ungeduldig. Es möchte mißlich sein, Grundsätze, welche für Rom und Paris sich eignen, auf eine Nation anzuwenden, welche ehrlich und bieder ist und nie etwas gethan hat, wofür sie keinen rechten Grund gehabt hätte.

Schweden ist verrostet von alten Mißbräuchen. Der Geist der Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schreibersystems an. An einer Bittschrift aber reiben sich in Schweden hundert büreaukratische Hände ab, ehe sie erledigt wird. Jede Bagatelle, das Bändchen an einem Orden, wird dem König vorgelegt, gleichsam als sollte bei ihm nur durch zahllose Unterschriften die Last des Königthums ausgedrückt werden. Der König erliegt unter dieser geistlosen Arbeit, die sich täglich wiederholt und die ihm immer gleich stumm und öde ist, da Bernadotte kein Schwedisch versteht. Aber noch gefährlicher ist die industrielle, agrarische und merkantilische Lage des Landes. Schweden ist arm, d. h. es bettelt nicht; aber es ißt sein Brod im Schweiß seines Angesichtes. Schwedens Schicksal könnte gehoben werden, das Gouvernement

könnte sich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen stellen, dem Ackerbau könnten seine Lasten genommen, die Industrie könnte ermuthigt werden. Selbst das, was die Natur dem Lande vor andern Ländern schenkte, wird nicht in dem Grade cultivirt, wie es dem Interesse desselben entspräche. Sollte man glauben, daß Schweden trotz seiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet und die Ausfuhr dieses Naturproduktes verbieten mußte? Nur durch eine schlechte Bewirthschaftung der Forsten konnte es so weit kommen. Schweden sollte mit seiner Natur eine großartige Industrie eröffnen können. Schweden sollte Nordamerika im Bau von Schiffen, besonders Dampffahrzeugen übertreffen. Schweden sollte das Eisen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, sondern selbst nach technischen Fertigkeiten streben. Wenn sich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, wenn es niemals auf der See zu Hause seyn und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte als London, so könnte es sich doch in der Industrie einige Selbstständigkeit verschaffen. Wie weit Schweden in dieser Rücksicht gekommen ist, sieht man daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Schwedens politische Lage erregt Besorgnisse. Ich rede nicht von jener kleinen, im Interesse der gestürzten Königsfamilie entdeckten Intrigue der Herren Vegesack und Düben, nicht einmal von der Norwegischen Opposition, welche sich auf eine vortreffliche, beinahe philosophische Verfassung stützt, sondern von den Zerwürfnissen des Mutterlandes selbst, welche mir kaum anders, als durch große Reformen heilbar erscheinen. Die Finanzen sind in Ordnung. Schweden hat Papiergeld,

aber keine Nationalschuld. Schweden hat aber ein verfehltes Abgabensystem. Es ist einmal zu hoch und zweitens schlecht regulirt. Zwanzig Millionen Thaler von drei Millionen Menschen zu verlangen, welche am Nordpol wohnen, die sechs Monate des Jahres verschneit sind, ist unbillig, und wenn diese Millionen noch auf denen lasteten, welche sie zahlen können! Die Cataster in der Cameralverwaltung sind fast alle irrthümlich und illusorisch, das Einkommen derer, welche besitzen, ist zu niedrig und derer, welche arm sind, zu hoch angeschlagen. Dem Landmann sieht man leicht in die Geldkatze, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt heimkehrt; dem Kaufmann in Gothenburg lassen sich die Prozente aber niemals nachrechnen. Hier muß eine Ausgleichung statt finden. Wann wird sie kommen? Wann in einem Lande, das unter den Privilegien seiner Aristokratie seufzt? Der Adel zahlt in Schweden $2^1/_4$mal weniger als er im Vergleich mit den Bauern zahlen müßte. Die Höfe des Adels sind frei von zahllosen feudalen Steuern, welche nur noch auf dem kleinen Besitzthum der Armuth liegen geblieben sind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Die Aristokratie selbst kommt allerdings den Plänen zur Verbesserung entgegen. Anckarswärd und Björnsterna sind im Munde jedes Patrioten; aber schon offenbart sich der Zwiespalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung nämlich steht stumm, mißtrauisch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, welche sich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie ist wohlmeinend, selbst aufgeklärt, diese Regierung, ein edler, rechtschaffener Wille steht an ihrer Spitze, sie würde jedes Land, das keine Verfassung hat, beglücken. Aber wo eine Repräsentation vorhanden ist, wo das

Volk berufen wird, das allgemeine Interesse in Berathung zu ziehen, da soll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Ministerialkabinetten bessere Pläne zu schaffen sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land nur unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser seyn will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, welches Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition, welche Namen, Prinzipien und Tendenzen immer mehr von dem allgemeinen europäischen Liberalismus entlehnen wird, daher zuletzt die Verachtung der Verfassung selbst, welche in der That in ihrer vierfachen Zusammensetzung aus vier Ständen den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht zu entsprechen scheint. Man sehnt sich nach jenem Tage, den Frankreich sah, als Sieyes sein berühmtes Pamphlet schrieb: Was ist der dritte Stand?

Es schmerzt mich, daß ich, um vollständig zu seyn, nach einer so achtbaren Tendenz des Schwedischen Volkes ein moralisches Unglück desselben erwähnen muß. Ach! wie groß könnte die Menschheit seyn und wie entwürdigt sie sich. Da ist ein Getränk, dessen Ursprung sich aus dem phlegmatischen, dummen Holland herschreibt, das ich nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutschen Journale. Früher preßte man es aus Weintrauben, dann aus den Gaben der Ceres, jetzt *aus der* Alles verdummenden, die Nationen durch Blausäure

vergiftenden, die Jugend zu frühem Geschlechtstrieb und das Alter zur Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel. Die rothen frivolen Nasen und die sich überbeißenden, leckenden Lippen der Völker jenseits der Elbe kennen wir. Wir kennen die Russen mit ihrer blassen, nassen Hautoberfläche. Aber auch um Scandinavien zieht sich eine blaue, narkotische Dunstwolke: in jenem germanischen Urlande der Gothen sind die Scenen allgemein, welche Hogarth in seiner Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieser Schmach zufrieden, jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, seinen Durst des Jahres zu stillen. Dreiviertel der Verbrechen kommen, statistisch berechnet, aus dem klebrigen Glase. Bei Gastereien auf dem Lande ist es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer sich erschlagen, sie christlich bestatten zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conscription ist für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt die Menschheit?

Und um König zu seyn, begab sich mitten in diese Ausdünstungen ein Mann, der am Fuße der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht sehen konnte, wie er mit der Faust in die Rocktasche griff und Tabak schnupfte, so gierig, wie wenn man Melonen ißt! Bernadotte ist jetzt zweiundsiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf französischen Fuß gesetzt. Er steht des Mittags um zwölf Uhr auf, unterschreibt bis zwei Uhr, dann gibt er Audienz, ißt um sechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu besuchen. Im Winter sieht man ihn nirgends. Er erträgt

die Kälte nicht. Seine Unterhaltung ist die französische Literatur und das Pariser Theater. Eifersüchtig auf seinen Ruhm, studirt er alle Memoiren, welche über die Revolution und die Kaiserzeit erscheinen. Er duldet nicht, daß man ihn in Paris aufs Theater bringt, er drohte mit einer Landung, als es einem Schauspieler einfiel, im Vaudeville seine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in diesem Momente zwei fixe Ideen. Die eine wird sich niemals erfüllen, das ist Finnland. Die zweite ist die Abdankung des Königs. Man möchte Oscar auf dem Throne sehen. Man möchte einen König haben, der nicht bloß durch sein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, sondern auch durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselte.

Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt.

Friedrich Wilhelm III.

Läßt sich eine ergreifendere Situation denken, als ein sterbender König und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, als der Donner des Geschützes die Grundsteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen verkündete? Wie drängten sich hier in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen! Wünsche und Hoffnungen mußten lebendig werden, Besorgnisse sterben, andere konnten erwachen, Gedanken aus den entgegengesetztesten Richtungen mußten sich durchkreuzen. Wer hat den Schlüssel, um zu errathen, was der Sterbende dachte, das Volk glaubte, der neue Herrscher ahnte? Wie kommt es, daß grade die Erinnerung an den Begründer der preußischen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatsache im Leben Friedrich Wilhelms III. seyn mußte? Ist dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft gewesen? Den Rathschluß des Weltgeistes umhüllen noch tiefe Nebel und erst die Geschichtsschreibung ferner Zeiten wird die Sonne sein, die sie erhellt.

Bei den Aegyptern sprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in öffentlichen langen Reden und in kurzen Inschriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. sagen, man wird seinem Geiste das zuschreiben, dessen sein Herz, man wird dem Herzen zuschreiben, dessen sein Verstand sich rühmen durfte. Man wird in Dem seine Demuth finden, was vielleicht sein Stolz war und wird ihn vielleicht für Das loben, wofür er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tausenden ihres Volkes für dasselbe verwünscht, wofür sie andern Tausenden die Heißersehnten sind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erschlägt, und tränkt die dürstende Erde, die nach ihm schmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß herrschen **le plus aspre et difficile mestier** ist, oder mit einem italienischen Sprichworte, (von Oxenstierna einst ironisch angewandt) daß zum Herrschen grade das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es übrigens schon 1676 in einem eignen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der rührende Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, so viel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, die die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelms III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudenlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für eine stillere Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch das *spätere* Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die

Gaben des Geschicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraschend und ohne Voraussicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängstigte ihn jede leidenschaftliche Anmuthung und so erhielt auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung, den Preußen, ein innerlich so kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat wohl aufgeben durfte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu seyn. Friedrich Wilhelm III. war durch sein Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt und diese Thatsache war vielleicht die glücklichste Erfahrung für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Faktoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Das vielbesprochene Buch des Bischofs Eylert würde man gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Bischofe Eylert etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, durch welches die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mißtrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wohl aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist, mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu seyn, ein Geistlicher aus jener rhei-

nischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen“ angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wohl ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen seyn. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede daürber, eine gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, das aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser Richtung angehört, ob sie auf seine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht bestimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in diesem Buche als ein Mensch von hoher Religiosität geschildert. Die Religion und ganz entschieden in der Form des positiven Christenthums war die Grundlage seines Lebens. Der Glaube an den historischen Christus beseligte ihn und es war das Leben selbst, es war sein Schicksal, das ihn zu diesem Glauben hinführte. Die herbsten Schläge des Geschickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte seiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von seinen eigenen Unterthanen, gepeinigt von tausend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gestirnen zuflogen, traf ihn noch der Verlust einer Gattin, deren kräftiger, entschlossener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vasall Napoleons mußte er in Berlin regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die

Achtung seiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die soweit ging, daß der König sich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mißtrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Nun aber kommt der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph! Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das schwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm unmöglich Geschienene war geschehen und von diesem Augenblick, wo ein minder bescheidener Sinn sich würde überhoben haben, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwickelung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangenen, aufrichtig sich Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Herzens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehen=

den, religiösen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, so muß man aber über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Christenthum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war schon eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selber schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfindsamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menschen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für sein ganzes Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürste eine entschiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Menschen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug seines Wesens war die Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, stellte er nie eine Probe an. Auch diese Entsagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieser trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraschungen, zur stillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünschen. An Zügen dieser Art sind die Mittheilungen des Bischofs besonders reich. Einige davon runden sich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wohl nicht, daß Jemand die Geschichte von dem Pfarrer Kärsten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird lesen können.

Das Bild des Menschen, welches in diesem Buche aufgerollt wird, ist also ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeschichte einzig dastehen. Eine andere Bewandtniß aber hat es mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht von seinem hohen Berufe auf das Heiligste durchdrungen gewesen wäre, nicht, daß man irgend Ursache hätte, an seiner Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, an seinem Geschäftsfleiße, an seiner speciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in diesem Betracht wollen wir dem Verfasser unbedingt das Beste glauben. Nur diese Frage sei uns gestattet: Ist es nicht ein sehr großer und in seinen Folgen höchst bedenklicher Widerspruch, wenn ein König in demselben röthlichen Schimmer am Horizonte seine Abendruhe findet, in welchem sein Volk Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt seines innern Menschen. Der Feind war geschlagen, sein Land ihm wiedergegeben. Nach so vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden.

Der Krieger verwandte sein Schwert wieder zum Eisen seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit — abgethan! Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten und bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war denn Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade erst ein neuer Krieg, ein Kampf der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphirenden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen Dem, was man damals beendet glaubte, und Dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so hätte er gern sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erst folgte ihm seine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Mißverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Stiftung eines *reineren* kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbit-

terten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte sie eine Zeitlang und gab sie dann auf. Er zog sich von einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Prinzip der Ruhe und der Stabilität wurde Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich rührende Demuth und Vereinsamung an dem Regenten eines großen, strebenden Volkes nicht zu billigen war?

nur Gehorchende und Aufsätzige, sie sehen nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers genugsam empfunden. Denn der schöne methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Er hätte sicher den Universitäten eine andre Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andre Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, sich nicht anders helfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds und ihrer Lehrmittel zuwandte, soviel die Munifizenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus der Periode, in welcher Altenstein politisch fühlen, denken und handeln lernte, konnte nie in dem Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten, und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine ein-

seitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staatsmänner, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die soviel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altensteins Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau an der Errichtung neuer und Verbesserung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pekuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Bakel noch immer wie früher die Nähnadel zu führen. Auch in das Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theorieensucht. Altenstein griff aber dem oft an's Lächerliche streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es mich doch gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüch-

tigen und wackern, aber über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann in einer ganz bedeutenden amtlichen Wirksamkeit früher in Berlin ungestört walten zu sehen. Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, er gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet wären, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in einer Allgemeinheit gehalten wird, daß er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch gleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könne. Für diese Anforderungen wurden Gewerbschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altensteins freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus seinem Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenig-

stens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweist das taktfeste Benehmen in der zweimaligen Hallischen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu bessern gäbe, ist keine Frage. Namentlich sollte in der Verfassung der Universitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungswesen nachgelassen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die Berliner Universität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge sehr dem Zufalle. Die Professoren sind von der Größe und den Abwechselungen der Residenz zerstreut, die Hörer sind es nicht minder. Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem ganzen Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit dem geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringeren dem Studenten, für den sie weder menschlich gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller

Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich seyn muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer schmählich verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Prodelection des Examinanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima sicher in lateinischer Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateinischen Sprache auf den Gymnasien ist aber, wenigstens für die Exegese, ein ganz verderblicher. Die lateinische Sprache erlaubt eine Menge von Umschreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntnisse, ob sie da sind, ganz verschleiern. Was im Deutschen sich sogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateinischen oft geistreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt ist. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht still und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird dabei klar. Will man das Lateinreden befördern, so sollte es wenigstens da nicht angebracht werden, wo man einigen koketten Phrasen aus der Syntaxis ornata das gründliche Verständniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und selbst wenn diese Herren Oberlehrer nun deutsch reden! Fast Alle denken sie an ihre philologischen Kleinkrämereien, Wenige an die Jugend, an das, was sie braucht, an das, wonach sie dürstet. Wenn man den Plato liest, so zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalsatze, weil es da immer Fragen und Erörterungen

giebt, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicheres Bildungsmoment für die ganze Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer sehr arm oder wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in deutscher Sprache gar nicht zu erwähnen!

Diesen Uebelständen, die freilich auch sehr von der oft unmenschlichen Geistlosigkeit und Bornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht bloß beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Aechtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wohl aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefuge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lektüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen.

Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch cursorisch liest oder statarisch nur mit Rücksicht auf Hermann **ad Vigerum**, mit Rücksicht auf Porson **ad Euripidem**, mit Rücksicht auf den ganzen Krimskram gelehrter Haarspaltungen über die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie sich auf: **Conf. Plat. Prot. 314** B. **Thucyd. VII. 9.** Siehe auch Reisigs **Conjectan. in Aristoph. II.** S. 56; solche alberne Gesellen sind nicht werth, daß ihnen Jugendseelen anvertraut werden.

Altensteins Nachfolger mußte ein Mann seyn, der sich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Interesse an allem Geistigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten konnte, der, keiner wissenschaftlichen und politischen Schule zugethan, das Geistbelebende und Geisttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben herauszuerkennen versteht. Vor allen Dingen mußte ihm persönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd seyn, am fremdesten aber eine rein büreaukratische Ansicht seiner Wirksamkeit, die etwa in seinem neuen Departement nichts als eine Beaufsichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenstandes sähe. Fremd muß ihm jede leidenschaftliche Hinneigung zu einem bloß praktischen Zweck, den er in seiner Verwaltung fände, bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gewählt hatte, in einen laxen Schlendrian ausarten!

Eine Kritik seines Nachfolgers gehört nicht hierher. Dennoch möchte in Rücksicht auf Altensteins freie Auffassungen

und zugleich auf die sich allerdings herausstellende Nothwendigkeit von Universitätsreformen zu bemerken seyn, daß die dialogische Methode, die zu diesem Ende vorgeschrieben wurde, keine Empfehlung verdient. Bis zu seinem Abgange von Prima ist der junge Musensohn gewöhnt an einen mündlichen Verkehr mit seinem Lehrer. Frage und Antwort haben ihn bis zu einer allmähligen wissenschaftlichen Reife gebracht. Der Jüngling, seine Universitätsstudien beginnend, fühlt sich zum ersten Male von der Schulform befreit und versenkt sich mit träumerischer Behaglichkeit in sein eignes inneres Leben und Weben. Früher lernte er tausend vereinzelte Dinge, jetzt zum ersten Male geht ihm die Vorstellung systematischer Kenntnisse auf, er fühlt die schwere Wucht des positiven Wissens, er fühlt den innern Zusammenhang der Thatsachen und giebt sich mit gläubigem Vertrauen neuen Eindrücken, neuen Lehrern, neuen Lehren mit einer Empfänglichkeit hin, die für sein Leben entscheidend wird. Ihn nun aus diesem sich Arrondiren, sich und die Welt Ergründen, aus diesem Glauben an positive Thatsachen sogleich wieder aufzuschrecken und durch dialogische Methode gleich wieder die Negation, die Zweifel, die Sucht sich selbstständig zu zeigen und den Widerspruchsgeist zu wecken, ist nicht zu rathen. Renommisten, Räsonneurs kann die dialektische Methode auf Universitäten wohl erziehen, aber keine Denker, keine Forscher. Die Jugend bedarf einer Zeit auch der geistigen Selbständigkeit, auch der geistigen Ruhe, des geistigen Wuchers und stillen Wachsthumes. Die kaum ausschlagenden Keime des Universitätswissens durch die Dialektik wieder herausreißen, heißt, sich die Möglichkeit rauben, je fest wurzelnde Stämme zu erzielen. Eine Zeit muß es im Jugendleben geben, wo man sich gewöhnt, auf Atlas-

schultern die Masse des Wissens zu tragen: ist die Universitäts-epoche vorüber, wird der Geist träger und spröder, dann kann man wohl erzeugen, aber nicht mehr viel empfangen. Möchte daher Altensteins Nachfolger von einer Vorschrift abstehen, die in der Theorie gutgemeint, aber nicht auf psychologische Erfahrungen begründet ist!

K. E. Oelsner.

Die Gründe zu untersuchen, welche den Hofrath Dorow bestimmen, aus einer unerschöpflich scheinenden Quelle Jahr ein, Jahr aus uns mit hinterlassenen Briefwechseln, Denkschriften und überhaupt einer „Portfolio"-Literatur zu beschenken, möchte demjenigen, der mit seinen Lebensschicksalen und Lebensansprüchen nicht vertraut ist, schwer fallen. In einem Beitrage zu seinen eigenen Denkwürdigkeiten, den er als Erlebtes in zwei Theilen (Leipzig, bei Hinrichs, 1843) herausgegeben hat, führt die Einleitung auf persönliche Verstimmungen, auf Begegnisse hin, die ihn zu Selbstvertheidigungen getrieben haben. Nach seinen Autographensammlungen jedoch, den „Reminiscenzen" und jetzt vorliegenden Briefen Oelsner's an den verstorbenen Geheimenrath von Stägemann möchte man ihn mehr für einen jener durch Varnhagens kunstvolles Beispiel angeregten Individualitäts-Forscher, für einen enthusiastischen Freund jener Persönlichkeits-Literatur halten, die sich in aufsteigender Linie bis auf Lavaters physiognomische Fragmente und die jetzt vergessene Leidenschaft für die Silhouette zurückführen läßt. Man hat diese Literatur vielfach in Mißcredit zu brin-

gen gesucht, wie es natürlich ist bei einem Volke, das vor der Oeffentlichkeit eine fast kindische Furcht hat. Man hat aber noch nicht die große Bedeutung derselben in dem Falle wegläugnen können, wo sie sich zur tiefern Erkenntniß der Geschichte von supplementarischem Nutzen erwiesen hat; und wie sehr auch z. B. mit Varnhagen, dem großen Meister dieser Literatur, zu rechten wäre über seine jeweilige auch allzu große Nachsicht gegen zweideutige Charaktere, der Muth, mit dem er ganze Partieen seiner Lebensgeschichte der Oeffentlichkeit anheim gegeben, ist nicht minder rühmenswerth, als seine, wenn auch manierirte, doch immer zarte und geschmackvolle Behandlungsweise. Hofrath Dorow erreicht ihn nicht. Seinem Buche „Erlebtes" fehlt bei allem Reiz des Details doch die höhere Objectivität des Künstlers. Er liefert eben nur Materialien, bunt durch einander, Erinnerungen, aufgespeichert nicht in dem Magazin ruhiger Beobachtung, sondern meist in der Galle, in persönlicher Verletzung und überhaupt in der Leidenschaft eines beweglich und leicht, hin und her, bald angeregten, bald abgestoßenen Charakters. Dieser Mangel einer verlässigen Zurechnungsfähigkeit, die uns z. B. in seinem „Erlebten" bestimmen muß, den maßlosen Huldigungen Hardenbergs und den Bitterkeiten gegen Stein eine kühle Unparteilichkeit gegenüber zu stellen, dieser Mangel fällt überall da weg, wo Herr Dorow, wie in dem vorliegenden Buche, auf einfache Wiedergabe von Actenstücken, Briefwechseln und Denkschriften sich beschränkt.

Die Briefe Oelsners an Stägemann (Leipzig, Teubner, 1843) sind gleich interessant durch den Verfasser, wie durch ihre Adresse. Oelsner war zu jener Zeit, als er von Paris aus diese Briefe schrieb, preußischer Legationsrath, jedoch

nicht in unmittelbarem Dienstverhältnisse zu dem Minister, durch den Preußen am Hofe der Tuilerieen vertreten wurde, sondern, wie er es in diesen Briefen immer beklagt, in jener traurigen Zwitterstellung, wo man nicht weiß, ist man pensionirt oder nur zur „Disponibilität" gestellt. Er bezieht einen nicht unansehnlichen Gehalt, bekommt aber dafür die Weisung, nichts über Politik zu schreiben. Dieser Fall kommt öfter vor, seltener aber bei Staatsdienern. Sonderbarer noch wird dies Verhältniß, wenn man liest, daß der Gesandte Graf von der Goltz Oelsnern zwar verbietet, in seinen Briefen nach Berlin von Politik zu schreiben, Stägemann aber ihn dazu auffordert. In Frankreich würde diese Duplicität zu erklären sein durch die Doppelpolitik, die daselbst noch immer einerseits von den Ministern, andererseits vom Hofe beliebt gewesen ist (sie erstreckt sich noch jetzt auf eine doppelt, ja, dreifach organisirte Policei); in dem vorliegenden Falle jedoch wurde die Schwierigkeit durch Stägemann's Stellung zu der neubegründeten Staatszeitung ausgeglichen. Oelsners Briefe dienten zunächst dazu, dem geistvollen Beamten, der sich die Organisation dieses Zeitblattes, ja in erster Zeit sogar die unmittelbare Redaction dringend angelegen seyn ließ, Hülfsmittel an die Hand zu geben, die sich in der Beurtheilung der französischen Angelegenheiten nur in Paris beischaffen ließen. Diese Correspondenzen blieben vertrauliche Mittheilungen für Stägemann, der jedoch dem Fürsten Staatskanzler zu nahe stand, als daß ihr gediegener Inhalt nicht oft so zu sagen aus dem Redactionszimmer in das Cabinet hätte transpiriren sollen. Dann erfolgte ein erneuertes Verbot an Oelsner. Man fürchtete, bei der großen, von Herrn Dorow selbst geschilderten Empfänglichkeit des

Fürsten Hardenberg, bei jener, um ein Fremdwort zu gebrauchen, Captivität, die ihn für geistreiche und blendende Ideen so rasch gefangen nahm, er könnte durch Oelsners Beurtheilung der französischen Angelegenheiten von gewissen allgemeinen Grundsätzen entfernt werden, die nun einmal damals in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung von den eben erst durch den „heiligen Bund" so nahe gerückten hohen Mächten eingehalten werden sollten. Zuletzt gab Stägemann seine unmittelbare Beziehung zur Staatszeitung auf, die Courierpost zwischen Paris und Berlin, als zu kostspielig, wurde eingestellt und ein Verkehr, der so innig, fast unzertrennlich schien, brach im Handumwenden ab. Es folgen nach 1820 noch einige Billette. Jahre liegen dazwischen; wer weiß, ob mit den Jahren nicht auch veränderte Gesinnungen und Gesichtspunkte! Oelsner starb den 18. October 1828 in Paris.

Seine Briefe beweisen, daß er die Juliusrevolution vorausgesehen hat. Es ist ein Geist, ein Urtheil, ja, eine Gesinnung in diesem Buche, die es zu einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre für jeden machen muß, der mit der Geschichte der Restauration nur irgend so weit vertraut ist, um sich alle die Begebenheiten vergegenwärtigen zu können, zu welchen Oelsner hier, oft ohne sie zu nennen, die Erläuterungen, die nähern Begründungen, ja, einen fortlaufenden Pragmatismus liefert. Das ganze Bild jener Zeit liegt vor uns aufgerollt; die Parteien in ihrer damaligen Gestaltung, die Personen, so weit sie damals schon eine unbefangene Beurtheilung zuließen, sie frischen sich auf und treten uns wieder unmittelbar vor Augen. Der Verfasser, der in Frankreich seit den Zeiten der Revolution heimisch war, der

Napoleons Aufgang und Erlöschen mit Sympathieen verfolgte, in welchen das patriotische Gefühl des Deutschen über jede verblendete Vorliebe zuletzt den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht schon der freie Sinn des Denkers und Volksfreundes von der Herrschsucht des zum Kaiser sich krönenden Soldaten beleidigt gewesen wäre, Oelsner, der den edelsten Geistern Frankreichs und Deutschlands persönlich nahe stand, besaß eine Kenntniß seiner Zeit, die, über die in den Fesseln der Censur schmachtende politische Presse von 1818, 1819 und 1820 hinweg, den Stand der Dinge in seiner wahren Natur und an der Quelle ergründen konnte. Ohne für irgend einen der Wortführer Partei zu nehmen, besaß er selbst politischen Blick genug, sein Urtheil nach dem Bedürfniß der Masse zu bilden, nach den Zuständen des Volkes, nach Erscheinungen, die vielleicht nur vereinzelt auftauchten, nach Symptomen, die sich mehr in der Provinz, als in Paris kund gaben, und endlich mehr nach dem Schweigen, als dem Reden. Daß eine solche Auffassung der damaligen Zustände Frankreichs, eine solche entschiedene Ueberzeugung, die Royalisten würden Frankreich nur ins Verderben stürzen, von einer Politik nicht gern gesehen wurde, die außerhalb Frankreichs selbst mit einem erwachenden Volksgeiste und der Eindämmung überall anfluthender Neuerungswogen alle Hände voll zu thun hatte, ist leicht zu begreifen.

Oelsner's Briefe führen uns zunächst in treffenden Zügen das Bild Ludwig's des Achtzehnten und seines Ministers, des später gefürsteten Herrn Decazes, vor Augen. Die Wahrheit ist lebenstreu, sprechend. Ludwig der Achtzehnte in seiner isolirten Stellung mit dem redlichsten Wunsche,

Frankreich nach den Resultaten einer Revolution, die seinem unglücklichen Bruder das Leben gekostet hatte, zu regieren, mit einer Vorliebe für die Charte, als wäre sie eine lateinische Inschrift, ein Bonmot, ein kleines Madrigal von ihm (er liebte es, wenn man seine feine classische Bildung zu würdigen verstand) und deßhalb eben verlassen von seiner ganzen Familie, von seinen Brüdern, von seinen Neffen, vom Pavillon Marsan, von den Royalisten, vom Faubourg St. Germain; keinen Freund in seiner Nähe als Herrn Decazes, den er liebte, wie seinen Sohn, den er sich selbst zum Staatsmann gebildet hatte, der seine eigene Idee von seinem königlichen Lehrer mit feiner Schmeichelei zu entlehnen vorgab und der die Kraft hatte, eine Zeit lang jenen Ultras, die das Verderben der Bourbonen werden sollten, die Spitze zu bieten. Da trifft das Stilet eines Fanatikers den Herzog von Berry. Louvel, der den Ultras hätte eine Lehre geben sollen, wird ihr Triumph. Decazes muß dem Vater des Herzogs von Bordeaux zum Opfer fallen, Decazes, dessen Kraft noch nicht ausreichte, den Ultras zu beweisen, daß ihr reactionäres Extrem nothwendig das andere Extrem, den demokratischen Fanatismus, hervorrufen müsse. Oelsner's Mittheilungen über diesen Knäul von Verwirrungen, über dieses Chaos streitender Interessen sind ein Ariadnefaden, dem man folgen darf.

Wie uns in diesen Briefen Ludwig XVIII. und seine Minister, die, die er wählte, und die, welche ihm aufgedrängt wurden, lebenswahr entgegen treten, so die Intriguen seiner eigenen Familie gegen den wohlwollenden und redlichen Mann. Der Graf von Artois stellt sich an die Spitze derer, die Frankreichs Geschichte von 1789 nicht anerkennen wollen,

die nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die Ultras leiten die Entschädigungs-Milliarde ein, setzen die Beschränkung des Wahlgesetzes durch, erzwingen den Feldzug nach Spanien. Oelsners Berichte machen uns mit allen Spielarten der Royalisten bekannt, mit den poetisirenden, wie Chateaubriand, mit den herrschsüchtigen, wie Villèle, Lainé, endlich auch mit jenen harmloseren, die sich in der That in die neuen Sitten und Zustände Frankreichs nicht finden können und Versailles immerfort noch mit Mitau verwechseln. Einige dieser alten Herren, die Oelsner selber kannte, sind wirklich liebenswürdig und wecken, wenn man sie in ihren Rollstühlen vor dem Kamine, mit ihrem gepuderten Haar und den freundlichen Sitten des **ancien régime** vorgeführt sieht, Erinnerungen an eine entschwundene alte Zeit, die unserer größten Hochachtung würdig ist. Häßlicher sind schon jene Gräfinnen und Vicomtessen, die noch immer nicht gelernt zu haben scheinen, daß die Menschenrechte gleich sind, und die eine Verachtung der „Canaille" an den Tag legen, die ihnen schon vom moralischen Standpunkte aus unschön steht. Oelsner beachtete diese Prätensionen in unmittelbarer Nähe. Auch die bonapartistischen und liberalen Elemente werden uns bei aller Zufälligkeit der Mittheilungen doch mit großer Wahrheit geschildert. Die Opposition in der Kammer bildete sich erst zu ihrem festeren Bestande. Von den Doctrinärs saßen damals in ihr acht, schreibe a c h t Mitglieder! Und diese winzige Minorität sollte zwanzig Jahre später das französische Ministerium bilden und gleichsam das Elixir einer politischen langen Lebensdauer gefunden haben. Trost für alle Minoritäten unserer Tage! Jenes kleine Häuflein barg Guizot in seinem Schooße, dem Oelsner schon damals jenes moralische

Uebergewicht zuerkennt, durch welches dieser Staatsmann sich noch gegenwärtig vor Frankreich mehr erhält, als durch sein Talent. Die Bestrebungen der Radicalen oder, wie Oelsner sie nach dem Sprachreinigungsfieber von 1819 nennt, der Wurzelwichte stehen noch im Hintergrunde. Dagegen verfolgt er mit spähendem Auge die Umtriebe des damals von den Geschäften entfernten Talleyrand. Dieser spukte damals wie Samiel hinter Busch und Mauer, überall und nirgends, Verwirrung auf Verwirrung häufend, um sich zuletzt, wenn Alles lichterloh brennen sollte, die Castanien vom Volke heranlangen zu lassen. Damals muß Scribe die Idee von Bertrand und Raton gefaßt haben. Talleyrand ist Rantzau und die Julirevolution, zehn Jahre später, Burkenstaff. Die Censurverhältnisse der französischen Bühne waren damals wie die der heutigen deutschen sehr beengt. Scribe konnte erst fünfzehn Jahre später von seinem eben so wahren, wie geistreichen Sujet Gebrauch machen.

Neben den treffenden Persönlichkeits-Schilderungen sind Oelsner's politische Grundsätze hervorzuheben. Hier lernt man einen Publicisten kennen, der sich nicht nach einer Theorie, sondern durch die Geschichte gebildet hat. Oelsner steht über seiner Zeit, ohne sie deßhalb zu verneinen, ohne sie deßhalb zu meistern. Er gehört jener allein richtigen und allein gediegenen Schule der Staatsweisheit an, nach der die Politik im Dienste der Zeit stehen, der Wille der Herrscher der Wille der vernünftigen Majorität eines Volkes sein soll. Er glaubt nicht, daß das constitutionelle System die einzig wahre Form der Volksbeglückung ist, aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, daß einmal die Völker zu dieser Regierungsform vorläufig ein Vertrauen gewonnen haben, und

warnt alle Staatsmänner, in diesem empfindlichen Punkte klüger seyn zu wollen, als der Zeitgeist. Durch das Repräsentativ-System, sagt er, käme die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräsentation hindere, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in Widerspruch gerathe, sie bewirke, daß alles, was ein Volk von Geistesbildung, Sittenwerth, Kraft des Willens besitze, sich in der Regierung selbst darstelle und äußere und diese folglich mit den Fähigkeiten, Ansprüchen und Bedürfnissen der Nation gleichen Schritt halte. (S. 41.) Er geht noch weiter. Er beklagt mit Stägemann die Neuerungen der akademischen Jugend und das furchtbare Verdächtigungs-System, welches mit den carlsbader Beschlüssen über Deutschland kam, sagt aber offen, er wisse kein anderes Mittel dagegen, als die Weltverbesserer sämmtlich in die Schule der Erfahrung zu nehmen und ihnen eine Verfassung, die sie für Ambrosia halten, wirklich vorzusetzen; sie würden bald inne werden, daß sie Hausmannskost ist und von ihrem Schwindelgeiste geheilt werden. (S. 99.) „Den Zeitgeist abkapiteln," sagt er S. 153, „ist eitle Mühe." Die Maßstäbe, die für Frankreich passen, wünscht er in den Hauptsachen auch auf Deutschland angewandt, denn durch ganz Europa zöge sich das Bündniß garantirter Staatsverfassungen, das Geld regiere die Welt und man wolle, indem man Steuern zahle, auch wissen, wie sie zum allgemeinen Besten verwandt werden. Dabei ist ihm der Trotz des Zeitgeistes fremd. Er kommt immer und öfter darauf zurück, daß eine unbedingte Verweigerung der Steuern zur Anarchie führen würde und deßhalb nie in den Befugnissen der Stände liegen könne, eine Lehre, die wir so lange nicht unterschreiben möchten, als die Gränze nicht festgesetzt ist, bis

zu welcher ein Ministerium wagen darf, auch ohne den Willen der Kammern zu regieren. Die Briefe Oelsner's dienen zur Anregung solcher und ähnlicher Fragen um so mehr, als sie Bericht erstatten über ein Staatsleben, das sich in Frankreich nach früherer Despotie damals erst in den Anfangsstadien seiner constitutionellen Entwickelung befand.

Ein nicht geringer Theil am Verdienst dieser Briefe gebührt aber auch ihrem Empfänger. Oelsner, eine rücksichtsvolle, höfliche und in französischer Zuvorkommenheit gebildete Natur, würde kaum gewagt haben, sich über seine Zeit so freimüthig zu ergehen, wenn ihn nicht Stägemann's klarer Weltsinn dazu ermuntert hätte. Leider fehlen auf die ölsner'schen Briefe Stägemann's Antworten, aber man kann sich eine Vorstellung von ihnen machen, wenn man Stägemann's Bildungshöhe zu würdigen weiß. Die Leistungen dieses Staatsmannes sind der Welt nicht ganz erschlossen. Selbst seine Poesieen sind nur in einen kleinen Kreis von Verehrern gedrungen. Er dichtete mit einem Wohllaut der Sprache, die sich nach den classischen Mustern gebildet hatte. Seine Sonnette athmen in einer oft zaubervollen Behandlung des Verses, in einem üppigen Reichthum von Wendungen, Zusammensetzungen und bezeichnenden Beiwörtern eine Reinheit der Empfindung, eine Läuterung der Seele, die uns immer, so oft wir sie lasen, einwob wie in ein reines, weißes Aetherlicht. Damals, als Oelsner diese Briefe schrieb, schien der Empfänger auf das Leben die frohesten Hoffnungen zu bauen. Preußens neuerwachendes Staatsleben erfüllte ihn ganz. Er gehörte jener Commission an, welche die dem preußischen Staate zu gebende Verfassung auszuarbeiten hatte, er machte diese Verfassung zum Gegenstande seines reifsten Nachden-

kens und berechtigte Oelsnern zu dem Refrain seiner Briefe: Wie befindet sich unsere Verfassung, wann kommt sie, ist sie besser als die baierische? u. s. w. Plötzlich erfuhren die Dinge eine andere Wendung, die Briefe brechen ab und die russischen Oden Stägemann's, des nun Verstorbenen, hat Oelsner nicht mehr erlebt.

Schon diese Gedankenreihe, die ich hier nur ungefähr andeutete, erklären es, warum der geistreiche und freimüthige Briefwechsel, dessen Veröffentlichung wir Herrn Dorow zu danken haben, nach dem Willen der Oelsner'n vorgesetzten Behörden nichts über Politik enthalten sollte. Seine Ansichten wichen eben zu schroff von denen ab, die nach einer gemeinschaftlichen Verabredung seit 1819 geltend gemacht werden sollten. Es macht einen rührenden Eindruck, zu lesen, wie sehr sich der geistvolle Mann durch seine Zurücksetzung gekränkt fühlte, wenn er bittet, ihn doch nicht ganz zu vergessen und seiner treuen, dem Vaterland geleisteten Dienste eingedenk zu bleiben. Es lag eben in der Wendung der Dinge, daß andere Köpfe in den Vorgrund treten sollten, diejenigen, welche die erkrankten Staatskörper durch heroische Mittel heilen wollten. Oelsner ist als eine einzeln stehende Erscheinung von Varnhagen und Zschokke gewürdigt worden. Er gehörte zu jenen stillen Verdiensten, die ihr lohnendes Bewußtsein in sich selber finden müssen. Die Fesseln, die seinen reichen Geist beengten, zu sprengen, dazu sah er in seiner Lage keine Möglichkeit, auch fehlte dem bescheidenen Sinne wohl das Vertrauen auf die eigene Kraft, der unerschütterliche Glaube an den Beruf einer selbständigen Wirksamkeit. Somit schwankend zwischen Mögen und Können, zwischen Hoffen und Zweifeln, verging er ins Allge-

meine, wie so Mancher, dem das Leben Eines zugemessen und das Andere versagt hat, wie so viele Geister, welche die höchste Künstlerweihe in sich fühlen mögen, den Stoff aber nicht finden können, sie durch Lebensgebilde dauernd zu bewähren.

Shelley.

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Engl-ishman und fragte, ob nichts für ihn **poste restante** angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Fragende einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gotteslängner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua abgereist. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst

schon mit gebrochenen Augen ins Angesicht. Er ertrug und verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gottesläugner, für einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein außerordentlich reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die Kinder einer Ehe, welche er schloß, weil sein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte gegen sich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie Georg Sand und selbst köstliche Dichtungen giebt, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der für viele galt, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie, unserem schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann, so ist es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter,

grade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt sein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entstellung seiner edelsten Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und von den Farben des Regenbogens der Ideen nichts versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in jedem was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und hergeweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruhmes wegen, sondern um mir genugzuthun, ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, dämmre dem Tode ent=

gegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte; so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordnum, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten Elastizität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Oxfort und Exeter. Im Leben konnte das Niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley, dem man nicht so sehr die Unsittlichkeit, als die senkrechte Gotteslängnung vor-

warf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr sie ihn von sich stieß, desto mehr in sich hinein. Sein Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen; ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viele üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Luftig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, wenn er sang, immer im Steigen begriffen. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erst schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie Poetisches nur enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine, er löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenso lieblich wie großartig seyn. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er in der Tragödie nachstrebte. Es ist, als sähe man das

heiße Afrika eines Hannibal über das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und Metaphysik und glaube allerdings gewiß zu seyn, daß sie der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: die Cenci Shelleys sind das beste Trauerspiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähnliche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eigenen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigne Tochter und reizt diese durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihren Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind meisterhaft geschildert Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt *dies in* der negativen Charakteristik der übrigen Personen.

Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, sie entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein sie bewegen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit, sie haben nicht einmal sichre Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist gleichfalls mit origineller Wahrheit hingestellt und auch wirksamer als die Uebrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in seinen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der Sorglosigkeit, so oft sie ihn beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagssprache, die nur das Zeichen des Ungeschickes zur Poesie ist.

Schleiermacher.

Unmittelbar nach seinem Tode geschrieben.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sorgfältig angelegt haben. Nach der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um und konnte sie nicht finden, die sich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forschte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leise seine Opfer: Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow und manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird immer lichter und das letzte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo

ist der Schmerz, dem es sich hingäbe, ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe Goethe's stand. Goethe war einem Theile seiner Zeitgenossen längst verstorben; er hatte sie durch sein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen. Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn — in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken? Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes seyn und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß seitdem eine gewisse Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart Schleiermachers Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst

zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerze unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch so viel weitläuftige Dialektik ausspann.

Wer mit Schleiermacher je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit seyn, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande *) zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wohl aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei letzten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleusen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseyns zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der innersten Mittheilung getreten ist.

---

*) Steffens war ein centrifugaler Charakter.

Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedürfte und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit einer rührenden Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Dom-Agende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'sche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die

rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hingeben zu sollen, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu so bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Principien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in Schleiermacher's letzter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zusammen, welche diese Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch Schleiermacher von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt seyn und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern gesehen und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, *kaum* geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem

Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen seyn, wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher sah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in keiner Verbindung mehr stand. Das Terrain hatte sich verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht geradezu, wo bleibt Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo bleiben die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andere führten, die sah er überall wie abgerissen, er verzweifelte, an den übermüthigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine Aussicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er resignirte, schloß Auge und Ohr und

flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu resigniren und gleich ihm Aug und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis der Theologe (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte. Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur noch Christus rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagsgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen würde bewegt werden, so schien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konsequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wohl sagen, daß Wenige das grenzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als Schleiermacher, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den blassen, ermattenden Gedanken der in Berinl und Preußen wüthenden Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere Uebel, gegen welche sich die Menschheit wohl zu wappnen versteht, aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hilflosigkeit selbst der Gelehrten, mit

der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konsequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaft=krankhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten und fand nur Trost in jenem lezten Grunde, dessen wir schon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Thränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die Seuche, die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich unter einander Beistand leisteten und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend, dieser hielt sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einst so Starke, zuletzt ermattend, erschlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung Schleiermacher's von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht

darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Wer einst die organische Entwickelung der neuen deutschen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges und Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in diese heitern Gemälde einen dunkeln Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei großen Gestalten: drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernstern Auslei-

chung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Aeußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagens von Ense mannigfache Veröffentlichungen von Persönlichkeiten und deren stillem oder geräuschvollerem Verkehr eine sehr verführerische Anschauung des Bildungsprozesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und seinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur ins Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, die hier gelüftet wurden, gaben den Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Hauskleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, welche oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften doch auf das Urtheil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus welchen die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatsachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte so die Einen, steigerte sich aber bei Andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen der Erfolg hätte erlauben sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin

herausgab. Die Neuerungslust, die sich auf sittliche Ueberlieferungen geworfen hatte und, seitdem die Franzosen durch ähnliche Erscheinungen beschäftigt wurden, in sich fast eine historische Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titanischer Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verstohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausstreckte. Noch nie hat es politische Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Begriffe. So wie die Reformation poetische Utopismen hervorrief, so wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das sich allem, was überhaupt in Sitte und Gesetz feststeht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem schwärmerischen Anhänger politisch gedeutet zu werden; jeder Held der Geschichte, der mit Riesenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, sittliche Stimmungen, die ihm zunächst nicht angehörten, als Verbündete neben sich zu dulden. Nur ein Rigorist des Widerspruchs kann abläugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte schwankende Bewegung des Zeitgeistes und namentlich die schnelle Bändigung desselben, die eine Menge zurückgestauter, im vollen Laufe begriffener Gewässer voraussetzt, sich nicht auch andern Fragen, als den politischen, hätte mittheilen müssen. Wie innig Rahels Nachlaß mit dieser Erscheinung zusammenhängt, beweist das Urtheil, welches man unbestreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorstellung vom Werthe derselben zu geben ist. Daß Rahel so Bedenkliches philosophirt hat, scheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißstimmung, eines freudenlosen Blickes in die

nächsten Umgebungen und einer allzuschwärmerischen Vorstellung von dem zu seyn, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte sich entweder selbst oder wurde gequält. Da der Geist der Frauen nie schöpferisch wird, so kann ihre höchste Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit seyn. Wie oft erstaunt' ich, das Wesen der mir als geistreich angerühmten Frauen nur in dieser gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der sie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachspringen und zu dem Unreellsten ihre scharfsinnigen Consequenzen ziehen. Ich sprach z. B. Bettina und fand, daß sie mit Sonnenstrahlen spinnt, daß sie aus Klängen Häuser baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausspinnen und Ausbauen dessen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomistik, wo sie in jedem der fast unsichtbaren Molecules eine Kugel sahe und Menschen darauf, Flüsse und See'n und Staaten und neue Sitten. Männer würden so negative Gespräche, wie man mit geistreichen Frauen führen kann, unter sich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat immer eine reelle Grundlage, eine Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man spricht und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und so in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farblose Draperie des Lebens hinzu, ein aschgraues Einerlei der Ohnmacht, schnelles Verkosten eines Genusses, schneller Ueberdruß und jene Zergliederungssucht seiner Freuden, vor welcher Goethe so rührend gewarnt hat. Aus diesen Grundstoffen und Veranlassungen bildeten sich Rahels viel besprochene sociale Neuerungskeime,

deren Zusammenhang mit neuern Versuchen und Wagnissen ich auch nur darin finden kann, daß in unsrer Zeit dieselbe Unbehaglichkeit, auf unserm Horizonte dasselbe zum Menschen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das sogenannte „junge Deutschland“ ohne Verabredung und ohne Plan in dieser Richtung zu einer deutlicheren Vorstellung auszubilden gewagt hat, war ebenso Folge einer Verstimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefesselt sein, man muß sein Herz erst dann begreifen lernen, wenn es gebrochen ist, um zu verstehen, was ich hier sagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verstehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealische Verschönerung des Daseins und fast möchte man sagen, auf die Genialisirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechsel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe gesagt: es wär' ihr, als müßte sie immer vor ihm tanzen. Dieser zunächst nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt doch gerade das ganze eigenthümlich magnetische und fast religiöse Verhältniß ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf sie wie ein kräftiger Bogenstrich auf Sand, dessen Klangfigur sie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indischen Zauberers, tanzen, so verlor Bettina im Anschauen des Genius ihr Individuum und mußte es ihm, so fühlte sie's wenigstens, im Cultus schwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetisch-Schöne ihres Verhältnisses zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigne Kunst sich vermählten, bezeichnender aus. Welch' eine hehre Ahnung des zwischen dem

Genius und der naivsten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Goethes Schriften) möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten schlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene sein Auge aufschlug und die zarte weiße Hand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Geister schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, mit denen Engel sich scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt athmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältniß Goethe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übrig geblieben, nämlich ein Gedicht.

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaktion der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zu einer Tragödie. An diesem furchtbaren Ereignisse sahe man, daß die Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt *ein* Scherz in den Worten eines Freundes, der uns mit

lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß sich dahinter Ernst verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finstern Wolken, lange voraus zu berechnen; sondern wolkenlos ist der Tag, die Sonne scheint wie zum Feste und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu sich verfinsternde Aussicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne System, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu suchen uns vermessen und mit Dämonen scherzen, ohne die Hölle zu betreten, so fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir sind abgeschlossen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir kaum zu scherzen schienen. Zweifel und Glauben sind von sich so fern wie Leben und Tod und doch rinnt nichts leichter in einander über wie diese. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt sein durch eigne oder ihres Gatten Thorheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entsagung, durch Entsinnlichung oder Uebergeistigung; darüber ist jetzt keine Auskunft zu geben; allein entschieden ist, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab und daß sie, wenn auch mit eignen Lebens- und Charakterbeziehungen, wohl ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überschwängliche Beurtheilung der Menschen und der Verhältnisse gerathen mußten. Wie sehr dies Alles auf gährende und dichterische Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich eingestehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geschrieben hätte ohne den Tod der Stieglitz. In sternenhellen Winternächten begibt sich mehr,

als mancher sich am Ofen träumen läßt. Man kann edel seyn und doch nicht wissen, was noch edler ist. Man hat über die Dinge, die hieher gehören und die ich verschweigen will, mit vieler Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Es gibt Irrthümer, die schöner sind, als das Richtige.

Ja, seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieses Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geschworen. Und dennoch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, von Nervenschwäche, von falscher Lektüre, und Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind; und sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Culturtragödie aufgeführt ist und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für

zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das dies Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zulezt auf die Thatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich seyn. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich seyn, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resul-

tate, wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten.

Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, sondern wühlte sich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen seyn; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin sah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charak-

terisirt haben. Er liebte Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung, Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind alle Geschmacksache geworden und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand Stieglitz schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, in Gefechte mit Saphir. Seine Ideale wurden ihm profanirt. Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die „Lieder eines Deutschen", vom Tiersparti vergöttert und doch von den Repräsentanten des Tiersparti, aus Inkonsequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethe'sche Poesie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit und die Prosa der Partei seyn. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich seyn und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu seyn? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochettirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des „Meigers" Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es aufrichtig mit diesen Worten und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel gemacht haben und Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht

dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu seyn in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im sogenannten Infanteristen-Ausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner nüchternen Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam wohl nicht in Charlottens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie doch nicht. Nicht Ruhe, son-

dern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings; resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie blühen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Ueberlebender! Du bist ein trauriger unglücklicher Rest. Dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft; Goethe gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß seyn, wie dennoch Dante und Goethe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Nivello deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine — Komödie seyn könnte. Wahrlich, Poesie ist hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die

Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Wie willst du sie runden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablös'te. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussezte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, das sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die Goethe'sche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da sie glaubte, daß er doch noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie

wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft dachte sie: mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und notirt als Königl. Custos Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das so viel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte

finden, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, dachte sie, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen seyn und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edel-

sten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch und aus tiefster Naivität zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Production anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern und auch von Andern bewundert sehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke und hielt sich in seinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint und Nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundt's Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu seyn, ist Etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühls-Ergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen

eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte mit Recht in der Dichtkunst, mit Unrecht in ihrem Gatten, Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Wilhelm Schadow.

1 8 3 7.

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Tonschöpfungen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, diesem ersten Eindrucke sich gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstlerseele weht, ist mehr als die Kritik seiner Produktionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den später gebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, wo der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition

getragen wird, sondern der Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logischen Begriffe so viele zu verbinden hat, daß sein geistiges Auge oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt seyn kann und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke, angemessen seinem Ursprunge und Bilde, verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtseyn gab der alten Kunst ein so sichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausspricht, daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie rüstig daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Musik des Mittelalters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtseyn der alten Meister unterlegen zu wollen, würde Vision und keine Geschichte seyn. Raphael kann diese Fülle

von Kunst-Philosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dieß jetzt, wo alle Kunst an der Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtseyn über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstrakten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat, wenn er aus Zeitverhältnissen, aus theoretischen mit der erlernten Technik schon eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, welche man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft wirklich höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thronet, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voller olympischer Jupiter, voller Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon sich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings besseren neuern Gedeihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Re-

ligion, ja sogar, die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weit verzweigt. Er besteht nicht bloß darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht bloß von Personen und Tendenzen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht selbst an sich macht. Die Verhältnisse selbst sind vandalisch, ja oft die Zwecke, die bei gepriesenen Kunstvereinen sich eingeschlichen haben. Diese ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die jonische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Studiums, der Abstraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Negieren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, welche unzertrennlich ist von einer Zeit, wo die subjektiven Zweifel mit den objektiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamorphose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer

intensiven Vollkommenheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist. Was ist auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteristische und Beischmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies klassische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es seyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen wüßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese einleitenden Bemerkungen so angemessen seyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer und wenige streuen nur so, wie er, die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen jener Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von seines Vaters übereinandergeschlagenen, allgemein als allzu husarenmäßig bezeich-

nen Weinen des alten Ziethen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben der Schadowschen Schule, welch eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! Dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das ist eine Metamorphose, so konsequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit und sehnsüchtige, bald weiche, bald starrherzige Resignation schließen muß. Ein solches Künstlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweisen, aber die werthvollsten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit lassen sich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen selbst gescheitert seyn; aber der Meister wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Brust. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geistigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben sollte, eine einzige seiner großen Vorstellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger versprochen, als er später leistete. Er war mehr empfänglicher, als ausströmender Natur, zum Maler eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anschauung Carstens'scher Cartons, ein vom Vater geschultes tüchtiges praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseyns und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen sich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künstler beseelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von zeichnender Technik besitzt und von jeher besessen hat und all seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee seines Malens beschränkte. Schadow schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder, von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb dies lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow und seiner Schule weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der, von den entgegengesetztesten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieselbe Richtung sich vereinigte.

Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, ausgegangen zum größten Theile von der Malerei, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlossen mit dem Alterthume, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann-Mengs-Tischbein'schen Periode ab und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelalters, welche allmählig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor seine bäuerliche Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldene Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modeln anfing und die schwärmerische Regung sogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu lauschen in der Peterskirche den zitternden ausgehaltenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchdufte schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht und fingen an, katholisch zu malen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu beten. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, welche sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch werden konnte.

Die römischen Thorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige Ueberzeugung in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher sogar in den Goetheschen Kunstansichten, geschweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges nicht schaffen. Alles Große ist die Frucht der Begeisterung. Erfüllt von ihrem Gegenstande, verwachsen mit allen Beziehungen desselben, trugen die neuern Künstler, welche in Rom damals zusammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Frische und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italienischen Schule nicht wieder möglich geschienen hatte. Die Gestalten schienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches sie anschaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künstler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, seine Idee, sein Eifer schien an das Gemälde, wenn es auch technisch mißlungen war, festgebannt zu seyn und wirkte versöhnend oder ängstlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich sehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche

Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand anlegt, wirkt und schafft und zwar nach einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung

---

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst längst verbreitet ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritisch-sceptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein guter Lehrer zu seyn. Er hat viel zu

viel Selbständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eigenen Wesens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Prinzipien, die sceptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so außerordentlich, daß auch der Meister erstaunt, den Knieriem fallen läßt und die Mittwoch= und Samstags=Nachmittage um so eher noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Gescheutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgesetzt die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht und daran auf's Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsseldorfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabacksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen für Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche, schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt der ungezwungenste zu seyn scheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Goethe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen, den er sich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dieß eine beinahe musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdrucke, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens in so fern gegen sie machen kann, falls sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt seyn sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt

eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer, alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen, und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Kokutterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer blos so

oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Bendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da, wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meere von Uhland übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Einschmeichelnden. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde, wenn nicht Worte zu den Noten gehörten.*) Solche dämmernde, luftgestaltete Momente sind Goethes Fischerknabe, Erlkönig, Bürgers Leonore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun blos in Verse bringen oder malen oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Miß-

*) Sonderbar, daß Felix Mendelssohn seine Lieder ohne Worte auch aus Düsseldorf gebracht hat.

deutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erst ein trauerndes Königspaar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle, die goldnen Vließe ihres Ideals, weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Frazze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus! Die Münchner Romantik kann man nur

mit jener Heidelbergischen Periode unsrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, welches wir Veranlassung haben werden, in der Skizze über Herrn von Raumer noch näher anzudeuten.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es möchte ein begabter Kopf auftreten und Lessings Laocoon neu für unsre Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt aber nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

Friedrich von Raumer.

1837.

Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es wehte immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns Studenten dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen und habe vom Ort nur gesprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische Gourmandise, welche auf den Zügen

liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmählig auf den Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt andeutete. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation, allein es fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollsaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekommt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigste, manchmal auch wohl vom Hundertsten ins Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinandernestelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, seinen Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen zieht, dieser oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch

etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keineswegs aber schreiben kann. Herrn von Raumers Kursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität nur erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter einer Beamtenmeinung gibt. Die Einen halten die Geschichte für eine große Anekdote und kramen in ihr mit der Neugier Alles wissen zu wollen. So der treffliche Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. So die Philosophen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen. so aber, daß sie auch die Ersten seyn können,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt und die Geschichte nur deshalb macht, um gewisse Abstraktionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich dadurch entschieden von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Fakta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben, die Republiken und Despotieen waren zu

allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert... Kurz, Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt und die ihm oft das Ansehen geben, als schildere er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt damit die Selbständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die dazu dienen müssen, seine ideellen Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellenbeiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat aber die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften tüchtigen Gelehrten mit vollem

Rechte in Anspruch nehmen dürfen; nur seine Behendigkeit, sein allerdings praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine Apropos und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie des Interesses geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer in Paris Kritiken an Madame Crelinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könnte er dort keine lateinische Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Herrn Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unserer Zeit und dieser diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten sind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unsrer Zeit zu schreiben, Herr Schlosser studiert über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind. Da find' ich keinen erheblichen Unterschied.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, für die Nationalökonomie und überhaupt für die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein mathematisches Gesetz entdecken kann, da findet er gewiß

ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classifiziren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Darstellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im sausenden Webstuhle der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. In anderem Sinne möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei. Er schürzt hie und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder als „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des Avant, Pendant und Après seiner Studien. Seine Rastlosigkeit gestattet ihm, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich sogar auf rohe Materialien erstreckt, sehr übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang statt findet.

Herr von Raumer begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung auf-

zugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Heerd der preussischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewisse ästhetische Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es waren mancherlei gesellige, besonders theatralische Elemente, die damals, wie überall in der Restaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune an dieser Stimmung Theil und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistik und Hohenstaufenschwärmerei zu der fröhlichen Existenz hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber darin nur Witze, und mitunter gute, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht

wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die ledernen Hosen des Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solger'sche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten; selbst bis in die Moskowitischen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte;

denn die Geschichte ist seine Freundin, seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogieen durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum kleinern Theil, zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Gränzen des Gedankens gibt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraus-tasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröh-liche und an ihm etwas anomale Kopfhängerei. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander scherzen und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mysti-kern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und muntern Verstande und einer angebornen Herzenssehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Des Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutsch-land mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres in München noch steht und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilder-bücher für alte Leute machen, Poesieen, wo die Unbeholfen-

heit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-märkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und vom Kamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüths-Beschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann; und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herrn von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Parteigängern ihm so heftig (und, wenn man dabei noch gar verlangt, jede Originalität solle sich von dem Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen,) fast unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß *jener* trockne gesunde Verstand es war, der Herrn von Rau-

mer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Diskussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus und war vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gelassenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darstellung stehen in keinem recht systematischen Zusammenhange, die Entwickelung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu seyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einen, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmackssache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger strikte Philosophie in dem Werke, als ein Maaßstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Literatur überhaupt auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand hier weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer

könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben und in dem Momente widerspräche der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer ansehnlich gemildert. Es gibt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, das Herrn von Raumer in seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer sehr gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch nur die geringste Conzession ohne Clausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fanatismus könnte für sich in Anspruch nehmen. Andre Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistischen Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen Antheilnahme an der hoffentlich nur provisorischen Censuranstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie

in unsrer ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Parteiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeußerlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, welche ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredaktionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reiste er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil hervorzuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklamation bedeuten? Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie unter freisinnigen Verhältnissen sehr gut hätte geschehen können? Ich glaube das Letztre, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wohl der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen verstorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick beschwören, wo er sich entschloß, nie wieder

nach England zurückzukehren. Auch Herr von Raumer suchte das high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leichter zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirer zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kothigen Humor, welchen die Engländer Kritik zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionär spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, welche bei gewissen Leuten in Berlin ein heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unsrer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche offne Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus

aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen. Das Fremde ist für ihn immer Sache des Studiums, wie sehr ihm auch in der Heimath die persönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer aussetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutschen seyn.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner räsonnirenden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drurylane gegeben und wie viel Oxhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten die Engländer sich überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind und daß selbst Männer, die über die Kunst und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man doch die Versicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft sehr langweiligen Begriff von der Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht durch welche Selbst-

täuschung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in ganz spitzfindigen und langweiligen Distinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber Jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft erheitert, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der grade den Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Möchte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, setzt man das Geringe, was man allenfalls besitzt, außer aller Wirksamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, desto größer wird die Ueberraschung seyn, wenn er in seinen Leistungen unsre Erwartung übertrifft.

Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verstehen, welche diesen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter durchbebt, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen und durch das Band thatsächlicher Ideale zusammengehalten wurde! Man wechselt Briefe und Zusprüche, man tauscht seine Zukunft aus und schüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen sich einander in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu und malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte. Ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andere rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo

sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, schon seit Monaten hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unsrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in sich trug, sondern auch das Versprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten gesicherten Gewinnes für seine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Mein Herz bebte vor Rührung. Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, was man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden

Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein lösten; vielleicht lächeltest du schon verklärt über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorbeer schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerschellen und wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schuldig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das beschriebne Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt werden sollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Allmosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr *Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte*, dem Herrn S… zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner."

Dieser Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man sahe es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben.

Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent

zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden krystallhellen und muntern Worte. Dantons Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, welche die Ruhe so vieler Familien untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theil-

nahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: daher das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: **la bourse ou la vie!**

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sansculottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, nackt und mit Rosen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studierte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in welches sie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus Feld- und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unsern Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz

und Gedankenfälle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jacobiner-Mütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig

geben, wir wollten schon eine Boa Constriktor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte. Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, für sie nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen absteigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen Danton nach Verdienst im Phönix gewürdigt. Büchners Bescheidenheit

schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt: er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verfasser ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Aufsatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grund die Last abzu-

schütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugos übertragenen Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Originale. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit feinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen," A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte." Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmstädtischen Polizeidiener seine Mu-

sen gewesen," so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Göthes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchners spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medizin verlassen und sich auf die abstrakte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der eckelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten?

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich seyn können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu seyn, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu seyn. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je directer politisch zu Werk gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwi-

schen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal und die alten Sagen sind so originell und heimlich und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum Erstenmal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt seyn. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltnen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder

von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Pallastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner — und starb.

Beweisen nicht schon diese von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geist mit ihm unsre Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten so *seltenen* Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein seltner Beleg von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, enden sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schwerzlich und

fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnt' ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Wind nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darstellungen unsrer Zeit, wie sie war, rang, litt und hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwickelung unsrer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergessenheit über uns Alle kommt, möcht' er mit Einer der ersten seyn, von welchen, wenn der Zorn Gottes veronnen ist, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entscheidenden Gerechtigkeit trägt!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonie und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind.

Herwegh sang von ihm in einem größeren schönen Gedichte:

— Es bricht die müde Brust in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Aufs stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Im Verlag der **Literarischen Anstalt** in Frankfurt a. M. sind ferner erschienen:

Aristophanes Werke, nebst den Fragmenten, deutsch von L. Seeger. 3 Bände in 12 Lieferungen. Die Lieferung à 10 gGr. (12½ Ngr.) od. 42 kr. rhein.

Agassiz geologische Alpenreisen. Von E. Desor. Herausgegeben mit einer Einleitung über die Hochgebirgsgruppen von C. Vogt. 35 Bogen. Mit 3 Abbildungen. Thlr. 2½ oder fl. 4. 18 kr. rhein.

Fried. Engels, und **Karl Marx**, die heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer u. Consorten. 22½ Bogen. Thlr. 1. 21 gGr. od. fl. 3. 12 kr. rhein.

Weil, Dr. G., Biblische Legenden der Muselmänner. 20 Bogen. Thlr. 1. 10 gGr. od. fl. 2. 24 kr. rhn.

Heinrich König, Eine Fahrt nach Ostende. 24 Bogen. Thlr. 2. od. fl. 3. 30 kr. rhein.

B. H. Oppenheim, System des Völkerrechts. 27 Bogen. Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.



